

Leben lesen

ZUR THEORIE DER BIOGRAPHIE UM 1800

TOBIAS HEINRICH


böhlau

Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts

Band 18

Herausgegeben von Franz M. Eybl und Wolfgang Schmale
Begründet von Moritz Csáky

Tobias Heinrich

Leben lesen

Zur Theorie der Biographie um 1800



2016
BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR



Veröffentlicht mit Unterstützung des
Austrian Science Fund (FWF): PUB 356-G23

Dieses Buch entstand im Auftrag der Ludwig Boltzmann Gesellschaft im Rahmen eines Forschungsprogramms des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte und Theorie der Biographie.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://portal.dnb.de abrufbar.

Umschlagabbildung: Ernest Meissonier, Le liseur blanc, en 1857, huile sur chêne parqueté
H. 0.215 ; L. 0.155 musée d'Orsay, Paris, France
©photo musée d'Orsay / rmn

Korrektorat: Claudia Macho, Wien
Satz: Bettina Waringer, Wien
Druck und Bindung: General Druckerei, Szeged
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier
Printed in the EU

ISBN 978-3-205-20290-5

Inhalt

Einleitung

Wenn wir unter dem Begriff der Biographie die Repräsentation einer Person und ihres Lebens verstehen wollen, so begegnen wir ihr von den Anfängen der schriftlichen Überlieferung in den vielfältigsten Formen und Gattungen. Beginnend mit den Grabinschriften der frühen Hochkulturen, den Viten Plutarchs und Suetons, den Bekenntnissen des Augustinus über die hagiographischen Aufzeichnungen der Heiligengeschichten und die frühneuzeitliche Gelehrtenbiographik zu den *Confessions* Rousseaus und den Monumentalbiographien des 19. Jahrhunderts, zeigt sich die Biographie als konstante Größe der abendländischen Kultur. Mit Blick auf orale Kommunikationsformen wäre die Reihe um die mannigfaltigen Ausprägungen panegyrischer Rede und das biographische Gedenken postumer Würdigungen zu ergänzen. Im medialen Gefüge des 20. und 21. Jahrhunderts prägen biographische Erzählformen schließlich auch die filmische Narration und liefern das Strukturmodell virtueller sozialer Netzwerke. Fasst man die Definition der Biographie jedoch enger, erschließt sich aus der Abgrenzung zu verwandten Gattungen eine alternative Bestimmung. Die Biographie wird dabei als genuine narrative Textsorte betrachtet, die einen konkreten Lebenszusammenhang zum Thema hat. Von fiktionalen Erzählformen unterscheidet sie sich durch ihren referentiellen Charakter der Wirklichkeit gegenüber.[1] Das Dargestellte soll nicht nur als möglich, sondern als wahr gelten. Als Differenzierungskriterium zur Autobiographie fallen außerdem das Darstellungsobjekt und die Figuration des Autors nicht in eins.[2] Das zweigliedrige, autobiographische Kommunikationsverhältnis einer Person, die ihren Lesern von sich selbst berichtet, wird durch das dreigliedrige Schema der Biographie ersetzt, in der der Biograph als Vermittler zwischen seinen Gegenstand und die Rezipienten tritt. Eine in dieser Art eingeschränkte Definition des Biographischen ist etwa auf dem Buchmarkt relevant, der damit auf spezifische Leseerwartungen reagiert.[3] Die ungebrochene Konjunktur der Biographie gründet nicht zuletzt auf einem klar umrissenen Angebot, das sie ihren Rezipienten bereits durch ihre Gattungsbezeichnung macht. In einer dritten Form seiner Verwendung meint der Begriff

---

1 Vgl. Sven Hanuschek: „Referentialität". In: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Hg. v. Christian Klein. Stuttgart 2009, S. 12–16; Bernhard Fetz: „Biographisches Erzählen zwischen Wahrheit und Lüge, Inszenierung und Authentizität". In: *Handbuch Biographie.* Hg. v. Klein, S. 54–60; zum Verhältnis dokumentarischer und fiktionaler Narration vgl. außerdem Alexander Kluge: *Gelegenheitsarbeit einer Sklavin. Zur realistischen Methode*. Frankfurt/M. 1975.

2 Zu den Bestimmungsmerkmalen der Autobiographie vgl. Philippe Lejeune: *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt/M. 1994; zu deren performativer Dekonstruktion: Arno Dusini: *Tagebuch. Möglichkeiten einer Gattung.* München 2005; zum Verhältnis von Fremd- und Autobiographie: Michaela Holdenried: „Biographie, Autobiographie – Annäherungen, Abgrenzungen". In: *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Hg. v. Michaela Holdenried. Berlin 1995, S. 390–401; Michaela Holdenried: „Biographie vs. Autobiographie". In: *Handbuch Biographie*. Hg. v. Klein, S. 37–43.

3 Zur Zielgruppenaffinität der Biographie vgl. Stephan Porombka: „Biographie und Buchmarkt". In: *Handbuch Biographie*. Hg. v. Klein, S. 444–450, hier S. 445.

aber auch umfassend die Vorstellung des Lebenszusammenhangs bzw. Lebensverlaufs. Wir sprechen von unserer Biographie, wenn wir uns auf unseren Lebensgang beziehen und ihn in seiner Kontinuität betrachten wollen. Die Rede von der eigenen oder der fremden Biographie bezeichnet dabei die Einheit des gelebten Lebens, die gedanklich fassbar ist und den Stoff für narrative Konzepte des Biographischen liefert.

Für die im Titel genannte Beschäftigung mit der „Theorie der Biographie" werden im Folgenden alle drei Dimensionen des Begriffs und ihr gegenseitiges Abhängigkeits- und Austauschverhältnis relevant sein.[4] Die Betrachtung eines Lebens korrespondiert sowohl mit der diskursiven Rahmung biographischen Wissens als auch mit der konkreten textuellen Ausgestaltung. Jeder kommunikativen Referenz auf einen bestimmten Lebenszusammenhang liegt ein implizites Verständnis dafür zugrunde, was biographisch sag- und denkbar ist. Trotz der Vielzahl an Publikationen zum Thema herrscht innerhalb der Forschung zu Theorie und Geschichte biographischen Schreibens weitgehend Uneinigkeit über die begriffliche Differenzierung ihres Feldes. Dieser Umstand soll hier nicht durch einen weiteren Versuch der Eingrenzung und Verfestigung biographischer Semantiken perpetuiert werden. Vielmehr möchte die vorliegende Studie den historischen Horizont der diskursiven Produktion biographischer Sinnzusammenhänge nachzeichnen und dabei vor allem die konzeptuellen Verschiebungen und Transformationen beobachten, was notwendigerweise ein dynamisches Verständnis dessen, was Biographie bedeuten kann, voraussetzt. Der Entgrenzung des Frageraums wird allerdings mit einer Einschränkung hinsichtlich des untersuchten Materials begegnet. Als Grundlage der Arbeit dienen ausschließlich Texte, die sich im Sinne der zweiten der oben angeführten Definitionsmöglichkeiten an einer Theorie der Biographie als schriftbasierter, narrativer Darstellung eines fremden Lebens versuchen. Die Abgrenzungen gegenüber fiktionalen und autoreferentiellen, oralen und nichtsprachlichen Ausdrucksformen der Biographie werden damit nicht von außen an die untersuchten Texte herangetragen, sondern als

4 Auf die Vielschichtigkeit der begrifflichen Bestimmung von Biographie wird in der Forschung regelmäßig verwiesen. Vgl. u.a. Helmut Scheuer: „Biographie". In: *HWR* Bd. 2, Sp. 30–43; Falko Schnicke: „Begriffsgeschichte: Biographie und verwandte Termini". In: *Handbuch Biographie*. Hg. v. Klein, S. 1–6; Bernhard Fetz: „Die vielen Leben der Biographie. Interdisziplinäre Aspekte einer Theorie der Biographie". In: *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Hg. v. Bernhard Fetz. Unter Mitarbeit von Hannes Schweiger. Berlin, New York 2009, S. 3–66. Einer offenen und changierenden Definition des Begriffs, der hier der Vorzug gegeben wird, stehen mannigfaltige Versuche der Abgrenzung, Systematisierung und lexikalischen Erschließung von Teilbereichen des biographischen Diskurses entgegen. Vgl. aus einer historischen Perspektive Falko Schnicke: „Transgressive Semantiken. Zur erkenntnistheoretischen Umwertung von ‚Biographie' im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert (Abbt, Wiggers, Droysen)". In: *Wissenschaftsgeschichte als Begriffsgeschichte. Terminologische Umbrüche im Entstehungsprozess der modernen Wissenschaften*. Hg. v. Michael Eggers u. Matthias Rothe. Bielefeld 2009; zur begrifflichen Abgrenzung der Charakterbeschreibung von der biographischen Erzählung äußerer Ereignisse vgl. Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830–1940)*. Berlin, New York 2006, S. 23f. Zur Beschreibung biographischer Strukturen in fiktionaler Literatur vgl. Ansgar Nünning: „Von der fiktionalen Biographie zur biographischen Metafiktion". In: *Fakten und Fiktionen: Strategien fiktionalbiographischer Dichterdarstellungen in Roman, Drama und Film seit 1970*. Tübingen 2000, S. 15–36.

Differenzierungsstrategien selbst Gegenstand der Analyse. Unter dem Gesichtspunkt einer biographischen „Formationsphase“[5] um 1800 soll in der vorliegenden Untersuchung die Diskussion um Funktionen, Möglichkeiten und Grenzen der Biographie nachvollzogen werden. Die breitgefächerte theoretische Reflexion, die die Lebensbeschreibung im ausgehenden 18. Jahrhundert im deutschen Sprachraum erstmals erfährt, muss dabei als Reaktion auf ein verändertes Menschenbild verstanden werden, das sich in den tradierten biographischen Ausdrucksformen nur unzureichend repräsentieren lässt.[6] Die Frage nach dem Wissen um das Subjekt wird damit an jene Texte herangetragen, die sich dem „Wie“ und „Warum“ seiner narrativen Inszenierung widmen.[7]

Mit Johann Georg Wiggers' *Ueber die Biographie*[8] liegt 1777 die erste deutschsprachige Monographie vor, die sich explizit um die theoretische Fassung der Lebensbeschreibung bemüht. Das Thema ist virulent. Bereits in den Jahren zuvor war eine Reihe kürzerer Beiträge als Teil einer gelehrten Debatte um den erkenntnistheoretischen, pädagogischen und anthropologischen Status der Biographik erschienen. Maßgeblich für die Positionierung narrativer Lebensbeschreibungen im zeitgenössischen Gattungskanon sind aber auch die Geleitworte, Vorreden, Einleitungen und Präambeln der vielfältigen biographischen Einzel- und Sammelprojekte, die um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert publiziert werden. Eine exemplarische Auswahl aus den genannten Texten soll zentrale Motive der Argumentation zu Tage fördern sowie die rhetorischen und diskursiven Strategien darlegen, mit denen je spezifische Ausgestaltungen des biographischen Schreibens als Angebot formuliert oder als Norm festgesetzt werden.[9] Thomas Abbts Überlegungen in den *Briefen, die neueste Litteratur betreffend*

---

5 Daniel Fulda: „‚Formationsphase 1800‘. Historisch-hermeneutisch-literarische Diskurse in der Rekonstruktion“. In: *Scientia Poetica* 6 (2002), S. 153–171. Daniel Fulda bezieht die Bezeichnung auf den Begriff der Geschichte. Ebenso kann aber auch für die Biographik um 1800 von einer formativen Entwicklungsperiode gesprochen werden.

6 Zur Präfiguration biographischer Aussageweisen durch das ihr zugrunde liegende Menschenbild vgl. Zimmermann: *Biographische Anthropologie,* S. 48f. Zur Biographietheorie um 1800 vgl. Eckhart Jander: *Untersuchungen zu Theorie und Praxis der deutschen historischen Biographie im neunzehnten Jahrhundert. (Ist die Biographie eine mögliche Form legitimer Geschichtsschreibung?).* Diss. Freiburg i. Br. 1965, S. 31–38; Ernst Engelberg u. Hans Schleier: „Zu Geschichte und Theorie der historischen Biographie“. In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 38 (1990), S. 195–217; Michael Maurer: „Zur Theorie der Biographie im 18. Jahrhundert“. In: *Biographie und Kunst als historiographisches Problem.* Hg. v. Joachim Kremer, Wolf Hobohm u. Wolfgang Ruf. Hildesheim, New York, Zürich 2004, S. 40–45; Schnicke: „Transgressive Semantiken“, S. 234–242.

7 Zum epistemologischen Verhältnis von Wissensobjekten und deren Repräsentationsformen vgl. Joseph Vogl: „Einleitung“. In: *Poetologien des Wissens um 1800.* Hg. v. Joseph Vogl. München 1999, S. 7–16, hier S. 13.

8 Johann Georg Wiggers: *Ueber die Biographie*. Mitau 1777.

9 In Anlehnung an die von Heiner Schultz entworfene „argumentationsgeschichtliche“ Weiterentwicklung der Begriffsgeschichte soll hier ein von Falko Schnicke für das Feld der historischen Biographieforschung fruchtbar gemachter Ansatz methodisch weiterverfolgt werden, jedoch ohne den Anspruch einer abschließenden Systematisierungsleistung. Vgl. Schnicke: „Transgressive Semantiken“, v.a. S. 237f. u. 256ff; Heiner Schultz: „Begriffsgeschichte und Argumentationsgeschichte“. In: *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*. Hg. v. Reinhart Koselleck. Stuttgart 1979, S. 43–74.

stehen um 1761 am Ursprung dieser Debatte und sind wesentlicher Bezugspunkt einer Reihe der hier versammelten Beiträger.[10] Abbt kritisiert die überkommene Repräsentationsbiographik in höfisch-aristokratischer Tradition und plädiert im Stile der Aufklärungsanthropologie für Persönlichkeitsdarstellungen, die das Spezifische und Individuelle eines Menschen hervortreten lassen. Ähnlich argumentiert Georg Christoph Lichtenberg wenige Jahre später in einer Rede über die Biographik.[11] In seinen Gedanken spiegelt sich besonders eindringlich die Bedeutung des „Sichtbaren" für die Individualitätskonzepte der Zeit, die durch die Logik von Physio- und Pathognomik in den biographischen Diskurs eingebracht wird. Johann Joachim Eschenburg wiederum betrachtet die Biographie in seinem 1783 erschienen *Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften*[12] in ihrem funktionalen Verhältnis zu verwandten literarischen Genres und vollzieht damit eine notwendige Systematisierungsleistung. Mit der *Allgemeinen Biographie* von Johann Matthias Schröckh[13], dem *Nekrolog* Friedrich Schlichtegrolls[14] und dem *Biographen*[15], einem von der Universität Halle ausgehenden Zeitschriftenprojekt, sind in der Auswahl analysierter Texte drei der wichtigsten zeitgenössischen Biographiesammlungen enthalten, die in ihrer je unterschiedlichen Anlage nicht nur den historischen Entwicklungsbogen aufzeigen, sondern auch die Breite des Möglichkeitsspektrums kollektiver Biographik dokumentieren. Hinsichtlich einer monographischen Auseinandersetzung schließt Daniel Jenisch 1802 mit dem Titel *Theorie der Lebens-Beschreibung*[16] an Wiggers *Ueber die Biographie* an. In beiden Fällen versuchen die Autoren eine umfassende Darstellung ihres Gegenstandes, die vor allem der Praxis biographischen Schreibens als Grundlage dienen soll. Gerade im Kontrast der beiden Schriften zeigt sich die zunehmende Bedeutung der Hermeneutik auf den biographischen Diskurs. Während Wiggers eine Form der Lebensbeschreibung, die vor allem die intellektuelle Entwicklung einer Persönlichkeit darlegt, noch isoliert im Rahmen der Gelehrtenbiographie behandelt, wird der Ansatz einer psychologisch motivierten Analyse, die innere und äußere Vorgänge eines Lebens in ihren dynamisch verzahnten Wechselwirkungen betrachtet, bei Jenisch zur allgemeinen Grundlage avancierter Biographik. Mit Johann Gottfried Herder dient der vorliegenden Studie

10 Gotthold Ephraim Lessing, Moses Mendelssohn, u.a. (Hgg.): *Briefe die neueste Litteratur betreffend*. 10. Theil. Berlin 1761. (Zit. als: Abbt: Briefe. Häufig genannte Quellen werden mit Siglen zitiert, die sich aus Autornamen und wenn zur Unterscheidung notwendig auch aus Titelspezifikation und dem Erscheinungsjahr zusammensetzen.)

11 Georg Christoph Lichtenberg: „Von den Charakteren in der Geschichte". In: *Schriften und Briefe*. Bd 2. Hg. v. Wolfgang Promies, Frankfurt/M. 1992, S. 9–13. (Zit. als Lichtenberg.)

12 Johann Joachim Eschenburg: *Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. Zur Grundlage bey Vorlesungen*. Berlin, Stettin 1783. (Zit. als Eschenburg.)

13 Johann Matthias Schröckh: *Allgemeine Biographie*. Berlin 1767–1791. (Zit. als Schröckh.)

14 Friedrich Schlichtegroll: *Nekrolog auf das Jahr...* [später: *Nekrolog der Teutschen für das neunzehnte Jahrhundert*]. Gotha 1791–1806. (Zit. als Schlichtegroll.)

15 *Der Biograph. Darstellungen merkwürdiger Menschen der drey letzten Jahrhunderte*. Halle 1802–1810. (Zit. als Der Biograph.)

16 Daniel Jenisch: *Theorie der Lebens-Beschreibung. Nebst einer Lebens-Beschreibung Karls des Großen: einer Preisschrift*. Berlin 1802. (Zit. als Jenisch.)

schließlich ein Denker als Gewährsmann, in dessen Werk die Biographie eine vielfältige Rolle spielt.[17] Von seiner Tätigkeit als Prediger über die von ihm verfassten Nachrufe und Würdigungen bis zu seinen Gedanken über die politischen Implikationen biographischer Sammlungen sind hier eine Reihe von Äußerungen und Schriften zu berücksichtigen. Trotz ihrer je unterschiedlichen Perspektive auf die Lebensbeschreibung wurzeln sie alle in Herders genuiner Vorstellung der Geschichte als organischem Prozess und unterstreichen im Sinne einer Medienanthropologie avant la lettre, wie historisch und kulturell vermittelte Kommunikationsformationen den biographischen Diskurs prägen. So beschreibt er die Urszenen des Biographischen im kultischen Totengedenken der Antike und verfolgt deren Transformation bis in die Moderne, in der schließlich das gedruckte Buch zur primären Denkfigur für das biographische Subjekt avanciert.

Um der Vielfalt der in den Quellen behandelten Themen zu begegnen, orientiert sich der Aufbau der Untersuchung an deren kleinstem gemeinsamen Nenner: der narrativen Situierung von Individualität als Epochenproblem. Biographische Strukturen werden in der vorliegenden Studie als semantisches Lösungsangebot für die Herausforderung einer Gesellschaft verstanden, die die Entwicklung subjektspezifischer Identität als Voraussetzung sozialer Partizipation verlangt.[18] Aus soziologischer Perspektive steht der Individualitätsbegriff des 18. Jahrhunderts in einem Spannungsverhältnis zwischen den Postulaten der Gleichheit und der Einzigartigkeit.[19] Die Theorien der Biographie, wie sie in den analysierten Texten entwickelt werden, arbeiten sich dabei an der Aufgabe ab, zwischen wissenschaftstheoretisch und sozialkritisch motiviertem Interesse am anthropologisch Allgemeinen und der Suche nach Ausdrucksformen eines emanzipativ-autonomen Subjektbewusstseins zu vermitteln. Damit wird die Biographik als Archiv performativen Wissens konstituiert, dem je unterschiedliche

17 Zitiert wird, wo möglich, nach der Frankfurter Ausgabe (Johann Gottfried Herder: *Herders sämmtliche Werke*. Hg. v. Martin Bollacher u.a. Frankfurt/M. 1985–2000. Zit. mit Angabe des Bandes als Herder FA.), sonst nach Suphan (Johann Gottfried Herder: *Herders sämmtliche Werke*. Hg. v. Bernhard Suphan. Nachdr. der Ausg. Berlin 1877–1913. Hildesheim 1967–1968. Zit. mit Angabe des Bandes als Herder SWS.) und in zwei Fällen direkt mit Werktitel: Johann Gottfried Herder: „Entwurf zu einer Denkschrift auf A. G. Baumgarten, J. D. Heilmann und Th. Abbt“. In: Herder FA 1, S. 677–681. (Zit. als Herder: Entwurf zu einer Denkschrift.); Johann Gottfried Herder: „Über Thomas Abbts Schriften. Der Torso zu einem Denkmal, an seinem Grabe errichtet “. In: FA 2, S. 565–608. (Zit. als Herder: Torso.)

18 „Der Einzelne kann in der funktional differenzierten Gesellschaft nicht mehr wie in der primär schichtdifferenzierten Gesellschaft durch Einordnung in die Gesellschaft Identität gewinnen. Das würde nun zu einer schizophrenen Aufspaltung in verschiedene ‚Ichs‘ führen. Er ist dazu verurteilt, sich selbst seine Identität zu geben, die sich gerade in der Abweisung aller seiner gesellschaftlichen Bindungen konstituieren und in einem distanzierten Umgang mit ihnen als Rollenfunktionen bewähren muß.“ Marianne Willems: „Individualität – ein bürgerliches Orientierungsmuster. Zur Epochencharakteristik von Empfindsamkeit und Sturm und Drang“. In: *Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert.* Hg. v. Hans-Edwin Friedrich, Fotis Jannidis u. Marianne Willems. Tübingen 2006, S. 171–200, hier S. 176f. Christian von Zimmermann spricht in diesem Zusammenhang von einer „Konfliktgeschichte um das Problem der Individualität“ als Signum der Moderne. Zimmermann: *Biographische Anthropologie,* S. 52.

19 Rudolf Stichweh: „Lebenslauf und Individualität“. In: *Lebensläufe um 1800.* Hg. v. Jürgen Fohrmann. Tübingen 1998, S. 223–234, hier S. 228.

deiktische Politiken der Funktionalisierung lebensgeschichtlicher Narration zugrunde liegen.[20]

Die Frage nach der biographischen Konstruktion von Individualität wird im Folgenden aus fünf sich gegenseitig ergänzenden Perspektiven betrachtet, die sich an den thematischen Überschneidungen der Quellen orientieren und darauf zielen, ein möglichst umfassendes Bild der zeitgenössischen Debatte wiederzugeben. In einem ersten Schritt wird an zwei frühen Texten Johann Gottfried Herders der kulturgeschichtlichen Situierung der Biographie im Spektrum kollektiver Gedächtnispraktiken nachgegangen (Kapitel 1). Die postume Erinnerung wird dabei als performative Bewältigungsstrategie kenntlich, der ein Akt kollektiver Identitätskonstruktion eingeschrieben ist. In einer Analyse der Bildmetaphorik biographietheoretischer Texte rücken sodann die gattungstheoretische Einbettung sowie die mediale Repräsentationslogik biographischer Schreibweisen in den Mittelpunkt (Kapitel 2). Mit dem Übergang von einer älteren Bildkultur, die auf der Analogie von Zeichen und Bezeichnetem beruht, zu einem Darstellungsverhältnis, in dem diese Beziehung arbiträr geworden ist,[21] stehen visuelle Formen der Subjektrepräsentation zunehmend in einem Konkurrenzverhältnis zu schriftgebundenen Medien. Zugleich hat aber die bildende Kunst eine differenzierte Semantik der Individualität ausgebildet, auf die sich die Theorie der Lebensbeschreibung beziehen kann. Das Porträt als Metapher erlaubt es, in diesem Bezugsraum zu operieren und damit die Konturen der Gattungen zu schärfen. Im Spannungsfeld von affirmativer Aneignung bildlicher Ausdrucksformen und impliziter Bildkritik eröffnet sich ein Problembereich biographischen Schreibens, der bis in die Gegenwart aktuell bleibt und das Verhältnis von körperlicher und zeitlicher Dimension des Lebens sowie der hermeneutischen Deutbarkeit des Subjekts und der Möglichkeit seiner medialen Darstellung betrifft.[22] Eine Betrachtung der Biographie als Exempel integriert die Frage ihrer didaktischen Funktionalisierung (Kapitel 3). Identifikation und Imitation, Fremderfahrung und Selbstentwurf bilden die Ecksteine, auf denen die Aktualisierung der pädagogischen Wirkintention biographischen Schreibens in der Aufklärungsepoche beruht. Über die Aneignung fremder Lebensentwürfe wird die Lebensbeschreibung aus einer globalen Perspektive als Movens menschheitsgeschichtlicher Entwicklungsprozesse verstanden. Die soziale Seite identitärer Konstruktionen lässt sich in Auseinandersetzungen mit den für das 18. Jahrhundert charakteristischen Biographiesammlungen beleuchten (Kapitel 4). Die Auflösung der feudalen Ständeordnung verschiebt die

20 Zum Begriff des (auto-)biographischen Archivs vgl. Manfred Schneider: „Politik der Lebensgeschichte um 1800 und das autobiographische Wissen im Theoriedesign des 20. Jahrhunderts". In: *Poetologien des Wissens um 1800*. Hg. v. Vogl, S. 267–288, hier S. 268. Schneiders Politiken der Lebensgeschichte, die religiös-exemplarische, die kollektiv-nationale und die anthropologisch-szientifische möchte ich in Folge um eine semiotisch-mediale (anhand der Frage bildhafter vs. narrativer Darstellung des Individuums) und eine memorial-performative Indienstnahme des Biographischen ergänzen.

21 Albrecht Koschorke: „Wissenschaften des Arbiträren. Die Revolutionierung der Sinnesphysiologie und die Entstehung der modernen Hermeneutik um 1800". In: *Poetologien des Wissens um 1800*. Hg. v. Vogl, S. 19–52.

22 Caitríona Ní Dhúill: „Lebensbilder. Biographie und die Sprache der bildenden Künste". In: *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Hg. v. Fetz, S. 473–499.

Kriterien gesellschaftlicher Differenzierungsstrategien, um deren Vorhandensein vielfach hinter einer Rhetorik der Egalität zu verbergen. An den Paradigmen bürgerlicher, nationaler und geschlechtlicher[23] Identität sollen die biographische Konstitution imaginärer Gemeinschaften und deren inhärente Homogenisierungspraktiken nachvollzogen werden. Dabei zeigt sich aber auch das subversive Potential kollektivbiographischer Strukturen, die in der Pluralität als Formprinzip Tendenzen der vereinheitlichenden Harmonisierung unterlaufen. Abschließend wird unter Berücksichtigung mediologischer Aspekte nach dem Status der Biographie im Kontext der Formierung einer hermeneutischen Anthropologie gefragt (Kapitel 5). In Folge der Ablösung körperlicher Präsenz durch schriftgebundene Repräsentation in den Kommunikationsverhältnissen der Neuzeit erscheint das Schreiben als authentischer Ausdruck der Individualität eines Subjekts. Was vormals Gegenstand der Rhetorik oder der Stilkunde[24] gewesen war, erhält nun allgemeine, identitätsstiftende Bedeutung. Die Techniken interpretativer Textauslegung werden damit zur Grundlage psychologisch-analytischer Annäherungen an das Subjekt. Biographie als Literaturkritik erwächst zur Leitgattung im umfassenden Anspruch der Hermeneutik.[25]

---

23 Bewusst wird in der vorliegenden Studie auf die graphische Hervorhebung bzw. Hinzufügung weiblicher Endungen zur Konstruktion geschlechtsneutraler Formulierungen verzichtet. Obgleich die sprachliche Unterrepräsentation von Frauen gerade auf dem Feld der Biographik als folgenschweres Problem verstanden wird, erscheint es nicht ausreichend, der dahingehend verkürzenden Rhetorik der untersuchten Texte allein mit Mitteln der sprachlichen Bewusstseinsbildung zu begegnen. Eine adäquate Auseinandersetzung mit der Rolle von Frauen im biographischen Diskurs muss inhaltlich geschehen und kann im Umfang dieser Arbeit nur ansatzweise und exemplarisch erfolgen. Vgl. dazu Kapitel 4.3. Darüber hinaus verweise ich auf die einschlägigen Arbeiten zum Thema, etwa: Anne-Kathrin Reulecke: „Die Nase der Lady Hester'. Überlegungen zum Verhältnis von Biographie und Geschlechterdifferenz". In: *Biographie als Geschichte*. Hg. v. Hedwig Röckelein. Tübingen 1993, S. 117–142; Anita Runge: „Geschlechterdifferenz in der literaturwissenschaftlichen Biographik. Ein Forschungsprogramm". In: *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens.* Hg. v. Christian Klein. Stuttgart, Weimar 2002, S. 113–128; Christian von Zimmermann u. Nina von Zimmermann (Hgg.): *Frauenbiographik. Lebensbeschreibungen und Porträts*. Tübingen 2005; *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Hg. v. Fetz, S. 157–282; Anita Runge: „Gender Studies". In: *Handbuch Biographie*. Hg. v. Klein, S. 402–407.

24 Zur Semantik des Stils als Grundlage von Prozessen der Identitätskonstruktion vgl. Alois Hahn: „Soziologische Relevanzen des Stilbegriffs". In: *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements*. Hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht und Karl Ludwig Pfeiffer. Unter Mitarbeit von Armin Biermann u.a. Frankfurt/M. 1986, S. 603–611.

25 „Von Herder bis weit ins 20. Jahrhundert steht der (‚moderne', nachaufklärungshermeneutische) biographische Ansatz im Zentrum der entstehungsgeschichtlichen Erklärung der historisch-hermeneutischen Wissenschaften. Indem sie das Individuelle mit dem Allgemeinen auf eine gleichsam ‚natürliche' Weise zu verbinden gestattet, bietet die biographische Heuristik die Möglichkeit, in einem geschmeidigen narrativen Konzept die Vorteile zweier Erklärungsweisen miteinander zu verbinden, die, für sich genommen, beide defizient sind: zum einen die Erklärung aus der ‚organischen' Entfaltung individueller Anlagen und Kräfte; zum anderen die Erklärung aus den fördernden bzw. hemmenden Einflüssen der sozialen Umgebung." Tom Kindt u. Hans-Harald Müller: „Was war eigentlich der *Biographismus* – und was ist aus ihm geworden? Eine Untersuchung". In: *Autorschaft. Positionen und Revisionen*. Hg. v. Heinrich Detering. Stuttgart 2002, S. 355–375, hier S. 358. Zur Verbindung von Literaturkritik und Biographie in der Gattung der Charakteristik vgl. Günter Oesterle: „‚Kunstwerk der Kritik' oder ‚Vorübung

Von einem je unterschiedlichen Standpunkt ausgehend diskutieren die genannten Themen, was es um 1800 für die deutschsprachige Theoriebildung bedeutet, eine Biographie – sowohl im Sinne des Lebenszusammenhangs als auch als narrativer Text – zu lesen. Der Akzent liegt auf der Seite der Rezeption, insofern auch das Zustandekommen eines biographischen Sinngefüges bereits als hermeneutischer Lektüreprozess verstanden werden kann. Leben *lesen* meint also die individuelle Aneignung biographischen Wissens, aber auch grundlegender die Verwandlung des Lebens in eine narrative Kommunikationsstruktur. So behandeln das erste und das letzte Kapitel den Speicher, in dem biographisches Wissen aufgehoben ist und gleichzeitig kommunikabel wird. Während unter dem Begriff „Gedächtnis" die diskursiven Ordnungen rekonstruiert werden, in denen sich das biographische Schreiben um 1800 situiert, wird unter dem Titel „Schrift" dessen mediologische Seite beleuchtet. In beiden Fällen geht es um die Verwandlung einer Persönlichkeit von einem lebendigen, körperlichen Individuum zum Gegenstand biographischer Erinnerung. Die Frage nach dem Verhältnis von Biographie und bildender Kunst entwickelt diese Thematik weiter, indem sie die historischen Wechselbeziehungen zweier mimetischer Diskurse nachzeichnet. Wie wird das Verhältnis von Zeichen und Bezeichnetem im Kontext der Biographie gedacht und welchen Einfluss hat hier die bildende Kunst als Referenzrahmen? Unter der Prämisse einer exemplarischen Lesart des Biographischen wird anschließend die Umkehr der Transformation vom Leben zur Schrift untersucht. Es geht um Lektürestrategien durch die medial vermitteltes Wissen wieder in einen Lebenszusammenhang integriert werden kann. Können narrativ verfasste Lebensbeschreibungen reale Wirkkräfte entfalten und was lässt sich aus dem Lesen einer Biographie für das eigene Leben lernen? Im Verhältnis zwischen der biographierten Persönlichkeit und den Rezipienten der Biographie klingt dabei bereits das Motiv der Alterität an, das schließlich im vierten Kapitel weiter ausgebreitet wird. Jede Biographie behandelt eine konkrete Ausformung im historischen Spektrum der Lebensentwürfe. Bedeutung entsteht in der Zusammenschau, wenn eine Biographie auf die andere bzw. eine fremde Lebensgeschichte auf den eigenen Lebenszusammenhang bezogen wird. Indes beruht die Möglichkeit des Vergleichs wieder auf den Eigenschaften der Biographie als schriftgebundenem Diskursgegenstand. Erst als lesbarer Text kann sie anderen Lebensbeschreibungen gegenübergestellt werden, um das je Verbindende oder Individuelle zum Vorschein zu bringen. Aus der Perspektive des Kanons wird die Pluralität des Biographischen allerdings auch zum Problem, dessen Inklusions- und Exklusionsmechanismen laufend neu verhandelt werden. In Rückbindung an das Eingangskapitel geht es hier also auch um die Mechanismen, durch die Individuen ihr Platz im kulturellen Gedächtnis gewährt oder verweigert wird.

Parallel zur Frage der Lesbarkeit des Lebens verbinden zwei weitere Motive die vorliegende Untersuchung. Zum einen geht es um das Verhältnis von Biographie und Geschichtsschreibung. Die hier verhandelten Theoretiker entwickeln ihre Konzeptionen der Lebensbeschreibung allesamt vor dem Hintergrund des historiographischen Diskurses. Die fünf

---

zur Geschichtsschreibung'? Form- und Funktionswandel der Charakteristik in Romantik und Vormärz". In: *Literaturkritik – Anspruch und Wirklichkeit.* Hg. v. Wilfried Barner. Stuttgart 1990, S. 64–86.

gewählten Blickwinkel beleuchten jeweils einen unterschiedlichen Aspekt dieser Relation. Im kollektiven Andenken wird die Aktualisierung der Vergangenheit in seiner kulturstiftenden Funktion betrachtet. In den Analogieschlüssen zur bildenden Kunst eröffnet sich der metaphorische Argumentationsraum für die Integration bzw. Abgrenzung von Biographie und Globalgeschichte. Im dritten Kapitel wird die im 18. Jahrhundert virulente Frage, was und ob überhaupt aus der Vergangenheit zu lernen ist, mit Blick auf die Biographie gestellt. Daran anschließend dokumentiert das Thema kollektiver Biographik Versuche, geschichtliche Prozesse in der Zusammenstellung von Lebensgeschichten begreiflich zu machen. Ebenso spielt aber auch das Streben von Unternehmungen wie Friedrich Schlichtegrolls *Nekrolog* eine Rolle, der Gegenwart und deren sozialen und politischen Umbrüchen in den Biographien unmittelbarer Zeitgenossen eine narrative Fassung zu geben und damit die Zeitgeschichte der historischen Reflexion zu öffnen. Die abschließende Analyse des fünften Kapitels richtet den Blick auf Techniken hermeneutischer Sinnstiftung, die sowohl auf Wilhelm Diltheys Konzept der Geisteswissenschaften als auch auf die quellenkritischen Verfahren in der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts vorausdeuten. Aufbauend auf rezenten mediologischen Ansätzen, werden die Wurzeln der historistischen Biographik in der Entfaltung einer umfassenden Schriftkultur verortet.

In der Rolle als Stellvertreterin ihres Gegenstandes situiert sich die moderne Biographie schließlich in dem von Hans Ulrich Gumbrecht beschriebenen Spannungsfeld von Hermeneutik und Präsenz.[26] Wie im ersten Kapitel gezeigt wird, nährt sich der biographische Diskurs um 1800 aus historischen Formationen kollektiven Andenkens. Von der Anrufung der Toten im Trauerritus über die Ehrung des Monarchen im Herrscherlob bis zur philologischen Dichterbiographie wird die Lebensbeschreibung vor dem Hintergrund einer anwesenden Abwesenheit positioniert. Sie ist bestrebt, Vergangenes zu aktualisieren und gelebtes Leben für ihre Rezipienten produktiv werden zu lassen. Dabei erzeugt sie einerseits einen performativen Überschuss, um Gemeinschaften zu stiften, Machtgefüge zu stabilisieren oder literarische Bedeutung zu generieren, andererseits ist die Biographie in ihrem Anliegen, einen Menschen und seinen individuellen Lebenszusammenhang zu repräsentieren, aber immer auch zum Scheitern verurteilt. Als schriftgebundener Text im Reich der Bedeutungen operierend vermag sie es gerade nicht, die lebendige, körperliche Seite ihres Gegenstandes zu rekonstruieren. In seiner nicht-hermeneutischen Qualität bleibt das Leben einer Repräsentation durch den biographischen Text entzogen. Die Biographie kann einen Menschen im Sinne einer literarischen Figur beschreiben, als lebendiges Wesen ist er ihr aber nicht zugänglich. Dennoch zeigen sich die theoretischen Reflexionen zur Biographik um 1800 geprägt von dem Begehren, Präsenz zu erzeugen.[27] Die Unmittelbarkeit bildlicher Wahrnehmung, die Metapher des

26 Vgl. u.a. Hans Ulrich Gumbrecht: *Diesseits der Hermeneutik: die Produktion von Präsenz.* Franfurt/M. 2004; Hans Ulrich Gumbrecht: *Unsere breite Gegenwart*. Berlin 2010.

27 Das Unternehmen der Biographik ähnelt hier den philologischen Tätigkeiten, die nach Gumbrecht „in jeweils unterschiedlicher Weise Wünsche nach Präsenz erzeugen“. Es handelt sich dabei um „Wünsche nach einer physischen und räumlich vermittelten Beziehung zu den Dingen der Welt (zu denen auch Texte gehören)“. Darauf aufbauend erzeugt „die Philologie Wirkungen der Greifbarkeit (und manchmal

Spiegels und die Tiefenschärfe des physiognomischen Blicks werden als Analoga herangezogen, um der Biographie den Anschein von Plastizität zu verleihen. Die Lebensbeschreibung soll sichtbar machen – jedoch nicht die Körperlichkeit ihres Gegenstandes, sondern gerade das, was sich dem visuellen Blick entzieht. Es ist die Seele, der Geist, die intellektuelle Anlage eines Menschen, die um 1800 im Vorgriff auf ein psychologisches Menschenbild das Interesse der Biographen erregt. Die Rhetorik der Visualität, erweitert um Imaginationen von Auferstehung und Unsterblichkeit, erweist sich damit als Spiel, das Präsenz insinuieren soll, letztlich aber allein auf eine hermeneutische Erschließung des Lebenszusammenhangs zielt. Mit Blick auf die Mechanismen kollektiver Idenitätskonstruktion gewinnt die Frage hermeneutisch konstruierter Realitäten jedoch politische Schlagkraft. Die Suggestivkraft der Parallelisierung und Kompilierung erlaubt es, imaginierte Gemeinschaften als natürliche Einheiten zu betrachten. Bezeichnenderweise werden biographische Sammlungen zu Vorläufern realer Erinnerungs- und Gedenkräume, wie sie im 19. Jahrhundert unter der Schirmherrschaft nationaler Ideologeme entstehen.[28] Ähnlich kann es der Biographie auch gelingen auf der Ebene des einzelnen Individuums Wirklichkeit zu produzieren, wenn biographisches Wissen von den Rezipienten in die eigene Lebensführung integriert wird. Dabei beschränkt sich das Lernen aus der Biographie allerdings nicht auf die Reproduktion des Rezipierten, sondern verlangt – wie zu zeigen sein wird – von ihren Lesern die Haltung einfühlender Aktualisierung. In der Umsetzung von Lebenskonzepten, die im Wissensspeicher der Biographie als Aufzeichnungen gelebten Lebens und daher für ihre Leser in ihrer Potentialität vorhanden sind, überschreitet die Biographik das Universum der Texte, um sich in der realen Handlungswelt ihrer Rezipienten einzulagern. Es wird damit das eigene Leben zum Produkt eines hermeneutischen Auslegungsprozesses, als Verweis auf Handlungsmodelle, die uns in Form biographischer Überlieferung gegeben und dem eigenen Lebensvollzug immer schon vorgelagert sind. Obwohl die biographietheoretische Debatte um 1800 also in ihrer Rhetorik die unmittelbare Präsenz des biographischen Subjekts beschwört, konstituiert sie die biographische Praxis als hermeneutisches Verfahren, in dem das Gegebene immer nur als Verweis auf etwas Abwesendes gelesen wird.

sogar die Realität von etwas Greifbarem)". Hans Ulrich Gumbrecht: *Die Macht der Philologie. Über einen verborgenen Impuls im wissenschaftlichen Umgang mit Texten.* Frankfurt/M. 2003, S. 17.

28 Vgl. Tobias Heinrich: „Porträts, Denkmäler, Galerien. Zur Genese bildhafter Denkfiguren in der Biographik um 1800". In: *Wissenstexturen. Literarische Gattungen als Organisationsformen von Wissen.* Hg. v. Gunhild Berg. Frankfurt/M. 2014, S. 105–124, hier S. 121.

1 Gedächtnis

1.1 Sprechen über den Tod

Zum erstenmal waget sich, *Hochgeneigte Anwesende,*
meine Rednerstimme in den Zirkel einiger Zuhörer, und ach!
in einen Trauerkreis![29]

Aus den Jahren, die Johann Gottfried Herder zum Studium in Königsberg verbrachte, hat sich eine Leichenrede des jungen Theologen erhalten.[30] Die Rede auf Maria Margaretha Kanter, die verstorbene Schwester des befreundeten Buchhändlers Johann Jakob Kanter, stellt die Initiation seines öffentlichen Wirkens dar. Sie ist für den Redner an einer lebensgeschichtlichen Schwellensituation angesiedelt. Es beginnt die Zeit der Bewährung, die zeigen wird, ob Herders rhetorisches Talent den hohen Ansprüchen gewachsen ist, die er an sich selbst und sein zukünftiges Wirken stellt. Gleichzeitig thematisiert die Rede aber einen noch existentielleren Übergang: den vom Leben zum Tod. Das gesprochene Wort fungiert im Dienste rhetorischer Trauerbewältigung. Herder richtet sich an die Hinterbliebenen, während die Verstorbene der zentrale Gegenstand ist, von dem seine Rede ihren Ausgang nimmt. Er schöpft in seinen Ausführungen aus der Erinnerung der Versammelten und gleichzeitig ist es sein Anliegen, Trost zu spenden, um Schmerz und Verlust erträglich zu machen.

Jan Assmann, der das Totengedenken als „Ursprung und Mitte [der] Erinnerungskultur“[31] bezeichnet, nennt drei gegensätzliche Elemente, die im Andenken an die Verstorbenen zusammengeführt und miteinander vereint werden. Der Tod macht auf grundlegende Weise den Gegensatz zwischen der Gegenwart und dem Vergangenen bewusst. Ein Mensch, der aus dem Leben tritt, ist auf unwiederbringliche Weise für die Hinterbliebenen verloren. Die Erinnerung an ihn wird zu einem unwiederholbaren Ereignis, das die Einmaligkeit eines

---

29 Johann Gottfried Herder: „Am Sarge der Jungfer Maria Margaretha Kanter“. [16. 3. 1764] In: SWS 31, S. 1–11, hier S. 1. Hervorhebungen stammen, wo nicht anders vermerkt, aus dem Original.

30 Auch wenn Suphan die Rede auf Maria Kanter den Predigten zuordnet, so entspricht der Text eher dem im 18. Jahrhundert weit verbreiteten Typus der „vermischten Rede“, „einer formal weltlichen Rede, die von Geistlichen gehalten wurde“. Martin Kazmaier: *Die deutsche Grabrede im 19. Jahrhundert. Aspekte ihrer Funktion innerhalb der bürgerlichen Bestattungsfeierlichkeiten*. Pfullingen 1974, S. 104. Diese Form war entstanden aus der steigenden „Ablehnung der Predigt als das Routinemäßige, Wiederholbare und damit dem außergewöhnlichen Anlaß nicht Angemessene“ (ebd., S. 102). Trotz Fehlens eines einleitenden Bibelzitats und zahlreichen stilistischen Faktoren, die eher dem Feld säkularer Beredsamkeit zuzuordnen sind, lässt sich der Einfluss protestantischer Predigttraditionen in Herders Rede nicht verleugnen.

31 Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 1997, S. 61.

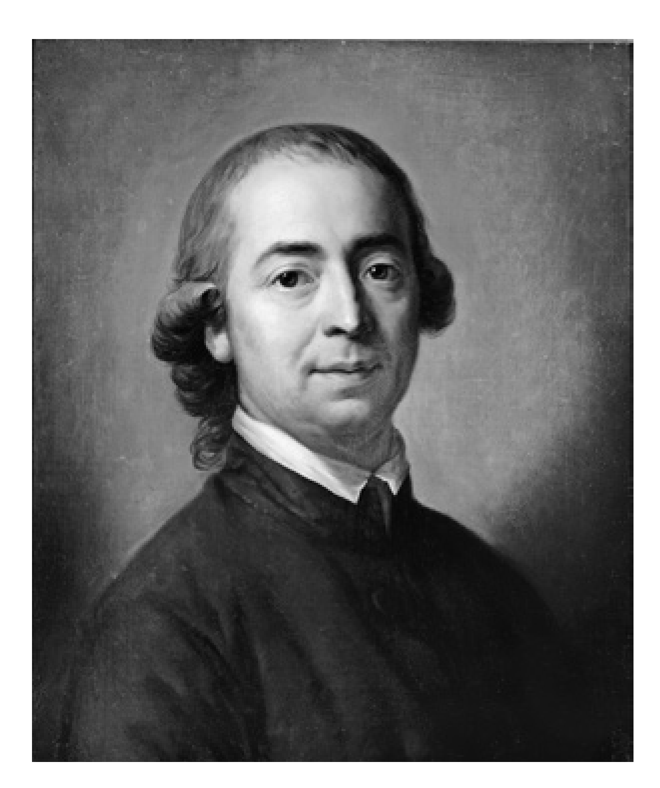


Abb. 1: Porträt Johann Gottfried Herder, gemalt von Anton Graff, 1785, Gleimhaus Halberstadt – Museum der deutschen Aufklärung.

Menschen und seines Lebens vor Augen führt. Der Akt des Gedenkens steht aber auch am Schnittpunkt von Individuum und Gemeinschaft. Die Auseinandersetzung mit dem Tod findet im jeweils individuellen Vollzug kollektiv ausgebildeter Bewältigungsstrategien statt. So unterschiedlich und einzigartig das Verhalten in solchen Ausnahmesituationen auch sein mag, so sehr ist es doch geprägt von kulturellen Faktoren der Konzeptionalisierung von Leben und Tod. Sowohl Gefühle der Trauer als auch der Hoffnung werden bestimmt von der Frage, ob der Tod das definitive Ende der Existenz darstellt oder ob er als Moment des Übergangs zu verstehen ist. In einer Synthese der genannten Aspekte, der Thematisierung von Vergangenheit und Zukunft, von Individuum und Kollektiv, verbindet sich in der Erinnerung an die Toten das retrospektive Gedächtnis mit Vorstellungen der Kontinuität, die das Vergangene in je unterschiedlichen Akten der Anerkennung und damit der Aktualisierung zu erneuter Präsenz führen.[32] Die Erinnerung nährt sich aus dem, was unwiederbringlich verloren ist und vermag dennoch, formend auf Gegenwart und Zukunft zu wirken. Der Tote hat seine Existenz als Individuum eingebüßt, aber durch ihn konstituieren sich die Hinterbliebenen als Gemeinschaft. So markiert das Totengedenken aus anthropologischer Sicht nicht nur einen biographischen Abschluss, sondern initiiert als kollektives, kulturelles Ritual je aufs Neue gemeinschaftliche Identität.

32 Ebd.

Über diesen umfassenden Anspruch hinaus ist Herders Rede aber auch von dem zeitspezifischen Verhältnis zwischen Rhetorik und Affekt geprägt, das gerade zu Herders Lebzeiten maßgeblichen Veränderungen unterworfen war. Seine Worte sollen sowohl Ausdruck der Trauer als auch Vehikel des Trostes sein. Maßgeblich sind dabei die bereits in der Antike kanonischen Bestandteile der Funeralrhetorik: *laudatio, lamentatio, consolatio* – Lob und Klage angesichts des Verstorbenen, aber auch Zuspruch und Tröstung der Hinterbliebenen.[33] Die emotionale Erschütterung, die die Erfahrung des Todes eines nahestehenden Menschen mit sich bringt, erscheint im Kontext der Gefühlskultur des 17. Jahrhunderts allerdings als bedrohliches Faktum. In barocker Tradition dient die Trauerrede der gezielten Steuerung und Kontrolle der affektiven Verfasstheit des Publikums. Die Gefahr, die vom ungebändigten Ausbruch der Emotion ausgehen könnte, soll vom Redner in sichere Bahnen gelenkt werden. Unter dieser Voraussetzung geht es also weniger um die Artikulation real vorhandener Gefühle als vielmehr um kontrollierte Induktion und Reduktion von Affekten.[34] Trauer unterliegt im Gefüge der barocken Rhetorik stets der Kontrolle des Redners und ist damit weniger Ausgangspunkt als Effekt des Totengedenkens. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts verliert dieses Modell jedoch seine allgemeine Gültigkeit. Unter dem Schlagwort der Natürlichkeit wird Authentizität des emotionalen Ausdrucks zum Ideal. In Abgrenzung zur höfischen Inszenierung von Affekten soll Sprache dazu dienen, die inneren Regungen eines Menschen manifest zu machen. Wo das Gefühl nicht potentielles Störmoment hierarchisch stabilisierter Ordnung, sondern konstitutiver Ausdruck autonomer Individuen ist, will der Redner nicht Regisseur, sondern Sprachrohr seines Publikums sein. Er löst die emotionale Stimmung nicht durch seine Worte aus, sondern fängt sie als gegebenen Zustand auf und verleiht ihr sprachliche Form. Emotionsgeschichtlich wird das Gefühl der Trauer dabei nicht mehr als kollektiver Handlungsvollzug gedacht, sondern als individueller, psychisch motivierter Zustand. Der Affekt verliert damit seine rhetorisch-performative Komponente und wird in das seelische Innere des Menschen verlagert.[35]

---

33 Vgl. Hans-Henrik Krummacher: „Das barocke Epicedium. Rhetorische Tradition und deutsche Gelegenheitsdichtung im 17. Jahrhundert". In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 18 (1974), S. 89–147, hier S. 102f; Franz M. Eybl: „Leichenrede". In: *HWR* Bd. 5, Sp. 145–151, hier Sp. 145.

34 Vgl. Kazmaier: *Die deutsche Grabrede im 19. Jahrhundert,* S. 158–160; Franz M. Eybl: „Leichenpredigt". In: *HWR* Bd. 5, Sp. 124–145, hier Sp. 129; Eva Horn: *Trauer schreiben. Die Toten im Text der Goethezeit.* München 1998, S. 49.

35 Christian von Zimmermann: „Verinnerlichung der Trauer – Publizität des Leids. Gefühlskultur, Privatheit und Öffentlichkeit in Trauertexten der bürgerlichen Aufklärung". In: *Gefühlskultur in der bürgerlichen Aufklärung*. Hg. v. Achim Aurnhammer, Dieter Martin u. Robert Seidel. Berlin, New York 2004, S. 47–74. Zimmermann demonstriert in einer präzisen Analyse exemplarischer Texte, zu denen auch die hier genannte Rede Herders gehört, wie das, was als „Verinnerlichung oder Privatisierung der Trauer" erscheint, in einer „Neubestimmung der Grenzziehung zwischen öffentlichem und privatem Raum" fundiert ist (S. 74). Grundsätzlich bezieht sich der Diskurs über die Trauer in beiden Fällen primär auf äußere und damit les- und interpretierbare Zeichen. Mithin kann damit im Umkehrschluss auch die moderne Vorstellung der psychischen Verfasstheit des Menschen als schriftgebundenes Phänomen, die Seele als ein „erschriebener" Innenraum betrachtet werden. Vgl. dazu ausführlich Kapitel 5.

Herder hat in seiner Totenrede auf Maria Margaretha Kanter den beschriebenen Paradigmenwechsel bereits vollzogen. Von Beginn an integriert er das Publikum in seine Ausführungen und macht dieses nicht nur zum Ziel, sondern auch zum Gegenstand seiner Rede. Deiktisch verweist Herder auf die Tränen der Hinterbliebenen als manifeste Zeichen der emotionalen Erschütterung:

> Sie, *Hochgeschätzte Leidtragende* verloren die Hälfte ihres Herzens – Ihr Kind – Ihre Schwester – Ihre Freundin, aus Ihrem Schooße und Ihren Umarmungen […] Ja ich sehe es! vergebens ersticken sie Ihre Thränen auch jetzo; und was verwirrt mehr, als eine fromme zurückgehaltene Thräne, die liebenswürdige Tochter der Menschlichkeit, die sich ins Auge bricht, halb hervor schwimmt, sich verbergen will und hinstirbt.[36]

Im Bild der Träne, Zentralmotiv der literarischen Empfindsamkeit, thematisiert Herder den unmittelbaren, authentischen, nonverbalen und dennoch zeichenhaften Gefühlsausdruck und produziert ob des Detailreichtums und der körperlichen Qualität seiner Beschreibung größtmögliche Nähe zu seinen Zuhörern. Gleichzeitig bringt er auch die Person der Verstorbenen zur Sprache. Er liefert allerdings an dieser Stelle keine ausführliche Erzählung ihrer Lebensumstände, keinen narrativ-biographischen Nachvollzug, sondern ruft sie zuerst als Teil der familiären Gemeinschaft auf, aus der sich wohl der Großteil der Trauergäste zusammensetzt. Die Verstorbene wird damit zum Eingang von Herders Rede vor allem durch ihre soziale Identität bezeichnet, die sie mit den Hinterbliebenen verbindet.[37]

Herder artikuliert die „Wehmuth“[38], mit der der Moment des Abschieds von der erst neunzehnjährigen Maria Kanter begangen wird. Im Sinne der *consolatio,* der tröstenden Funktion der Trauerrede, bettet er die Empfindung ob des individuellen Todesfalls in ein allgemeines Prinzip der Vergänglichkeit. Herder wird damit auch dem Anspruch an seine theologische Rolle gerecht, wenn er den einzelnen Verlust durch den Verweis auf eine höhere Ordnung zu sublimieren versucht: „Wir wurden und sind und sterben durch ein anderes Wesen, und werden und seyn und vergehen ist also *sein* Werk“[39]. Eindringlich beschwört Herder das *memento mori* und das Leben als Vorbereitung auf den Tod. Erneut verweist er damit seine Zuhörer über ihren Bezug zu der Verstorbenen auf sich selbst und ihr eigenes Dasein:

> Wir gehen dem Tode entgegen, und verhüllen wie Kinder unser Gesicht, seine Mine, nicht eher zu sehen, als wenn er uns ergreift […] Um das ungewisse Künftige bis zur Thorheit und dem Grame bekümmert, achten wir nicht auf das gewisse Künftige, das unsern ganzen Zustand verändert. Wohl! so ist auch diese Leiche, vor jeden, der *Mensch* […] ist, der wich-

36 Herder: „Am Sarge der Jungfer Maria Margaretha Kanter“, S. 1.
37 Zur Bedeutung des familialen Motivs vgl. Zimmermann: „Verinnerlichung der Trauer“, S. 70.
38 Herder: „Am Sarge der Jungfer Maria Margaretha Kanter“, S. 1.
39 Ebd., S. 5.

> tigste Anblick: und die Aussicht an Ihrem Grabe, immer eine unvermeidliche Stadie unserer Lebensbahn.[40]

Das Gefühl der Trauer wird von Herder in die existentielle Sorge um die eigene Sterblichkeit gewendet. Er folgt dabei dem Paradigma der protestantischen Funeralrhetorik, die sich vom Personenbezug der panegyrischen Totenrede ab- und der Reflexion theologisch-eschatologischer Prinzipien zuwendet.[41] Der einzelne, individuelle Verlust gemahnt an die kollektive Heilserwartung. Der Tod eines nahestehenden Menschen fungiert somit als Erinnerungszeichen an ein höheres Prinzip, dem auch die Hinterbliebenen unterworfen sind.

Im Sinne der performativen Konstruktion erbaulicher Texte inszeniert Herder die Rede an dieser Stelle nach einem doppelt dialogischen Verfahren.[42] Die Ansprache an die Trauergemeinde wird gleichzeitig zum Disput mit einem höheren Wesen.[43] Denn auch wenn alles Leben dem Kreislauf von Entstehen und Vergehen unterworfen ist, so ist dem Tod der jungen Tochter der Familie Kanter doch noch ein besonders tragischer Moment eingeschrieben. Angesichts eines frühen, unzeitgemäßen Todes, der die Anlagen eines Menschen nie zu ihrer vollen Entfaltung hat kommen lassen, mögen Zweifel an der teleologischen Sinnhaftigkeit eines solchen Lebens aufkommen.

> Warum wuchs die Ceder? warum blühte die Rose? zu fallen, zu welken! Warum versprach jene Schatten; diese Geruch? Warum! – Schöpferin, Natur, du machst uns irre! […] Denn warum täuschtest du, Natur, ihre Eltern mit Hoffnungsknospen, die sich nie in Blüthen entfalten sollten; warum ihre zwo Schwestern mit der süssen Hoffnung einer unzertrennlichen Verbindung […]?[44]

Das konventionelle Schema religiöser Erbauung gründet in der doppelten Kommunikation sowohl zwischen Text und Leser als auch zwischen Gott und Menschen. In der von Herder aufgerufenen Konstellation scheint dieses Muster in seiner tröstenden Funktion jedoch nicht zu greifen. Die Natur im Sinne einer höheren Ordnung, an die sich der Redner wendet, „sie schweiget" und „antwortet" den „kurzsichtigen Fragen nicht"[45]. Der erbauliche, der trostspendende Dialog wird – vorerst – verweigert. An Stelle einer direkten Erklärung, so Herder, gibt die Natur jedoch ein stummes Zeichen: Sie „winkt mir zu, in den Gegenden um das

40 Ebd., S. 2.

41 Ralf Georg Bogner: *Der Autor im Nachruf. Formen und Funktionen der literarischen Memorialkultur von der Reformation bis zum Vormärz.* Tübingen 2006, S. 59.

42 Zur Verdopplung der Sprechsituation im Kontext der Erbauungsliteratur vgl. Franz M. Eybl: „Vom Verzehr des Textes. Thesen zur Performanz des Erbaulichen". In: *Aedificatio. Erbauung im interkulturellen Kontext in der Frühen Neuzeit*. Hg. v. Andreas Solbach. Tübingen 2005, S. 95–112.

43 Ebd., S. 100. Herder changiert dabei bewusst zwischen einer Ansprache der Natur als schöpferischem Prinzip und einer personalen Gottheit.

44 Herder: „Am Sarge der Jungfer Maria Margaretha Kanter", S. 4.

45 Ebd.

Grab, Antwort zu suchen“[46]. Der Redner fordert sein Publikum nun dazu auf, den „Gesichtskreis“, den Blickwinkel also, zu erweitern, *„disseit* und *jenseit* des Grabes“[47]. In der Hoffnung, die Trauer in Glück wenden zu können, sodass was nun als „Aschenpunkt“ erscheint, aus der Sicht des „ganzen Gemälde[s]“ zu einem „Schönheitsstrich“ wird, erweitert Herder den Ansatz seiner Betrachtung. Hier nun setzt die Erinnerung an die Verstorbene ein und es eröffnet sich die eigentliche biographische Perspektive. Herder erinnert an die Geburt der Verstorbenen, an „die erste väterliche Umarmung, de[n] erste[n] Mutterkuß“[48] und versucht zu zeigen, wie die Jugend alle Freuden des Lebens bereits in sich birgt, „[d]en besten Auszug des Vergnügens“ genießen lässt und ein früher Tod doch letztlich vor dem Leid und Unbill des Alters bewahrt.[49] Das Gefühl der Trauer soll gemildert werden, indem das im Gedächtnis aufbewahrte Vergangene mit einer potentiellen, durch den Tod nicht realisierten Zukunft kontrastiert wird. Die Erinnerung an das glückliche Dasein der Verstorbenen wird dem Schmerz und Elend entgegengehalten, das das Leben für so viele bereit hält: „So bist du […] frühes Grab vor kommende Übel die beste Ruhekammer“[50]. Im Rückgriff auf die reichhaltige Motivik pessimistischer Lebensdeutungen lässt sich damit der Tod in jungen Jahren, der vor Enttäuschungen, Krankheiten und Schmerzen bewahrt, sogar als etwas Begehrenswertes darstellen[51]: „Ist es nicht also eine Wohlthat, das Schöne zu geben, und den Punkt des Eckels zu verhüten?“[52] Mit diesem Argument kommt Herder der tröstlichen Funktion der Leichenrede nach, ohne auf transzendentes Wissen rekurrieren zu müssen. Die Hermeneutik des Todes, die er entwickelt, sucht nach erbaulichem Zuspruch in den Gegebenheiten des Diesseits, indem sie den Lebensbogen von der Geburt bis zur letzten Stunde umspannt. Die erhoffte tröstliche Antwort auf die kummervolle Anklage gegen das Schicksal gibt der Mensch sich selbst, wenn er dem stetigen Gang der Natur inne wird, um zu begreifen, dass alles Glück in der Erinnerung liegt, und wenn er sich vor Augen führt, vor welchem zukünftigen Übel der Tod die Verstorbene bewahrt hat.[53]

Dennoch ist diese Form des Zuspruchs ex negativo, der das Leben als eine Abfolge von Zuständen des Leids beschreibt, für Herder scheinbar nicht hinreichend, um alle existentielle Zweifel oder die Angst vor dem Tod vollständig zu überwinden. Es bleibe „noch stets eine

46 Ebd.

47 Ebd.

48 Ebd.

49 Ebd., S. 5.

50 Ebd.

51 Vgl. Maria Fürstenwald: „Zur Theorie und Funktion der Barockabdankung“. In: *Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften*. Hg. v. Rudolf Lenz. Bd. 1. Köln, Wien 1975, S. 372–389, hier S. 383.

52 Herder: „Am Sarge der Jungfer Maria Margaretha Kanter“, S. 5.

53 Die stoizistische Haltung, die sich hier ausdrückt, deutet auch voraus auf Lessings Auseinandersetzung mit dem Thema (Lessing: „Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Untersuchung“. [1769] In: *Werke*. Hg. v. Herbert G. Göpfert. Bd. 6, S. 405–462.) und Herders Replik darauf (Herder: „Wie die Alten den Tod gebildet. Ein Nachtrag zu Leßings Abhandlung desselben Titels und Inhalts“. [1774] In: FA 4, S. 579–630).

Kluft“[54], die uns das Schicksal nicht ohne Weiteres annehmen lässt. Allein auf das Diesseits gerichtet, ohne Ausblick auf ein jenseitiges Heil, ein Leben nach dem Tod, befällt den Menschen doch letztlich eine unüberwindbare, tiefgreifende Furcht vor dem Ende des Seins, das sich einer letzgültigen Ergründung durch das menschliche Bewusstsein entzieht. Und damit verliert Herders Argumentation ihre Basis. Denn selbst Schmerz, Leid und Krankheit erscheinen aus dieser Perspektive weniger bedrohlich als das Ende des eigenen Daseins:

> Ich will lieber den Ekel der Vergnügen, das bittere der Plage, und den Vorschmack des künftigen Trankes schmecken; als nicht seyn! Im Grabe bricht die Aussicht ab, und jenseit ist Dunkel![55]

Auch wenn Herder über weite Strecken die trostspendende Funktion der Rede ausschließlich mit Blick auf die abgeschlossene, weltliche Existenz des Menschen gründen will, so wendet er sich nun doch auch der Aussicht auf ein Leben zu, das den Tod zu transzendieren vermag. Alleine ein Dasein, das sich an das diesseitige Leben anschließt, scheint an diesem Punkt in der rhetorisch-intellektuellen Entwicklung Herders die Aussicht auf das eigene Sterben erträglich machen zu können.[56] Eingeflochten wird dabei die Vorstellung einer personalen Wiederbegegnung der Verstorbenen und der Trauergemeinde, die eher dem Volksglauben als einer strengen Auslegung protestantischer Theologie entspringt.[57] Die vergangene Gemeinschaft zwischen der Verstorbenen und den Hinterbliebenen erscheint damit nicht mehr als etwas Verlorenes, Uneinholbares, sondern wird als heilsgeschichtliche Erwartung in die Zukunft projiziert. Erneut betont Herder hier die soziale und familiäre Bindung der Anwesenden an die Verstorbene, die über den Tod hinaus reicht. In ihrer Rolle als Teil eines bürgerlichen Sozialgefüges deutet sie den Hinterbliebenen voraus auf eine hoffnungsvolle Vereinigung im Jenseits:

> [V]ielleicht wird Ihre verklärte Tochter […] alsdenn, ihr Stärkungsengel, Ihrer schmachtenden Zunge zwo Tropfen des Ewigkeitsstroms schenken, und sie bey der Rechte aufführen – Ihren Schwestern, wenn Sie […] hingehen werden, an Ihrem Grabe zu weinen, wird Ihr Andenken süsse Ahndung zuküssen; und ihren Brüdern wird sie oft, wenn sie die Gottesstätte ihrer Wohnung besuchen, den Seufzer entlocken: ruhe, heilige Asche! auch ich werde zu dir fliehn! […] O welches Ohr der menschlichen Ungebohrnen versteht die Sprache der Geister, und welche Phantasie schafft sich ganz das Bild jener Wiedersehung! Wenn das Grab, wohin wir eilen, […] aufspringt: wenn alle 10 Aschenkrüge der Kinder, um ihre Eltern sich beleben, wenn sich alles wiederfindet, wiedersieht, umarmet, und Hand in Hand herauf eilet, herauf - - / Hier verliert sich die Aussicht jenseit des Grabes in unnennbarer Wollust![58]

54 Herder: „Am Sarge der Jungfer Maria Margaretha Kanter“, S. 6.

55 Ebd.

56 Zu Herders Unsterblichkeitskonzeptionen im Kontext seiner Auseinandersetzung mit der Biographie vgl. Kapitel 5.1.

57 Zimmermann: „Verinnerlichung der Trauer“, S. 70.

58 Herder: „Am Sarge der Jungfer Maria Margaretha Kanter“, S. 8f.

Der Tod erscheint zum Ausgang der Rede also nicht mehr als Ende, sondern als eine Schwelle des Übergangs, der es ohne Furcht entgegenzutreten gilt. Das Grab, so Herder, grenze unmittelbar an das himmlische Paradies und das Diesseits ist in diesem Lichte nur eine Vorbereitung auf das ewige Leben. Vergangenheit als erinnertes Glück lässt auf das Zukünftige hoffen. Herders performative Umsetzung dieser Vorstellung stellt dabei in ihrer Adressierung das bürgerliche Leitbild der Kleinfamilie als primären Bezugspunkt sozialer Sinnstiftungsprozesse in den Mittelpunkt.[59] Der Akt der Trauerrede nimmt seinen Ausgang von den Bindungen, die zwischen der Verstorbenen und ihren Hinterbliebenen bestanden haben, um diese sowohl zu bestätigen als auch zu verstärken und in der zeitenthobenen Sphäre der Memoria zum Gegenstand der Einbildungskraft zu machen, die Trost nicht nur im rückwärtsgewandten Aufruf des Vergangenen findet, sondern auch in einer in die Zukunft verweisenden Projektion postumer Wiedervereinigung.

Herders Rede vermittelt zwischen individuellem Affekt und kollektiver Erfahrung, zwischen dem Verlust von Präsenz und dessen imaginierter Überwindung. Er verweist auf die realen Tränen der Hinterbliebenen und beschreibt diese als Ausdruck einer gemeinschaftlichen Erfahrung. Dabei nährt die Trauer um das Hinscheiden der Verstorbenen auch die Sorge um die Begrenztheit des eigenen Lebens. Beides erscheint aber aufgehoben in der Erwartung einer zukünftigen Vereinigung mit den Toten. Die performative Synthese dieser Gegensätze vollzieht Herder in seiner Rede als memoriale Handlung, indem er die Erinnerung an die Verstorbene in einen sinnhaften, trostbringenden und hoffnungsstiftenden Zusammenhang überführt. Das Gedächtnis, das Herder hier sowohl im Einzelnen als auch in der Gemeinschaft lokalisiert, wird zum Instrument eines (re)konstruktiven Prozesses, bestrebt, Vergangenes zu bewahren, aber auch Zukünftiges zu gestalten und im kollektiven Bewusstsein vorwegzunehmen. Als Redner bedient sich Herder des Werkzeugs der Memoria, um sich auf die Gemeinschaft zu berufen und kollektive Erinnerung zu befördern. Er nutzt die Kraft der Imagination, um die Vergänglichkeit der physischen Existenz im geistigen Andenken zu kompensieren, indem er verkündet, dass das was war auch wieder sein wird.

Die rhetorische Präsenz Herders beruht in der Konstellation der Totenrede auf der Absenz der Verstorbenen als ihres eigentlichen Gegenstandes. Herders Initiation als öffentlicher Redner vollzieht sich vor dem Hintergrund eines Verlustes. Der Tod als biographischer Horizont wird zum Ausgangspunkt des Sprechens über den Verstorbenen. Auffallend ist in diesem Zusammenhang die Identifikation Herders mit der Toten, die bis zur imaginierten Mortifikation reicht: „[D]er Verwesung […] Bote bin ich? – ein Jüngling, an dem vielleicht selbst der Tod noch zwo Fasern abzuschneiden, noch eine Nerve des Herzens zu durchgraben hat: so ist der Leichenredner eine Leiche […].“[60] Eine Rhetorik, die aus der Abwesenheit dessen entspringt, auf den sie sich bezieht, die vorgibt, in ihrem Gegenstand aufzugehen, während sie doch ihre Existenz eben darauf gründet, dass dieser an sich nicht mehr zu fassen ist, wird später auch Herders Konzeption des biographischen Schreibens bestimmen. Auch hier knüpft

59 Zimmermann: „Verinnerlichung der Trauer“, S. 70ff.

60 Herder: „Am Sarge der Jungfer Maria Margaretha Kanter“, S. 2.

er die eigene Rede an das Verstummen einer fremden Stimme. Der Präsenz des Sprechenden geht die Absenz der Verstorbenen voraus. Der Aufruf zum Gedächtnis ist in diesem Sinne immer auch das Echo fremder Worte.

Aus kulturanthropologischer Perspektive begründet die Erinnerung an die Toten jenen funktionalen Rahmen, vor dem sich das Gattungsspektrum des biographischen Diskurses entfaltet. Die vielfältigen Formen der Rede über das Leben dienen dazu, Absenz des Lebendigen zu substituieren. Jan Assmann konstatiert für das ritualisierte Andenken früher Hochkulturen zwei komplementäre Praktiken, die sich grundlegend in der von ihnen aufgerufenen medialen Konstellation unterscheiden. Im Zentrum der mündlichen Überlieferung steht die Gemeinschaft. Der Einzelne, an den sich die kollektive Erinnerung knüpft, ist dabei Kristallisationspunkt identitätsstiftender Prozesse.[61] Der Verstorbene wird im biographischen Andenken zur Repräsentationsfigur für die Lebenden. In schriftgebrauchenden Kulturen bietet sich nach Assmann dem einzelnen Menschen erstmals die Möglichkeit, für die eigene postume Memoria Sorge zu tragen. Der mediale Paradigmenwechsel erlaubt es, das Bild zu entwerfen, das später die Erinnerung der Nachwelt prägen soll. Die umfangreichen Grabbauten der Ägypter, gewöhnlich noch zu Lebzeiten ihrer Stifter errichtet, können damit als Zeugnisse memorialen Selbstbewusstseins betrachtet werden. Hier reklamiert ein individuelles Subjekt die Autorität über sein Nachleben im kollektiven Gedächtnis. Für Assmann vollzieht sich in dieser Konstellation die entscheidende Wende von einer oralen Erinnerungskultur zur auktorialen „Selbst-Thematisierung“[62] des Urhebers schriftliterarischer Prozesse.[63] Während in mündlichen Kulturen postume Erinnerung immer auf Fremdes verweist, ermöglicht es die Schrift ihrem Autor ein Zeugnis von sich selbst abzugeben, das den eigenen Tod überdauern kann.

Im Gegensatz zu Assmann, der die Entwicklung individueller literarischer Identitätskonstruktionen mit der Aneignung von Schrift als Gedächtnismedium verbindet, beleuchtet Herders in seinen späteren kultur- und geschichtsphilosophischen Schriften die komplementäre Seite dieses Phänomens. Vor dem Hintergrund eines signifikant ansteigenden Literalisierungsgrades der Gesellschaft[64] propagiert er den literarischen Rezeptionsprozess als Form der Re-Oralisierung. Der schriftgebundene Text müsse seinem Publikum wie ein gesprochenes Wort erscheinen. Die imaginative Wiederherstellung einer ursprünglichen Mündlichkeit beim Lesen schriftlicher Texte hat dabei maßgeblichen Einfluss auf Herders Autorschaftskonzept, indem die Schöpfungen des Genies eben jene Unmittelbarkeit evozieren, die sonst nur der

---

61 Jan Assmann: „Schrift, Tod und Identität. Das Grab als Vorschule der Literatur im alten Ägypten“. In: *Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation*. Hg. v. Aleida Assmann, Jan Assmann u. Christof Hardmeier. München 1983, S. 64–93, hier S. 65.

62 Ebd., S. 68.

63 „Nur das Buch hat einen Autor, den es unsterblich macht. Das Lied verewigt den Helden, aber das Buch den Autor wie das Grab den Grabherrn.“ Ebd., S. 67.

64 Erich Schön: *Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlung des Lesers. Mentalitätswandel um 1800*. Stuttgart 1987, S. 45f.

oralen Poesie inne wohnt.[65] Parallel dazu sieht Herder Literatur auch als Vermittlerin zwischen Individuum und Kollektiv. Sowohl im Begriff der Volkspoesie als auch in seiner Konzeption des Genies geht es Herder um den sozialen Wirkungszusammenhang aus dem heraus literarische Werke entstehen und rezipiert werden. Der einzelne Text ist genauso wie der individuelle Autor nur ein Durchgangsstadium, das aus dem gemeinschaftlichen Erfahrungsschatz der Kultur genährt wird und selbst wieder kollektive Wirksamkeit entfaltet. Die Memoria ist dabei insofern von Bedeutung, als sich im kulturellen Gedächtnis allgemein-menschliches Wissen erschließt, das im einzelnen Individuum immer nur bruchstückhaft in Erscheinung treten kann. Literatur gilt Herder unter den Bedingungen einer universalen Schriftkultur als primäre Form eines kollektiven Erfahrungsspeichers. Aus dieser Konstellation sind Herders Unternehmungen in der Sammlung und Zusammenstellung literarischer Zeugnisse zu verstehen. In Gattungen wie dem Volkslied vermeint er die Sedimente individuen- und generationenübergreifender Erfahrungszusammenhänge zu erkennen.[66] Der Gegenwart obliege es daher, diesen Schatz zu heben und unter Berücksichtigung medienspezifischer Gesichtspunkte, also sowohl oraler Entstehungs- und Überlieferungsbedingungen als auch der schriftliterarischen Öffentlichkeit des 18. Jahrhunderts, einem breiten Publikum zugänglich zu machen. Herder bemüht sich dabei in seinen Schriften aus unterschiedlichen Blickwinkeln um eine Technik des Lesens, die den schriftlichen Text in seiner Rezeption wieder zu einem Dokument lebendiger Erinnerung formt. Die entindividualisierte Erfahrung der Schrift muss im Rahmen des Rezeptionsprozesses vom individuellen Leser angeeignet und in den eigenen Lebenszusammenhang integriert werden: „Herders Hermeneutik der Vergegenwärtigung geht gleichsam den Weg der Mnemonik rückwärts, indem sie das in den Gedächtniskrypten Eingefrorene wieder aufschmelzt."[67] Die schriftliterarische Kommunikation erscheint somit als statisch und muss durch eine verlebendigende Lektüre ergänzt werden. Gleichzeitig ist sich Herder bewusst, das unter den kulturellen Bedingungen des 18. Jahrhunderts allein das gedruckte Wort hinreichen könne, auf das kollektive Bewusstsein ganzer Völker und Nationen einzuwirken. Diese Erkenntnis zeugt von einem differenzierten Einblick in die Spezifika der neuzeitlichen Mediengesellschaft. In einer von Schriftkommunikation geprägten Welt kann kollektive Erfahrung vordringlich als medial vermittelter Lektüreprozess verstanden werden. Individuelles wie kollektives Selbstbewusstsein entwickelt sich daher maßgeblich in Auseinandersetzung mit

65 „Ein Genie, also das Konzept der poetischen Autorschaft beim frühen Herder, ist die Funktion Mündlichkeit im Kontext Schrift, wenn sich diese Funktion personalisiert". Ralf Simon: „Herders exegetische Autorschaft". In: *Der frühe und der späte Herder. Kontinuität und/oder Korrektur*. Hg. v. Sabine Gross u. Gerhard Sauder. Söchtenau 2007, S. 307–320, hier S. 309.

66 „Alle […] Vorstellungen vom Gedächtnis, das als Poesie die Gesamtheit einer kulturellen Empfindungsweise transportiert oder das den Inbegriff des in einer Sprache Ausdrückbaren in Form eines Wörterbuchs oder einer Schatzkammer abspeichert, arbeiten mit einer Gedächtniskonzeption, in der mehr als nur die Erfahrungen eines Individuums aufbewahrt sind. Herder denkt das Gedächtnis als ein in phylogenetische Dimensionen reichendes Vermögen, in dem eine Gesamtheit von vergangenen Erfahrungen aufbewahrt ist." Ralf Simon: *Das Gedächtnis der Interpretation: Gedächtnistheorie als Fundament für Hermeneutik, Ästhetik und Interpretation bei Johann Gottfried Herder*. Hamburg 1998, S. 9.

67 Ebd., S. 190.

Schriftmedien als zeitüberdauernde Artefakte der Erinnerung. Im Prozess der Lektüre wird das schriftgebundene Wissen vom Leser aktiviert und in den eigenen Lebenszusammenhang eingebettet. Das Kommunikationsmedium Schrift kann somit zur Quelle lebendiger Erfahrung werden. Um durch die mediale Vermittlung hindurch unmittelbar auf den Menschen als Sinnenwesen einzuwirken, muss aus Herders Sicht der Rezeptionsprozess von Literatur die Grenze von Schrift und gesprochenem Wort überbrücken. Er konzipiert, wie sich zeigen wird, das Lesen als virtuelles Gespräch mit den Autoren. Es ist nicht mehr der schriftliche Text, sondern die Stimme seines Urhebers, die auf den Rezipienten wirken soll. Der Autor, der sich im Prozess des Schreibens von seinem Text gelöst hat, wird somit in der Lektüre als anwesend gedacht. Die Spannung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, zwischen Präsenz und Absenz, wird dabei zu einem hermeneutischen Problem, dem die Erinnerung an die Toten als kulturelle Urszene vorangeht.[68] Medien, so nimmt Herder eine der zentralen Thesen der rezenten Kulturanthropologie vorweg, vermitteln zwischen An- und Abwesenden, zwischen dem Eigenen und dem Fremden, zwischen den Lebenden und den Toten und werden dabei selbst zu symbolisch aufgeladenen Stellvertretern, zu Fetischen einer Kultur der imaginierten Nähe und letztlich zu Allegorien der Unsterblichkeit.

Wenn im Folgenden die Grundzüge jener Rolle erschlossen werden, die Herder der Biographie im Konzert kultureller Erinnerungspraktiken zuweist, so geschieht dies vor dem Hintergrund einer historisch fundierten Medienkritik. Herder entwickelt das Programm einer hermeneutisch agierenden Biographik in Auseinandersetzung mit Geschichte und Tradition kollektiver Memoria. Er liefert damit nicht nur eine kulturgeschichtlich begründete Herleitung der eigenen Position, sondern erschließt indirekt auch den diskursiven Raum, vor dem sich um 1800 die gattungspoetischen Transformationen biographischer Schreibweisen vollziehen. Die Biographie hat sich vor einem ausdifferenzierten Spektrum memorialer Praktiken zu bewähren und integriert dabei sowohl den zeitgenössischen Wandel in der Ordnung des Wissens als auch die veränderten Artikulationsbedingungen der Rede über den Menschen. Die zeitgenössische Fokussierung auf den Menschen als zentralen Bezugspunkt wissenschaftlichen Fragens hatte das Bedürfnis nach der empirisch-narrativen Erschließung von Lebensverläufen als komplexen Erfahrungsgefügen genährt. Indem das individuelle Bewusstsein jedoch nicht nur als Gegenstand, sondern auch als Horizont und Grenze des Wissens verstanden wird, sieht sich die Biographie vor dem Problem, dass tradierte Figurationen dessen, was über einen Menschen gesagt, mithin auch gedacht und jedenfalls kognitiv

68 „Die Gedächtniskunst ist in ihrem Ursprung ein Umgang mit dem Tod und ein Gedenken der Toten. […] Hermeneutik als Auslegung des in den Gedächtnisarchiven Niedergelegten […] fügt sich in diese Tradition ein. Sie buchstabiert sie nämlich gleichsam rückwärts und zwar in zweifacher Weise. Ist Gedächtniskunst eine Art von Bewältigung des Todes, so betreibt die hermeneutische Verlebendigung des Archivierten die Aktualisierung des Bewältigten, um diese Bewältigung in einer erneuten Verstehensbewegung in Frage zu stellen. Und sie tut dies, indem sie den toten Buchstaben in lebendige Rede verwandelt. […] Das Lesen von Texten Toter ist ein phantasmagorischer Umgang mit durch das Lesen wiedererweckten Autoren: Archive und das in ihnen schon einmal Bewältigte werden geöffnet, und tote Texte werden zu lebendigen Stimmen." Ebd., S. 189f.

vermittelt werden kann, in ihrer zeitlosen Gültigkeit in Frage gestellt werden müssen. Diesen Paradigmenwechsel betrachtet Herder im Kontext einer Kulturgeschichte kollektiver Erinnerungspraktiken und der damit verbundenen medialen Artefakte, um darauf aufbauend seine eigenen Überlegungen zur Theorie der Lebensbeschreibung zu entwickeln.

1.2 Baumgarten, Heilmann, Abbt: Entwurf einer dreifachen Denkschrift

Zwei Jahre nach der Rede auf Maria Margaretha Kanter drängen Fragen von Tod und Vergänglichkeit Herder erneut dazu, sich zu diesem Thema öffentlich zu äußern – diesmal allerdings nicht in Form einer Predigt, wie es sich auch bei dem Verstorbenen nicht um eine Person aus Herders näherem Umfeld oder aus der Rigaer Gemeinde handelt, sondern um einen Schriftsteller, der Herders Denken nachhaltig beeinflusst hat. Thomas Abbt war als Professor für Mathematik und Philosophie in Berlin tätig gewesen und 1766 verstorben, nur kurz nachdem ihn Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe als Hof- und Regierungsrat nach Bückeburg, später auch Wirkungsstätte Herders, berufen hatte. Trotz seines jungen Alters von nur 28 Jahren blickte Abbt zum Zeitpunkt seines Todes bereits auf ein reichhaltiges Werk zurück, mit dem er, vor allem durch seine Schriften *Vom Tode fürs Vaterland* (1761) und *Vom Verdienst* (1765) zentrale Beiträge zur Debatte um das Verhältnis von Bürger und Staat geleistet hatte und damit einer breiten Öffentlichkeit bekannt geworden war.[69] Als Herder von Abbts Tod erfuhr, schrieb er am 19. Februar 1767 an Friedrich Nicolai, gemeinsam mit Abbt, Lessing und Mendelssohn einer der Proponenten der *Briefe, die neueste Litteratur betreffend:*

> Abbts Tod ist für Deutschland unersetzbar: Ist je ein Autor so ganz nach seiner Denkart und Laune so gleichsam ausfüllend für mich gewesen: so war ers in seinen Schriften.[70]

In Bezug auf Abbt stellt sich für Herder die Frage nach dem Umgang mit Vergänglichkeit weniger im theologischen als im intellektuellen Sinne. Für Herder, der Abbt nie persönlich begegnet war, ist es nicht der Verlust des Freundes, sondern der intellektuellen Persönlichkeit, des Denkers und Schriftstellers, der ihn bewegt. Herders geschichtsphilosophisches Projekt, das ihn sein Leben lang beschäftigen sollte und dem er seine Hauptwerke widmet, baut maßgeblich auf den Vorarbeiten Abbts und hier vor allem auf den Gedanken zu einer pragmatischen Geschichtsschreibung auf.[71] 1767 sieht der 23-jährige Herder im Werk des

69 Zu Thomas Abbts eigenen biographietheoretischen Überlegungen siehe Kapitel 2.1.

70 Johann Gottfried Herder an Christoph Friedrich Nicolai. 19. 2. 1767. In: *Herder Briefe Gesamtausgabe*. Unter Leitung von Karl-Heinz Hahn. Hg. v. d. Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar (Goethe- und Schiller-Archiv). Bd. 1. Hg. v. Wilhelm Dobbek u. Günter Arnold. Weimar 1977, S. 70–72, hier S. 71.

71 Karl Menges: „Was leistet ‚Pragmatische Geschichtsschreibung'? Zur Aktualisierung der Historiographie bei Abbt und Herder". In: *Humanität in einer pluralistischen Welt? Themengeschichtliche und formanaly-*

nur sechs Jahre Älteren eine große Zahl loser Fäden, die noch nicht zu einem Ende entwickelt wurden und sich als anschlussfähig für das eigene Schaffen erweisen könnten. Ihn interessiert in Auseinandersetzung mit Abbt das unvollendete Potential seines Denkens. Damit diese Perspektiven nach Abbts Tod von einem anderen – und Herder hat natürlich sich selbst im Sinn – entfaltet werden können, müsse allerdings zuerst eine fundierte Bestandsaufnahme dessen, was Abbt geleistet hat, vollzogen werden. So schreibt Herder an Nicolai:

> [W]ie wenige mögen seyn, die aus dem, was er geliefert, so völlig auf das schließen können, was er hätte thun können u. wollen. Thun sie also alles, was sie zur Ehre eines solchen Freundes vermögen, sammeln Sie seine Schriften bis auf die Dißertationen, die ich sehr zu lesen wünsche: setzen Sie sein Bild vor die Bibliothek, wenn es ist und wo nicht: so wenigstens sein Leichenmonument. Vorzüglich aber schreiben Sie sein Leben! Wie viel sind, die darauf warten: Abbts Schatte fodert gleichsam dies Todtenopfer von Ihnen: alle seine wahren Leser erwarten es, u. ich, mein Herr! auch ich wage es, darum zu bitten.[72]

Herder regt an, in der *Allgemeinen Deutschen Bibliothek,* einer Rezensionszeitschrift, die Nicolai 1765 gegründet hatte und die als Nachfolgeprojekt der *Briefe, die neueste Litteratur betreffend* gedacht war, eine biographische Würdigung zu veröffentlichen. Doch nicht nur an Thomas Abbt als einem früh verstorbenen Vorbild möchte Herder anschließen. Neben Abbt waren in den vergangenen Jahren zwei weitere Gelehrte aus dem Leben geschieden, deren Wirken ihn nachhaltig beeinflusst hatte: der streitbare Theologe Johann David Heilmann und Alexander Gottlieb Baumgarten, Begründer der Ästhetik als Wissenschaftsdisziplin. Auch ihrem Andenken solle Nicolai in seiner Zeitschrift einige Seiten widmen:

> Ich habe Sie um Abbts Bildniß vor die Bibliothek gebeten: ich bitte Sie noch um zwei, wenn sie da sind, das Bild Alexander Gottlieb Baumgartens, und Doctor Heilmanns. Drei Gelehrte, die für Deutschland viel zu früh gestorben sind, und siehe da! sie liegen, damit ich Griechisch rede, unbegraben. Bauen Sie ihr Grabmaal, statt daß Lebende es sich selbst bauen können.[73]

---

tische Studien zur deutschsprachigen Literatur. Festschrift Martin Bollacher. Hg. v. Christian Kluwe u. Jost Schneider. Würzburg 2000, S. 185–201. Menges sieht eine nicht-teleologische Geschichtsschreibung bei Abbt vor allem in der Konzentration auf die kausalen Entstehungsbedingungen des Individuellen gegeben. Diese Überzeugung führt in ihrer Weiterentwicklung bei Herder zur Vorstellung einer intersubjektiven, autopoietischen Form der Selbstkonstitution als „individuelle[r] Aneignung der Tradition“ (S. 198). Grundlegend zum Begriff der pragmatischen Geschichtsschreibung: Gudrun Kühne-Bertram: „Aspekte der Geschichte und der Bedeutung des Begriffs ‚pragmatisch‘ in den philosophischen Wissenschaften des 18. und des 19. Jahrhunderts“. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 27 (1983), S. 158–186; zum Einfluss pragmatischer Theoreme auf die Biographik vgl. Olaf Hähner: *Historische Biographik. Die Entwicklung einer geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*. Frankfurt/M. u.a. 1999, S. 57ff.

72 Johann Gottfried Herder an Friedrich Nicolai 19. 2. 1767, S. 71.

73 Ebd.

Nicolai, ein enger Freund Abbts, kommt dem Wunsch Herders nach und lässt ihm bereits wenige Monate später eine selbstverfasste Lebensbeschreibung zukommen, mit dem Ersuchen um „besonders streng[es] und unpartheiisch[es]“ Urteil.[74] Herders Antwort fällt jedoch nur knapp aus. Er bestätigt den Eingang von Nicolais Schreiben, äußert sich darüber hinaus aber nicht mehr weiter zu der biographischen Skizze.[75] Das mag daran liegen, dass sie in ihrer Form als gelehrte Lobschrift mit grobem Aufriss der Lebensdaten sowie abschließender Charakteristik und Darstellung der Physiognomie des Verstorbenen allzu sehr den zeitgenössischen Konventionen folgte. Herder schwebt jedoch, wie ein Blick auf eine Denkschrift zeigt, an der er zeitgleich arbeitet, eine innovativere Form des Andenkens vor, die in kritischer Auseinandersetzung mit Positionen der Stilanalyse[76] und Literaturkritik eine prozesshafte Darstellung der individuellen Denk- und Schreibweise von Autoren unternehmen will.[77] Die Individualität eines Schriftstellers sollte in diesem Sinne als intellektuelle Biographie aus Zeit- und Lebensumständen der Persönlichkeit erschlossen, gleichzeitig aber auch in deren literarischem Werk fundiert werden: eine Synthese aus Lebensgeschichte und Textanalyse. Die Schrift, die Herder Baumgarten, Heilmann und Abbt gemeinsam widmen wollte und die als Muster einer solchen hermeneutischen Biographik dienen soll, beginnt Herder mit folgenden Worten:

> Ich trete an die Grabmale dreier Männer, die ich nach ihrer Person nicht gekannt, mit denen ich nie Briefe gewechselt, von denen ich mündlich nichts gelernt habe. Allein ich kenne die Schriften derselben, habe sie studiert, und dabei gewünschet: ei, möchte ich diesen Mann kennen! ein Wunsch, den ich eben nicht bei vielen Büchern tue. (Herder: Entwurf zu einer Denkschrift, S. 677)

In diesen Zeilen manifestiert sich eine maßgebliche Veränderung in der biographischen Rede von den Toten, die sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts vollzog. Postume Würdigungen in der bürgerlichen Sphäre waren bis dahin meist an persönlichen Kontakt zwischen Biogra-

74 Friedrich Nicolai an Johann Gottfried Herder 6. 7. 1767. In: *Herder's Briefwechsel mit Nicolai*. Hg. v. Otto Hoffmann. Berlin 1887, S. 11; Friedrich Nicolai: „Ehrengedächtnis Herrn Thomas Abbt“. In: *Nicolai Gesammelte Werke* Bd. 12. Hg. v. Bernhard Fabian und Marie-Luise Speickermann. Hildesheim, Zürich, New York 1995, S. 1–34.

75 Johann Gottfried Herder an Friedrich Nicolai 10. 10. 1767. In: *Herder Briefe Gesamtausgabe*. Bd. 1, S. 87.

76 Zur Bedeutung des Stilbegriffs als Signum expressiver Performanzstrukturen über einen ästhetischen Kontext hinaus vgl. Hahn: „Soziologische Relevanzen des Stilbegriffs“, S. 603.

77 Herders Gedanken zur Biographie sind im Kontext seines lebenslangen Plädoyers für eine deutsche Nationalliteratur zu sehen. Bereits in den Fragmenten *Über die neuere deutsche Literatur* artikuliert er die Forderung, eine Geschichte der deutschsprachigen Literatur zu Einfluss und Anregung zeitgenössischer Schriftsteller zu entwerfen. Biographisches Schreiben hätte somit Anteil an einer Literatur, die in einem selbstreflexiven Gestus ein Bewusstsein der eigenen Identität mit Blick auf vergessene Anknüpfungspunkte und verborgene Kontinuitäten erst gewinnen müsse. Vgl. Wulf Köpke: „Herder's Views on the Germans and Their Future Literature“. In: *A Companion to the Works of Johann Gottfried Herder*. Hg. v. Hans Adler u. Wulf Köpke. Rochester, NY 2009, S. 215–232, hier S. 216.

phen und Biographierten gebunden. Im Kreis der Gelehrten hätte Nicolais Ehrengedächtnis auf Thomas Abbt diesen Voraussetzungen entsprochen. Ein nahestehender Mensch widmet dem Freund eine Darstellung der Biographie aus erster Hand, getragen vom eigenen Wissen um die Lebensumstände des Biographierten.[78] Neben Freunden und Bekannten besaßen auch Angehörige der intellektuellen und religiösen Bildungsschicht die Autorität, etwa vom Leben ihrer akademischen Lehrer oder ihrer Gemeindemitglieder zu berichten.[79] Allerdings waren auch solche Formen postumer Biographik anlassbezogen und konventionellen Mustern unterworfen. Aus dieser Perspektive ist die Rechtfertigungshaltung zu verstehen, mit der Herder gleich zu Beginn seiner Ausführungen das eigene Verhältnis zu den drei Verstorbenen erläutert, denen er seine Schrift widmen möchte. Kein freundschaftlicher Verkehr, keine privaten Kenntnisse, sondern bloß die Wahrnehmung als öffentliche Persönlichkeiten dienen Herder zur Grundlage seiner postumen Würdigung.

Die Popularität von Roman und Autobiographie sowie die Entwicklung des Briefs zum Leitmedium der Empfindsamkeit hatten im 18. Jahrhundert die Figur des Autors zum Gegenstand des öffentlichen Interesses gemacht. Die literarischen Erfolgsgattungen des bürgerlichen Zeitalters waren getragen von ihrem Enthüllungscharakter, der den Lesern das Gefühl eines intimen Austausches mit dem schreibenden Subjekt vermittelte. Insofern verwundert es nicht, dass die individuelle Autorpersönlichkeit zunehmend an Bedeutung für den literarischen Diskurs gewinnt. Die öffentliche Wahrnehmung eines Schriftstellers wird dabei allerdings immer weniger von Bekanntschaft aus erster Hand geprägt, sondern vornehmlich durch den Eindruck, den das Publikum aus der eigenen Lektüreerfahrung gewinnt. Somit stützen sich auch biographische und postume Würdigungen vordringlich auf die öffentliche Präsenz von Autoren und auf das Bild, das sich von ihnen durch ihre Werke erschließt.[80]

Herder macht diese Konstellation am Anfang seiner Denkschrift explizit und fügt ihr einen transitorischen Aspekt hinzu. So formuliert er die zentrale Intention seiner Denkschrift in dem Vorhaben, die intellektuellen Bemühungen der Verstorbenen aufzugreifen und fortzuschreiben: die Biographie als Medium der Überführung von Rezeptionserfahrung in Textproduktion.

> Zwar haben sie alle drei keine Bibliotheken von Folianten und Quartanten geschrieben: sie haben alle drei keine schreiende Revolution erregt: sie haben nicht eine Menge gelehrter Akademien hinter ihrem Namen einhertreten. […] Aber was kann ich davor, […] daß ich in ihren wenigen Schriften viel finde? und daß ich mich von dem Blicke nicht entwöhnen kann, von dem, was ein Autor sagt, auf den Geist zu schließen, der es sagt, und in ihm weissagend zu erblicken, was er sagen könnte. (Herder: Entwurf zu einer Denkschrift, S. 677)

---

78 Bogner: *Der Autor im Nachruf*, S. 259.

79 Ebd.

80 „Die Formierung einer breiten aufgeklärten Öffentlichkeit hatte mithin für die Geschichte des Nachrufs die einschneidende Konsequenz, daß ein Autor, der beim Publikum zu Prominenz gelangt war, nach seinem Tod auch und gerade weit außerhalb seines eigentlichen persönlichen Lebens- und Wirkungskreises nekrologisch geehrt wurde". Bogner: *Der Autor im Nachruf*, S. 259.

Ähnlich wie im Falle der Leichenrede auf Maria Kanter erfüllt das postume Andenken zwei unterschiedliche Funktionen. Auf der einen Seite steht die Erinnerung, im Fall der Denkschrift die Rekonstruktion individuellen Denkens. Herder geht es darum, die Essenz jener philosophischen Weisheit und schriftstellerischen Kreativität zu erfassen, die sich im Werk der Verstorbenen ausdrückt. Analog zur Begräbnisrhetorik ist aber auch der Biographie bei Herder ein in die Zukunft gerichtetes Element eigen. Die Auseinandersetzung mit Baumgarten, Heilmann und Abbt soll der nachfolgenden Generation vermitteln, in welcher Weise deren philosophische Gedanken fortzusetzen seien. Herder schwebt eine Form der Biographik vor, deren Ziel Interpretation und Charakterisierung eines Lebens und gleichzeitig eines schriftstellerischen Werks ist. Die Grenzen zwischen realer Person und Autorfiguration verschwimmen dabei. Herder geht es in seinem biographischen Zugang also weniger darum, die Lebensumstände der Verstorbenen darzustellen, sondern den „Geist", der ihr Wirken durchzieht, fassbar zu machen und damit eine „Reliquie" zu bergen, „die wundertätig ist, uns zu […] Schülern und Nachfolgern zu machen" (ebd., S. 679).

1.3 Topographie der Gedächtniskultur

Der eigentliche Plan einer dreifachen Denkschrift wird von Herder niemals ausgeführt. Er beschränkt sich darauf, eine Würdigung auf Thomas Abbt in Angriff zu nehmen, und obwohl er deren ersten Teil 1768 publiziert, endet auch diese Schrift als Fragment – oder vielmehr *Torso*. Wie so vieles bei Herder bleiben die Entwürfe und Ankündigungen Projektion. Dadurch, dass Herder die Intention seiner programmatischen Erklärungen nur teilweise erfüllt, erschöpft sich die rhetorische Wirkung des entwickelten Projekts, mit Gérard Genette gesprochen, auf „Ankündigungseffekte"[81]. Für die zeitgenössische Biographietheorie und die hermeneutische Position Herders[82] repräsentieren die erhaltenen Vorreden allerdings maßgebliche Dokumente, widmet sich der Autor hier doch ausführlich den methodischen Grundlagen, die seine Arbeit leiten sollen. Im Rahmen dieser Überlegungen versucht er die Grundzüge einer hermeneutischen Biographik zu entwickeln, die ihm als richtungsweisende Form des Umgangs mit und der Rede über Literatur erscheint, und diesen Ansatz im memorialen Diskurs zu positionieren. Die Biographie als schriftgebundenes Erinnerungsmedium steht für ihn in einer historischen Tradition. So entwirft er in der erhalten gebliebenen Vorrede seiner Denkschrift auf Baumgarten, Heilmann und Abbt ein breit gefächertes Panorama der Gedächtniskultur, das von der Antike bis in die Neuzeit reicht und die Praktiken postumen Andenkens in ihrer sozialen und kulturstiftenden Funktion teils affirmativ, teils kritisch beleuchtet:

81 Gérard Genette: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*. Frankfurt/M. 2001, S. 214.

82 Dazu grundlegend Hans Dietrich Irmscher: „Grundzüge der Hermeneutik Herders". In: *Bückeburger Gespräche über J. G. Herder 1971*. Hg. v. Johann Gottfried Maltus. Bückeburg 1973, S. 17–57.

> Völker, die noch in der Morgendämmerung des poetischen Zeitalters wandeln, würden ihre Leichensteine mit Nänien und einem Todtenfeste feiern: in Griechenland bekämen sie Statuen im Idealischen oder Ikonischen Bilde: zu Rom würde man ihnen öffentliche Parentalia begehen, und Todtenopfer an ihr Grabmahl gießen. Da aber diese edle symbolische Zeit vorbei ist: so muß man statt durch Denkmale, und Bildsäulen, und festliche Gebräuche für das Aug und die Ewigkeit zu sprechen, die Todten durch Worte ehren. Wäre ich nun ein Franzose: so würde ich freilich zuerst nach dem Rednerstuhle eines Thomas streben, und meine Helden durch schreiende Elogen erheben. – Als Britte würde ich geradezu nach ihren Werken greifen, sie in einer prächtigen Ausgabe in die Welt einführen, durch einen Kommentar verjüngen und die Biographie des Autors bis auf jedes Jahr und jeden Umstand berichtigen. Als ein Welscher würde ich in musikalischen Tönen Elegien weinen, und ihren Ruhm in spitzige lapidarische Aufschriften einpassen. Jetzt bin ich ein Deutscher: Elegien und Biographien und Elogen sind nicht in meiner Gewalt: was bleibt mir übrig? Nichts! als daß ich mich an ihr Grab schleiche, und mit einem Buche in der Hand ihr Andenken in der Stille feire! Ich nehme ihre Schriften und lese! (Herder: Entwurf zu einer Denkschrift, S. 678)

Herder situiert das differenzierte Spektrum der Memoria sowohl chronologisch als auch topographisch. Für ihn sind die unterschiedlichen Formen kollektiven Andenkens sowohl zeit- als auch kulturabhängig. Er skizziert eine „edle symbolische Zeit" der Antike, deren Erinnerungspraktiken Herders Zeitgenossen allerdings nicht mehr zur Verfügung stehen, da diese Vergangenheit von der Gegenwart durch einen unüberwindbaren Bruch getrennt ist. An den Beginn seiner Reihe und damit auch historisch an den Ursprung des kulturellen Gedächtnisses stellt Herder den Grab- oder Leichenstein: den stummen Zeugen der Abwesenheit, die Markierung des Präsenzverlusts. Daran schließt er fast nahtlos das gemeinschaftliche Gedenken im Ritus. Nänien und Totenfeste bezeugen die fortwährende Sorge der Lebenden um jene, die bereits aus dem Leben geschieden sind, im kollektiven Gedächtnis aber dennoch Teil der Gemeinschaft bleiben.

Mit dem Blick auf die griechische Antike erfolgt eine erste Zäsur in der historischen Reihe. Ihr wird die Statue, das Abbild, das Andenken im Simulakrum zugeordnet.[83] Die Statue markiert nicht nur, so wie der Leichenstein, die Abwesenheit des Verstorbenen durch gegenständliche Präsenz, sie lässt diesen auch durch seine äußere Form zum Stellvertreter werden. Im Verweis auf das römische Totenfest der Parentalia nimmt Herder das vorangegangene Motiv des gemeinschaftlichen Totengedenkens im Ritus wieder auf, nun allerdings in institutionalisierter Form. Im Gegensatz zu den privaten Gedenkfeiern am jeweiligen Todestag waren die Feierlichkeiten der Parentalia an eine bestimmte Kalenderperiode gebunden und wurden durch das rituelle Opfer der vestalischen Priesterinnen eingeleitet.[84] Der Totenkult

83 Zur Rolle der Statue in den Totenritualen der griechischen Antike vgl. Sarah Iles Johnston: *Restless Dead. Encounters Between the Living and the Dead in Ancient Greece*. Berkeley, Los Angeles, London 1999, S. 59f.

84 Dorothea Baudy: „Parentalia". In: *Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*. Hg. v. Hubert Cancik. Bd. 9: Altertum. Or-Poi. Stuttgart 2000, Sp. 330–331.

wird hier also nicht nur als gemeinschaftsbildende Handlung, sondern als staatstragender Akt aufgerufen. Im Bild des Opfers, das am Grabmal dargebracht wird, verweist Herder außerdem auf eine Konstante kultischen Andenkens: der Sorge der Lebenden um die Toten, in der sich der Glaube an die Überwindung des Todes ausdrückt.

Herders Interesse an den antiken Formen des Totengedenkens ist allerdings nicht allein historisch zu verstehen. Vom Entwurf einer dreifachen Denkschrift über die biographischen Essays auf Thomas Abbt, Ulrich von Hutten[85] (1776/1793) oder Johann Joachim Winckelmann[86] (1777) bis zu den *Briefen zu Beförderung der Humanität*[87] (1793–1797) und der *Adrastea*[88] (1801–1803), die beiden letztgenannten Werke durchzogen von biographisch-reflexiven Einschüben zum Leben und Wirken historischer Persönlichkeiten, tritt Herder für eine produktive Auseinandersetzung mit dem Nachleben Verstorbener ein. Der Tod birgt für ihn immer ein Moment des Neuanfangs in sich, sodass in Herders Reverenz an die antiken Praktiken des Totengedenkens bereits die eigene Vorstellung verlebendigender biographischer Memoria anklingt, wie er sie fast zwanzig Jahre später formulieren sollte:

> *Laß Todte ihre Todten begraben;* wir wollen die Gestorbnen als Lebende betrachten, uns ihres Lebens, ihres auch nach dem Hingange noch fortwirkenden Lebens freuen, und eben deshalb ihr bleibendes Verdienst dankbar für die Nachwelt aufzeichnen. Hiermit verwandelt sich auf einmal das Nekrologium in ein *Athanasium,* in ein *Mnemeion; sie sind nicht gestorben,* unsre Wohlthäter und Freunde: denn ihre Seelen, ihre Verdienste ums Menschengeschlecht, ihr Andenken lebet.[89]

Das Bild, das Herder vom postumen Andenken entwirft, ist in beiden Fällen öffentliche, kollektive Erinnerung. In der Antike stellt sie sich als symbolische Markierung im sozialen Raum dar. Ob Leichensteine, Statuen oder Totenopfer, das Gedenken vollzieht sich in der Präsenz eines physischen Objekts. Der Akt der Erinnerung wird damit, sei es im aktiven Vollzug ritueller Praktiken oder in der Anschauung konkreter Gegenstände, von sinnlicher Erfahrung begleitet.[90] Demgegenüber konstituiert sich die Öffentlichkeit späterer Zeiten über das geschriebene Wort, das zwar die räumlichen und sozialen Kommunikationsmöglichkeiten erheblich erweitert, allerdings auf Kosten der lebendigen Erfahrbarkeit sprachlich vermittelter Inhalte:

85 Herder FA 2, S. 609–629 (1776); Herder SWS 16, S. 273–297 (1793).

86 Herder FA 2, S. 630–673.

87 Herder FA 7.

88 Herder FA 10.

89 Herder FA 7, S. 26. Vgl. dazu Tobias Heinrich: „Das lebendige Gedächtnis der Biographie. Johann Gottfried Herders ‚Fünfter Brief zur Beförderung der Humanität'". In: *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Hg. v. Bernhard Fetz u. Wilhelm Hemecker. Unter Mitarbeit von Georg Huemer u. Katharina J. Schneider. Berlin, New York 2011, S. 23–27, hier S. 24f.

90 Zur Rolle sinnlicher Erfahrung für Herders Ästhetik vgl. Jochen Johannsen: „Der Erfahrungswandel der Moderne und die Ästhetisierung der Geschichte: Aspekte der historischen Erfahrung bei J. G. Herder". In: *Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur* 45 (2003), S. 250–272.

> Als bei den Griechen die Schrift noch nicht, oder wenig im Gebrauch war, erklang die Sprache als ein *lebendiges Wort;* die Stimme des Dichters und seines Sängers war eine Aufbewahrerin aller menschlichen Empfindungen und Gedanken. […] Mit Einführung der *Schrift* kam *Prose* auf, *Geschichte* und *Beredsamkeit* wurden ausgebildet; und wenn sich jetzt die Poesie neben ihnen hervortun wollte, so lief sie Gefahr, stolz, aufgeblasen, und wo sie vom lebendigen Vortrage ganz entfernt war, unverständlich und schwindelnt zu werden.[91]

Die entscheidende Zäsur stellt die Erfindung des Buchdrucks dar. Erst durch die massenhafte Verbreitung des gedruckten Wortes ist sowohl das neuzeitliche System der Wissenschaften als auch die gesellschaftliche Verfasstheit des bürgerlichen Zeitalters denkbar. Dennoch geht damit für Herder die Unmittelbarkeit der Erfahrung in der Sprache verloren. Im gedruckten Wort sei die Welt ausschließlich mittelbar gegeben und nur mühevoll könne es unter diesen Umständen gelingen, die Schrift als Quelle erfahrungsbasierter Erkenntnis zu betrachten:

> [E]ine Lobrede der Buchdruckerei zu halten, wäre ein sehr unnötiges Werk; wir wissen alle, was wir an ihr haben. Nur durch sie, erst durch sie ist zusammenhangende und verglichene Erfahrung des menschlichen Geschlechtes, Kritik, Geschichte, und eine Welt der Wissenschaften worden. / Aber auch was wir an ihr *nicht* haben, ist zu bemerken: was sie nämlich nicht geben kann, ja worin sie störet. Eignen Geist nämlich kann sie nicht geben; lebhafteren, tieferen Genuß an der Quelle des Wahren, Guten und Schönen mag sie durch die unzählbare Konkurrenz fremder Gedanken hier befördern, dort aber auch hindern.[92]

Die Kulturen der Neuzeit leben von „Wissen“ und nicht mehr von der eigenen „Erfahrung“ als „Quelle“ der „Weisheit“.[93] Die memorialen Praktiken des 18. Jahrhunderts unterscheiden sich daher grundlegend vom Erinnerungsdiskurs der Antike. Während dort die physische Unmittelbarkeit Memoria zu einem körperlich erfahrbaren Akt macht, steht auf der anderen Seite die schriftgebundene Erinnerung. Sie unterliegt ihren eigenen Gesetzen, die zu spezifisch neuzeitlichen Formen des postumen Andenkens geführt haben.

1.4 Elogen – Chroniken – Elegien

Analog zur diachronen Gegenüberstellung antiker Modelle des Totengedenkens entwirft Herder für die schriftgebundene Gegenwart ein synchrones Panorama: Den „französischen“ und „britischen“ stellt er die „welsche“ und schließlich die „deutsche“ Kultur gegenüber. Als Paradigma des französischen Nationalcharakters[94] sieht Herder die Eloge, wie sie im absolu-

91 Herder FA 7, S. 525.

92 Ebd., S. 529.

93 Herder FA 5, S. 12.

94 Zum Begriff des Nationalcharakters in Abgrenzung zur Ideologie des Nationalismus vgl. Michael Maurer: „‚Nationalcharakter‘ in der frühen Neuzeit. Ein mentalitätsgeschichtlicher Versuch“. In: *Transfor-*

tistischen Frankreich vor allem im Umfeld der *Académie française* gepflegt wurde. Beginnend mit Pierre Bardin (1595–1635), dem ersten Gelehrten, der als Mitglied der Académie verstorben war, wurden deren Angehörige durch kunstvolle Nachrufe ihrer ehemaligen Kollegen geehrt.[95] Ihre Blütezeit erlebte diese Tradition unter dem Mitherausgeber der *Encyclopédie,* Jean Baptiste le Rond d"Alembert, seit 1754 Mitglied der Académie und ab 1772 Generalsekretär, Verfasser einer Vielzahl eloquenter Elogen, in der er nicht nur teils satirisch auf die lebenden Zeitgenossen Bezug nahm, sondern mithin auch explizit gesellschaftskritische Positionen vertrat.[96] Ab 1758 schrieb die Académie jährlich einen Preis für die beste Lobschrift aus. Der von Herder erwähnte Antoine Léonard Thomas wurde insgesamt fünf Mal mit dieser Ehrung ausgezeichnet, so auch 1765 für eine Eloge auf René Descartes.[97] Einige Jahre später, 1773, sollte Thomas selbst eine ausführliche Theorie der Gattung mit dem Titel *Essai sur les Eloges*[98] verfassen.

Als Grundbedingung der Eloge sieht der Romanist Peter France den panegyrischen Modus des Textes: „the urge to *celebrate*"[99]. Dabei bezieht sich die Lobrede nicht allein auf die Person, die sie zu rühmen gedenkt, sondern hat auch eine soziale Funktion, indem sie die Leistungen des Individuums mit dem Kollektiv in Verbindung setzt. So feiert die akademische Eloge nicht nur den einzelnen Gelehrten, sondern auch die Institution, die den Rahmen für sein Andenken bietet, und stiftet damit geistige Gemeinschaft zwischen dem Verstorbenen und der „unsterblichen" Académie.[100] Bereits in der antiken Redekunst gilt die Lobrede sowohl der Verherrlichung ihres Gegenstandes als auch dem Ausweis der rhetorischen Fähigkeiten des Vortragenden.[101] Die Eloge ist aus biographischer Perspektive nicht nur die Narration einer Lebensgeschichte oder der Lobpreis eines Verstorbenen. Sie dient immer auch einem höheren Ziel: sei es der Bestätigung der staatlichen Ordnung in der Huldigung des Herrschers oder der Bekräftigung moralischer Prinzipien, wenn die beispielhafte Lebensführung des Gelobten hervorgehoben wird. Das zentrale Moment der akademischen Eloge des 17. und 18. Jahrhunderts ist die Konstitution von Einheit. Der absolutistische Zentralstaat und seine Institutionen spiegeln sich im Individuum. Der Verdienst des Einzelnen gründet auf den Leistungen des Kollektivs. So ist die Darstellung des biographierten Objekts in der panegyrischen Rede zugleich Selbstrepräsentation des sprechenden Subjekts als auch jener

mationen des Wir-Gefühls. Studien zum nationalen Habitus. Hg. v. Reinhard Blomert, Helmut Kuzmics u. Annette Treibel. Frankfurt/M. 1993, S. 45–81. Eine profunde historische Aufarbeitung des Themas bietet außerdem: Ruth Florack: *Bekannte Fremde. Zu Herkunft und Funktion nationaler Stereotype in der Literatur*. Tübingen 2007.

95 Peter France: „From Eulogy to Biography: The French Academic *Eloge*". In: *Mapping Lives. The Uses of Biography*. Hg. v. Peter France u. William St Clair. Oxford 2002, S. 83–101, hier S. 87.

96 Ebd., S. 89.

97 Antoine Léonard Thomas: *Eloge de René Descartes. Discours qui a remporté le prix de l'Academié Françoise en 1765.* Amsterdam 1765.

98 Antoine Léonard Thomas: *Essai sur les Eloges*. Amsterdam 1773.

99 Ebd., S. 84.

100 Bezeichnenderweise tragen die Akademiemitglieder selbst den Beinamen *les immortels*.

101 Vgl. Michael Mause: „Panegyrik". In: *HWR* Bd. 6, Sp. 495–502, hier Sp. 495.

institutionellen Rahmung, die diesem Subjekt die Stimme verleiht.[102] Im Gegensatz zu den Tendenzen des ausgehenden 18. Jahrhunderts steht die Tradition der akademischen Lobschrift damit noch ganz im Zeichen des Repräsentationsparadigmas der Barockliteratur. Der biographische Text intendiert nicht das mimetische Abbild eines als Individuum gefassten Menschen, sondern folgt einem synthetischen Modell, das reale Lebensumstände in idealisierter Form mit Blick auf ein kollektives, ordnendes Prinzip zum Ausdruck bringen will und damit die latente Bedrohung, die von der Natur des Menschen als Einzelwesen ausgeht, zu domestizieren versucht.[103] Im panegyrischen Aspekt der Biographik zeigt sich ein Leben nicht nur, wie es sich vollzogen hat. Vielmehr drückt sich darin auch der normative Anspruch aus, zu beschreiben, wie gelebt werden soll.

Im Gegensatz zur performativen Seite memorialer Praktiken, die sowohl in Bezug auf die Antike als auch in der doppelten Referentialität der Eloge auf Individuum und Institution im Vordergrund steht, thematisiert Herder in seinem Entwurf britischer Erinnerungspraktiken das Gedächtnis als Archiv und damit die Funktion der Biographie als Wissensspeicher. Die „prächtige[n] Ausgabe[n]“, von denen er spricht, verweisen auf das philologische Unternehmen der Edition, das postume Begehren, ein künstlerisches Werk in „fixierter, die Zeit überdauernder Form“ festzuhalten, „so daß es dem Zugriff des Produzenten ebenso enthoben ist, wie dem Verbrauch durch den Rezipienten“.[104] Der Charakter der Endgültigkeit verbindet den literarischen Text mit dem Leben, das in der Biographie dargelegt wird. Sowohl der existentielle Status des Schriftstellerlebens als auch die Textstruktur seiner Hinterlassenschaften sind durch ihre Abgeschlossenheit gekennzeichnet. Selbst Fragmenthaftes und Unvollendetes kann im Kontext eines personengebundenen Werkbegriffs als in sich geschlossen betrachtet werden. Die postume Sammlung und Herausgabe der Schriften eines Autors markiert den Abschluss des Schreibprozesses auf der Ebene des literarischen Feldes. Die Biographie dupliziert diesen Gestus in Bezug auf das Leben.

102 „[T]o praise the dead is also to empower the living; laudatory biography is […] a vital element in the construction […] of an edifice of corporate self-representation.“ France: „From Eulogy to Biography“, S. 85.

103 Zu den anthropologischen Voraussetzungen der Idealisierung als darstellerischem Prinzip der Barockästhetik vgl. Conrad Wiedemann: „Bestrittene Individualität. Beobachtungen zur Funktion der Barockallegorie“. In: *Formen und Funktionen der Allegorie*. Hg. v. Walter Haug. Stuttgart 1979, S. 574–591. Wiedemann beschreibt die Individualität des Menschen, die in der Renaissance noch als „Entdeckung“ gefeiert werden kann, im Kontext des 17. Jahrhunderts als Problem, das „bewältigt“ werden will (S. 577). Das existentielle Misstrauen in die menschliche Natur, geschürt von den Erfahrungen der konfessionellen Konflikte, entwickelt als seine positive Gegenseite ein Grundvertrauen, „in das zivilisatorische Vermögen, mit Hilfe institutionalisierender Vernunft und disziplinierendem Selbstzwang […] die gesellschaftsgefährdende Macht der Individualität bändigen zu können“ (S. 585). Insofern ist das „barocke[…] Formverhalten nicht als Leugnung elementarer oder individualer Natur zu verstehen“, sondern „als Versuch, diese durch das willentliche Entgegenhalten und Annehmen von situativ angemessenen, objektivistischen Ordnungsentwürfen zu bändigen“ (S. 580).

104 Horst Thomé: „Werk“. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. 3., von Grund auf neu erarbeitete Auflage. Hg. v. Jan-Dirk Müller. Berlin, New York 2007, S. 832–834, hier S. 832.

In zahlreichen Werkeditionen des 18. Jahrhunderts finden sich daher Vorstufen der modernen Schriftstellerbiographie, wie etwa ein Blick auf die Geschichte der Shakespeare-Biographik zeigt. Nicholas Rowe, der 1709 die erste kritische Edition der Texte des Dramatikers herausgegeben hatte, kann mit einigem Recht auch als erster Biograph Shakespeares bezeichnet werden, eröffnet er seine Ausgabe doch mit einer Lebensbeschreibung, die bis ins 19. Jahrhundert als Standardwerk anerkannt bleiben sollte. Alexander Pope, der mit seiner emphatischen These „the proper study of mankind is man“ die Wendung der Wissenschaften zum Menschen als Forschungsgegenstand und damit auch die Praxis der Biographik zum Ausdruck gebracht hat, greift in seiner Ausgabe (1723–1725) auf die Biographie Rowes zurück, nicht ohne dieser, wie auch den Dramen Shakespeares, einige Korrekturen hinzuzufügen. Auch Samuel Johnson geht als Herausgeber einer Edition Shakespeares (1765) detailreich auf die biographischen Arbeiten seiner Vorgänger ein.[105] Die Lebensgeschichte des Schriftstellers wird damit zur biographischen Rahmung seiner Werke und fließt in Lektüre und Interpretation ein. Das Leben geht dem Werk nicht nur in der Genese, sondern auch in der Edition voraus.[106]

Der ironische Unterton in der Beschreibung einer „brittischen“ Biographik, wenn Herder vom Bestreben spricht, „jedes Jahr und jeden Umstand“ eines Schriftstellerlebens aufzuzeichnen und dieses nicht bloß zu „berichten“ sondern zu „berichtigen“, zeugt von grundlegender Skepsis einer Lebensbeschreibung gegenüber, die sich vordringlich an empirischen Tatsachen und Fakten orientiert. Die angemessene Auseinandersetzung mit einem Schriftsteller erfordert für Herder mehr, als bloß über die äußeren Umstände seines Lebens informiert zu sein. Biographische Denkschriften, wie er sie im Sinn hat, können sich nicht in der Chronologie lebensgeschichtlicher Abläufe erschöpfen. Sein Interesse gilt der inneren, der geistigen Entwicklung jener, die er in seiner Schrift darzustellen gedenkt. Auch wenn der dokumentarischen Schilderung des Lebensvollzugs durchaus Bedeutung zugesprochen wird, wenn es darum geht, einen individuellen Charakter in all seinen Facetten zu verstehen, präferiert Herder eine Art der biographischen Darstellung, die vornehmlich das intellektuelle Leben des Porträtierten charakterisiert. Im *Torso* auf Thomas Abbt formuliert er daher seine Intention wie folgt:

> Abbt hat sich selbst *geschildert,* aber nur als *Schriftsteller:* ich betrachte also nur eine Seite seines Geistes, das *Gelehrte* Denken, ohne es zu unternehmen, sein *Menschlich* Denken zu entwerfen. Ich weiß, daß beide Seiten sich einander erklären, wie bei den Münzen Bild und Gegenbild; ich fühle auch so gut, als jemand, die mächtigen Züge der Aufrichtigkeit, Treue und Wahrheit, mit welchen *Abbt* aus seinem Geist und aus seinem Herzen schreibt: ich werde diese Züge auch sehr nutzen. Aber im Ganzen bin ich nicht so sehr auf der Seite derer, die in die Schriften, als in einen Spiegel des Herzens und der menschlichen Gesinnungen

105 Vgl. Samuel Schoenbaum: *Shakespeare's Lives*. Oxford, New York 1970.

106 Zur editorischen Biographik des 17. Jahrhunderts in der englischsprachigen Literatur vgl. Sarah Herbe: „‚And every day new Authors doe appeare…‘: Labelling the Author in the Front Matter of Thomas Beedome's *Poems Divine, and Humane* (1641)“. In: *Authorship* 3.1 (2014), 1–16.

> sehen wollen; ich bescheide mich, daß ich über einen Schriftsteller schreibe. (Herder: Torso, S. 574f.)

Herders Differenzierung ist subtil. In der Tradition von Empfindsamkeit und Genieästhetik konstatiert auch er einen Zusammenhang zwischen dem Menschen Thomas Abbt, der individuellen biographischen und seelischen Disposition, und seinen Schriften. Dennoch will Herder sich in seiner Darstellung auf das „gelehrte Denken" beschränken und so nur die öffentliche Figur in den Blick nehmen, während die private Seite ausgespart bleibt. Herder hat kein Interesse an einer spekulativen Rekonstruktion intimer Lebensdetails. Der „Geist" Abbts ist für ihn Essenz des Denkens, die sich aus dem schriftstellerischen Werk extrahieren ließe. Ihm schwebt eine Synthese von Literaturkritik und Lebensbeschreibung vor, die schließlich in eine intellektuelle Biographik mündet, mit dem Ziel, das zu erfassen, was das Denken und Wirken eines spezifischen Schriftstellers einzigartig macht, und die Genese seines Werks als geistige Entwicklungsgeschichte nachzuzeichnen.[107]

Wen Herder am Schluss seiner Reihe von den „welschen" Erinnerungspraktiken spricht, dann schließt sich der Kreis in mehrfacher Hinsicht. Der elegische Ton und die Stimmung der Trauer, die er nennt, rufen die affektbezogenen Motive postumen Gedenkens ins Bewusstsein. Wie die Musik Menschen in spezifische Gefühlszustände zu versetzen vermag, ist auch die Rhetorik der Trauer ein Mittel der Regulation affektiver Gestimmtheiten. Herders Wissen um diese Zusammenhänge hat sich bereits in der Totenrede auf Maria Margaretha Kanter gezeigt. In der „welschen" Biographik manifestiert sich aber auch erneut der Unterschied, den Herder zwischen antiken und modernen Gedächtniskulturen konstatiert hatte. Sowohl in der Gattung der Elegie als auch in den im Sinne steinerner Zeugnisse als „lapidarisch" bezeichneten Epigraphen wird ein Bezug zu den Gedächtnispraktiken der Vergangenheit hergestellt. Die Verbindung zwischen Lyrik und Musik verweist auf den rituellen Ursprung der Dichtung und auf die memoriale Wirkmächtigkeit des gemeinschaftlichen Gesangs. Die Innschriften, die Herder nennt, erinnern wiederum an die gegenständliche Qualität des Grabsteins, den er zuvor an den Ursprung seines historischen Aufrisses gestellt hatte. Und auch der Begriff „welsch" für die italienische Kultur eröffnet in seinem Bedeutungsspielraum als Bezeichnung der Romania die Perspektive auf ein kulturelles Weiterleben der antiken Welt. Doch die geweinten Elegien und spitzigen Aufschriften erscheinen wie eine Parodie auf die Nänien und Totenfeste, die edlen Statuen und Leichensteine der Vergangenheit. Die memorialen Praktiken des Altertums können unter den Bedingungen der Moderne nur mehr als Zerrbild ihrer selbst erscheinen. Der edle Klagegesang verkommt zum weinerlichen Trauerlied und die lapidarische Inschrift lässt auch die übertragene, uns heute weitaus geläufigere Bedeutung des Adjektivs im Sinne einer dem Gegenstand unangemessenen Kürze und Knappheit durchklingen. Die moderne Imitation antiker Trauerpraktiken vermag ihrem

---

107 Vgl. Kapitel 5.1 sowie Tobias Heinrich: „Biographie als Hermeneutik. Johann Gottfried Herders biographischer Essay *Über Thomas Abbts Schriften*. In: *Die Biographie – Beiträge zu ihrer Geschichte.* Hg. v. Wilhelm Hemecker. Unter Mitarbeit von Wolfgang Kreutzer. Berlin, New York 2009, S. 13–41.

Anspruch nicht mehr gerecht zu werden. Auch hier thematisiert Herder die veränderten Bedingungen der neuzeitlichen Gedenkkultur. Das Zeugnis aus Stein kann im Kontext einer von Flugblättern und Druckschriften, Zeitungen und Journalen geprägten Öffentlichkeit nicht mehr jene umfassende Funktion erfüllen, die es noch in der Antike inne hatte. Das Denkmal, das Herder im Sinn hat, muss „von Papier erbauet" (Herder: Torso, S. 567) sein.[108]

1.5 Lesende Erinnerung als biographische Einfühlung

Am Ende der Reihe steht wie schon an der Schwelle von der Antike zur Neuzeit die Negation. Herder verdeutlicht, welche Erinnerungspraktiken ihm aufgrund der eigenen kulturellen Herkunft *nicht* zur Verfügung stehen. Im Schema der Nationaldenkarten erscheint die Möglichkeit, sich spezifischer Formen memorialer Performanz zu bedienen damit nicht nur als Frage kultureller Tradition, sondern auch des individuellen Vermögens: „Elegien und Biographien und Elogen sind nicht in meiner Gewalt".[109] Der Charakter des postumen Andenkens wird damit nicht als Handlungsoption aus einem breiten rhetorischen und performativen Repertoire verstanden, sondern als sozialer Handlungsrahmen, aus dem heraus das individuelle Agieren kulturell determiniert ist. Die kollektive Gedächtnisarbeit, die Herder für die Deutschen reklamiert, wird von ihm als Position in einem Feld national differenzierter Praktiken, die sich in Abgrenzung voneinander definieren, beschrieben. Gerade deshalb soll sie für das Publikum Herders aber auch als einzig gangbarer Weg erscheinen.[110]

Was aus rhetorischer und diskursanalytischer Perspektive in ihrer Unterschiedlichkeit doch als zusammengehörige Aspekte im Konzert der kollektiven Memoria verstanden werden kann, positioniert Herder an je unterschiedlicher Stelle seiner intellektuellen Landkarte. Präzise skizziert er in den genannten Beispielen die unterschiedlichen Funktionen biographischer Erinnerungsarbeit. Die mimetische Aufgabe der Lebensdarstellung fasst er in die Figur des Denkmals bzw. der Statue: die Erinnerung im Abbild des Verstorbenen. Die römischen Parentalia bringen das Moment der Genealogie, der eigenen biologischen oder intellektuellen Abkunft, ins Spiel. Damit wird die Rolle der Memoria als Instrument der kollektiven Identitätsbildung verdeutlicht und die Gegenwart als Produkt historischer Entwicklungsprozesse dargestellt. In der französischen Tradition der Eloge ruft Herder die panegyrische Wirkmächtigkeit des Biographischen auf. Der Akt des Lobes greift von dem einzelnen

108 Zur Konkurrenz von Bild- und Schriftdenkmal vgl. Kapitel 2.4.

109 Herder: „Entwurf zu einer Denkschrift", S. 678.

110 Nationale Identität erschließt sich für Herder als Form „soziale[r] Individualität" immer in Abgrenzung von den Spezifika anderer Gemeinwesen. Hans Adler: „Nation. Herders Umgang mit Konzept und Begriff". In: *Unerledigte Geschichten. Der literarische Umgang mit Nationalität und Internationalität.* Hg. v. Gesa von Essen u. Horst Turk. Göttingen 2000, S. 39–56, hier S. 48. Vgl. auch Menges: „Was leistet ‚pragmatische Geschichtsschreibung'?", S. 199: „[Herder] definiert Identitätsfindung als kontinuierlichen Sinnfindungsprozeß, in dem Eigenbestimmung nur in Anerkenntnis von Differenz, also in Abstoßung von einer Umwelt, als möglich erscheint."

Menschen, dessen Andenken er feiert, auf den sozialen Rahmen der Handlung über und definiert diesen über die Gültigkeit seiner ethisch-moralischen Prinzipien. Die vorbildhafte Lebensführung wird zur einenden Klammer zwischen dem erinnerten Individuum und der Gegenwart des Publikums. In der englischen Biographik verortet Herder das Prinzip der Lebensbeschreibung als Dokumentation, als Chronik eines Lebens. Wie in den empirischen Wissenschaften geht damit die Vorstellung einher, die Einzigartigkeit eines Menschen an dokumentarisch verfügbaren Fakten festzumachen. Als „welsch" bezeichnet Herder schließlich die elegische Komponente des Biographischen, die sich, Affekte entfachend, regulierend und reduzierend, in der Trauer- und Leichenrede entfaltet. Die einzelnen Bausteine, aus denen sich der biographische Diskurs speist, werden in Herders Ausführungen jedoch partialisiert und nationalisiert. Indem er die genannten Aspekte des Biographischen voneinander sondert und dem eigenen kulturellen Standpunkt entfremdet, entwickelt sich jener Freiraum, den er benötigt, um sein biographisches Konzept als innovative und dennoch notwendige Form im Spektrum memorialer Praktiken zu positionieren.[111] Im Gestus der Systembildung wird ein Systemzwang erzeugt, der Leerstellen zu Desideraten erklärt.[112] Herder beschreibt das Feld personenbezogener Memoria als Landkarte mit der eigenen Heimat als tabula rasa: eine weiße Fläche, die er nun selbst zu füllen gedenkt.

Die Vorstellung der Biographie, wie sie im Entwurf einer dreifachen Denkschrift und schließlich im 1768 erschienenen *Torso* konzipiert wird, verfolgt das Modell partizipativer Lektüre und „exegetische[r] Autorschaft".[113] Die Schriften von Dichtern und Gelehrten sind der primäre Bezugspunkt, um deren Persönlichkeit, deren „Wesen", zu ergründen und ihr Denken aus postumer Perspektive zu rekonstruieren. Eine solche Biographie stützt sich auf das literarische Werk, um daran den spezifischen schriftstellerischen Charakter seines Autors herauszulesen. Der in Sprache gefasste Informationsbestand wird anthropomorph als Ausdruck einer intellektuellen Persönlichkeit verstanden und dieser gilt das Interesse Herders. Mit Blick auf die Geschichte des neuzeitlichen Autorschaftsmodells muss vielleicht sogar von der *Konstruktion* des Autors aus seinen Schriften gesprochen werden.[114]

---

111 Herders Nationenbegriff soll im Gegensatz zum Nationalismus des 19. Jahrhunderts nicht nach außen, sondern nach innen wirken und damit zur Profilbildung des deutschsprachigen Lesepublikums beitragen. Hans Adler: „Nation", S. 56.

112 „Wenn der Nationalcharakter über die Beschreibung hinaus zur *Erklärung* kultureller Phänomene herangezogen wird, geschieht dies in Form eines Zirkelschlusses: Das Beobachtete wird mittels gängiger Nationalstereotype – die als ‚Wesens'-Zuschreibungen eines Kollektivs ihrerseits nicht selten Verallgemeinerungen historischer Besonderheiten sind – erfasst und unter Rückgriff auf das Nationalcharakterkonzept plausibilisiert, so daß ‚beweisbar' wird, daß das, was ist, nur so und nicht anders sein *kann.*" Florack: *Bekannte Fremde,* S. 94. Zum Systemcharakter der Argumentation in nationalen Stereotypen siehe außerdem: Franz M. Eybl: „Typus, Temperament, Tabelle. Zur anthropologischen und medientheoretischen Systematik der Völkerstereotypen. In: *Frühneuzeitliche Stereotype. Zur Produktivität und Restriktivität sozialer Vorstellungsmuster.* Hg. v. Miroslawa Czarnecka, Thomas Borgstedt u. Tomasz Jablecki. Bern u.a. 2010, S. 29–43.

113 Simon: „Herders exegetische Autorschaft".

114 Franz M. Eybl: „Die Konstruktion des Autors durch den Druck: Grimmelshausen". In: *Barock. Neue Sichtweisen einer Epoche*. Hg. v. Peter J. Burgard. Wien, Köln, Weimar 2001, S. 145–160.

Der Akt des Lesens ist dabei der Versuch einer Aktivierung und Vitalisierung des schriftlich niedergelegten Wissens.[115] Als Reaktion auf das kollektivbiographische Unternehmen eines Lehrers am Gymnasium in Gotha, Friedrich Schlichtegrolls *Nekrolog,* betont Herder daher auch den Wunsch nach einer „lebendigen“ Auseinandersetzung mit den Verstorbenen. In der Dichotomie von Leben und Tod wird das Funktionsspektrum biographischen Andenkens ausgelotet. Nicht der Trauer um die Toten oder der chronistischen Wiedergabe ihrer Lebensumstände solle die Biographie dienen, sondern der Sorge um das intellektuelle Vermächtnis. Das Wirken herausragender Menschen hat das Potential, den Tod zu überdauern. Doch dazu bedarf es des aktiven Andenkens der Nachwelt. Herders Modell einer „lesenden“ Biographik ist damit wie die übrigen Gedächtnispraktiken, auf die er sich bezieht, nicht nur dem Einzelleben gewidmet, sondern auch der Einbettung des Menschen in das Gemeinwesen. In der Lektüre verbindet sich der Geist des Schriftstellers mit dem seiner Leser, aber auch diese selbst werden im Akt des Lesens zu einem Publikum geformt. So schreibt Herder mit Blick auf Schlichtegrolls *Nekrolog:*

> Nur deren Leben gehörte in diese Sammlung, *die zum Besten der Menschheit wirklich beigetragen haben;* und es wäre Hauptblick des Erzählers, wie sie dies thaten? wie sie die wurden, die sie waren? womit sie zu kämpfen, was sie zu überwinden hatten? wie weit sie“s brachten und was sie andern zu thun nachließen?[116]

Der biographische Ansatz, den Herder entwickelt, entspringt einem Interesse für die Probleme der Gegenwart. Zwar postuliert er, dass jedes historische Phänomen rekonstruktiv unter den Bedingungen seiner Zeit betrachtet werden müsse – es trägt die „Fesseln seines Zeitalters“ (Herder: Torso, S. 265) –, aber zugleich sei es notwendig, Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen und mithin das Leben bedeutender Menschen nicht als abgeschlossenes zu betrachten, sondern danach zu trachten, auf dem, was sie erreicht haben, aufzubauen und damit ihr Wirken im Hier und Jetzt fortzusetzen.

Wie dem kalkulierten Einsatz ironischer Distanzierung in der Topographie des zeitgenössischen Erinnerungsdiskurses liegt allerdings auch dem Entwurf der eigenen Position eine doppelbödige rhetorische Strategie zugrunde. Ein im Gegensatz zu den übrigen von Herder genannten memorialen Praktiken scheinbar auf die reine Lektüre reduzierter Ansatz entpuppt sich als autoritatives Modell, in dem letztlich die individuelle Persönlichkeit von der Biographie ersetzt oder besser „überschrieben“ wird. Bereits die einleitende Frage: „Jetzt bin ich ein Deutscher: Elegien und Biographien und Elogen sind nicht in meiner Gewalt:

115 „Herders Lesen […] verlebendigt […] was als Buchstabe tot ist und ruft den Namen des Gewesenen im Zeichen der Schrift zu einer gespenstischen Präsenz.“ Ebd., S. 318. Zur Metaphorik der Animation für den Transmissionsprozess der Biographie bei Herder vgl. auch Tobias Heinrich: „‚This, I believe, is the only means of defying death‘: Johann Gottfried Herder’s Concept of Intellectual Biography.“ In: *Lumen. Selected Proceedings from the Canadian Society for Eighteenth-Century Studies* 28 (2009), S. 51–67, v.a. S. 53f.

116 Herder FA 7, S. 26.

was bleibt mir übrig?“ spielt auf eines der Grundprobleme in der deutschen Identitätssuche des 17. und 18. Jahrhunderts an, den Topos der kulturellen Rückständigkeit bzw. der verspäteten Entwicklung, die in eine positiv besetzte Naturverbundenheit und Sittlichkeit der Deutschen umgedeutet wird. Dieser Gegensatz von Natur und Kultur, der bereits bei Tacitus begegnet, gehört im 18. Jahrhundert zum fixen Inventar deutscher Selbstentwürfe.[117] Der Biograph, den Herder beschreibt, mutet in diesem Sinne zunächst passiv und zurückhaltend an. Verstohlen schleicht er sich an das Grab jenes Mannes, dessen Andenken er pflegen will, und es scheint, als hätte er einen wortlosen Lobpreis des Verstorbenen im Sinn, wenn er in dessen Schriften zu lesen beginnt. Herder deutet hier ein Gegenmodell zu den „schreienden Elogen“ der Franzosen oder den „rührenden Elegien“ der Italiener an. Es wirkt, als ob der Autor der Denkschrift ganz hinter das Objekt seiner Rede zurücktreten wolle. Verfolgt man Herders Gedanken jedoch weiter, zeigt sich ein differenzierteres Bild. So inszeniert er sich bereits in den ersten Zeilen des Textes auf Augenhöhe mit seinen Vorbildern. Er beschreibt sich in einer Reihe mit den verstorbenen Gelehrten und strebt danach, deren Werk fortzusetzen. Herder thematisiert den beschriebenen Paradigmenwechsel der Nachrufliteratur, indem er betont, dass kein direktes persönliches Verhältnis zwischen ihm und seinen Objekten besteht, sondern die Bekanntschaft allein auf den öffentlichen Schriften, die von den drei Gelehrten zu Lebzeiten publiziert wurden, gründet. An der Quelle postumer Würdigung steht hier also die Leseerfahrung, die der Biograph als unmittelbares Wissen einbringen kann. In der autoritativen Rolle, die dem Leser als Interpreten fremder Texte zukommt, vor allem dann, wenn ihr Urheber nicht mehr am Leben ist, enthüllt sich dann aber schließlich die eigentliche Anlage des scheinbar bedächtigen, hingebungsvollen Biographen. Die Inszenierung einer lesenden Biographik erfüllt konzeptionell eine doppelte Funktion: Gegenüber den von Herder kritisierten „fremden“ Formen postumen Andenkens scheint sie allein die Persönlichkeit und das Werk des Verstorbenen im Blick zu haben. Zugleich wird die Sprechinstanz jedoch zur unangefochtenen Autorität für das Verständnis des toten Autors. So fordert Herder in der Schrift auf Thomas Abbt das Publikum auf, der eigenen Lektüre zu folgen: „Leser! setze dich neben mich und lies mit mir“ (Herder: Torso, S. 569). In der Phrase „lies *mit* mir“ wird auf einer tieferen Ebene ein „lies *durch* mich“ artikuliert, denn der Kommentar – und einen solchen stellt die Denkschrift ja dar –, der dem Leser im Augenblick der Lektüre vorliegt, legitimiert sich überhaupt erst dadurch, dass er den Schriften etwas hinzufügt bzw. einen vermeintlichen intellektuellen Kern zu extrahieren versucht, der für den unkundigen Rezipienten auf direktem Wege nicht zugänglich wäre. Die Rolle des Biographen umfasst damit die hermeneutische Autorität der Auslegung und Deutung von Texten. Indem sich die Biographie nicht mehr aus der direkten Kenntnis der Lebensumstände, sondern vor allem aus der kritischen Auseinandersetzung mit den Hinterlassenschaften eines Menschen speist – im Falle der Schriftstellerbiographie aus einer Lek-

117 Vgl. Hans Peter Herrmann: „‚Mein Arm wird stark und groß mein Muth […]‘. Wandlungen des deutschen Nationalismus im 18. Jahrhundert“. In: *Die Ordnung der Kulturen. Zur Konstruktion ethnischer, nationaler und zivilisatorischer Differenzen 1750–1850*. Hg. v. Hansjörg Bay und Kai Merten. Würzburg 2006, S. 53–78, hier S. 59.

türe der Werke –, wird die biographische Praxis zur Interpretationsarbeit und der Biograph zum maßgeblichen Exegeten des Verstorbenen.[118]

Um diese spezifische Konstellation in der memorialen Praxis zu etablieren, bedient sich Herder des Mittels der Nationalisierung. Er postuliert mit Blick auf das kulturelle Gedächtnis ein Spektrum national differenzierter Handlungsformen, sodass das von ihm entworfene Programm „lesenden" Andenkens nicht nur als eine Möglichkeit unter vielen, sondern als einzig legitime Haltung im Kontext der deutschsprachigen Kulturlandschaft erscheint. Aus dem rhetorischen Verhältnis von Zuordnungen und Abgrenzungen werden in einem performativen Akt Imaginationen nationaler Stereotypen definiert. Nationale Identität entsteht dabei erst durch die argumentative Segmentierung und Distribution im Spektrum memorialer Praktiken.[119] Um Herders Ansatz einer kulturgeschichtlichen Topographie in ihrer Intention zu erfassen, muss man diese als Plädoyer für eine spezifische Form gemeinschaftlicher Erinnerungsarbeit verstehen. Herder will seine deutschsprachigen Zeitgenossen gegen die Übernahme literarischer Praktiken aus den dominierenden Kulturnationen Frankreich und England sowie gegen die sture Imitation antiker Gedenkformen immunisieren und postuliert gleichzeitig eine Art des literarischen Andenkens, die ihm den medialen Gegebenheiten der Moderne gegenüber angemessen erscheint und sich dennoch an der memorialen Tradition des Abendlandes orientiert. In diesem Sinne fügt sich die Einleitung der dreifachen Denkschrift auch in die Überlegungen Herders, die ein Vierteljahrhundert später in den *Briefen zu Beförderung der Humanität* erscheinen sollten. Auch hier spielt die Frage nationaler Identität eine tragende Rolle, allerdings nicht mehr im Kontext einer konstruktiven Setzung durch Abgrenzung, sondern im Sinne der Biographie selbst als Vehikel zur Herausbildung kollektiver Identität und als Aufruf zur politischen Emanzipation des aufgeklärten Bürgertums. Der Wissensspeicher des Nekrologs stellt sich für Herder als literarisch-utopische Sphäre dar,

118 Für Ralf Simon lässt sich in Herders Gestus „lesender Autorschaft" eine Urszene der Literaturwissenschaft beobachten, „die sich als Interpretation durch die in ihr wiederholte Sprache der Poesie hindurch zur Geltung bringt". Indem sie sowohl ihrem Gegenstand gegenüber gerecht sein, als auch „durch das Andere hindurch" eine „eigene Stimme" hervorbringen will, „muss sie den Gegenstand zugleich durchstreichen und verlebendigen". Simon: „Herders exegetische Autorschaft", S. 318. Mit Christian von Zimmermann tritt hier ein allgemeines Problem der Biographik zutage: „In dieser doppelten Handlung – dem Akt des Verstehens und dem Akt des Vermittelns – wird der Gegenstand der Biographie zugleich geschaffen und negiert. Anders formuliert: In einer Biographie begegnet sich die Sehnsucht nach dem Selbstsein und der Handlungsmächtigkeit des Individuums mit der Beherrschung der Individualität durch die Diskurse. Die Arbeit des Biographen an der fremden Individualität seines biographischen Objekts besteht zwangsläufig auch in der schrittweisen Vernichtung dieser Individualität". Zimmermann: *Biographische Anthropologie,* S. 31.

119 Betont wurde im vorliegenden Argumentationsgang vor allem der kulturdifferenzierende Gestus Herders. Mit Blick auf seinen historiographischen Zugang könnte man aber auch die von ihm skizzierte Abhängigkeit neuzeitlicher Gedächtnispraktiken von ihren antiken Vorformen bzw. den inneren Zusammenhang in dem memorialen Tableau und dessen anthropologische Prämissen hervorkehren. Man fände hier wohl ein Musterbeispiel für die Perspektivität des historischen Beobachters in seinem „relationalen Zugriff" (Adler: „Nation", S. 53). Herder beschreibt nationale Identität, indem er sie in einem historischen und kulturellen Spektrum abgrenzt und dennoch die evolutionäre Bedingtheit der eigenen Position in ihren Vorläufern und Präformierungen kenntlich macht.

in der die politischen Ideale der reformorientierten Kräfte Deutschlands zusammengeführt werden könnten. In einem Verzeichnis der Leistungen und Errungenschaften der Verstorbenen, aber auch der Hinderungsgründe, die ihren Plänen aus der politischen Verfasstheit ihrer Heimat entgegengesetzt wurden, ließe sich das Potential eines gesellschaftlich reformierten Gemeinwesens erahnen. Herder verdeutlicht dies am Schicksal des 1791 verstorbenen und über Jahre eingekerkerten Dichters Christian Friedrich Schubart:

> Hier also auf dem Grabe des Verstorbnen, als auf einer heiligen Freistätte, müssen Wahrheit und Menschlichkeit […] ihre Stimmen erheben und sprechen: „Dieser Mann ward unterdrückt, jener gemißbraucht, dieser verlockt und gestohlen. Ohne Recht und Urtheil schmachtete er viele Jahre im Felsenkerker; […]" Wahre Begegnisse dieser Art müßten von Munde zu Munde, von Tagebuch zu Tagebuch fortgepflanzt werden; denn wenn Lebendige schweigen, so mögen aus ihren Gräbern die Todten aufstehn und zeugen.[120]

Die Biographik vermag im Akt postumen Gedenkens, in der Welt der Texte, Gemeinschaft zu stiften, auch wenn diese realpolitisch noch nicht zu verwirklichen ist. Im Unterschied zu anderen zeitgenössischen Formen der Biographik, die das Leben eines Menschen isoliert und abgelöst von den sozialen Bedingungen seines Vollzugs betrachten, zielt Herders Konzept der Biographie auf die gesellschaftspolitische Wirkmächtigkeit der Lebensbeschreibung.[121] In der komparativen Kompilation von Lebensgeschichten scheint es möglich, kulturelle Beziehungen und soziale Dynamiken bewusst zu machen, die sonst verborgen blieben. Zur Reflexion der sozialen und politischen Transformationen um 1800 bietet sich damit ein Analyseinstrument, das vermag, den Blick sowohl in die Vergangenheit als auch in die Zukunft zu richten und in dieser Synthese Visionen einer progressiven Gesellschaftsordnung zu entwickeln.

> Auf diese Weise geführt, was wäre lehrreicher und nützlicher als ein solches Register der Todten? […] [D]aß, wenn sonst nirgend, wenigstens auf einem Gottesacker die verdienten Männer mehrerer und aller deutschen Provinzen sich zusammenfänden und endlich doch in der Erde sich als Landesleute, als Brüder, als Mitarbeiter an einem Werk des Menschenberufs erkennten […].[122]

Herder folgt sowohl in seiner unveröffentlichten Denkschrift als auch in den Humanitätsbriefen einem zeittypischen Argumentationsmuster. Wenn um 1800 von Deutschland gesprochen wird, dann kann sich die Diskussion nicht auf eine Bestandsaufnahme der Gegenwart beschränken. Nicht was die Nation *ist,* sondern was diese *sein könnte,* steht zur Debatte. Die Rede von der nationalen Identität wird zur „politische[n] Absichtserklärung".[123] Im Ent-

---

120 Herder FA 7, S. 28.

121 Helmut Scheuer: *Biographie. Studien zur Funktion und zum Wandel einer literarischen Gattung vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Stuttgart 1979, S. 35.

122 Herder FA 7, S. 28f.

123 Fritz Hermanns: „Identität und Mentalitätsgeschichte". In: *Nation – Europa – Welt. Identitätsentwürfe*

wurf einer dreifachen Denkschrift ist der spezifische Charakter der Deutschen Motiv für die Konzeption einer innovativen Form der Biographik. Ein Vierteljahrhundert später postuliert Herder dann umgekehrt die Biographie als Reflexionsmedium nationaler Einigung.

Vergleicht man die zwei skizzierten Positionen, so erscheint Herders frühes Plädoyer für „lesende" Erinnerungsarbeit auch von der Frage getragen, was Biographien überhaupt zu leisten im Stande sind. Herders Blick auf das personenbezogene Andenken im Rahmen kultureller Memoria richtet sich auf die Funktion der Biographie im sozialen Gefüge. Im Kontext der Antike lässt er deren gemeinschaftsbildende Wirkung hervortreten. In den memorialen Praktiken der Neuzeit zeigt er, wie biographisches Andenken Werkzeug der Affektregulierung sein kann, und weist sowohl auf die subtile Verbindung von Individuum und Institution als auch auf die Rolle der Biographik für das Konzept des literarischen Werks hin. Das hermeneutische Modell, auf das Herders Argumentation hinausläuft, ergänzt dieses Panorama und wird vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart zentraler Modus in der narrativen Fassung individueller Lebenszusammenhänge: als Form der intersubjektiven Einfühlung mit den Mitteln der Biographik, in der die Lebensgeschichte zum Lehrbuch und dessen Lektüre zu einer analytisch-exegetischen Auseinandersetzung wird, sowohl mit der fremden als auch mit der eigenen Existenz.

vom Mittelalter bis 1800. Hg. v. Ingrid Baumgärtner u.a. Frankfurt/M. 2007, S. 296–317, hier S. 315.

2 Bild

In den theoretischen Debatten um die Gattung der Biographie nimmt die Frage des epistemologischen Verhältnisses zwischen der Lebensbeschreibung und ihrem Gegenstand seit jeher eine zentrale Rolle ein. Welche Rolle nimmt die biographische Darstellung in Bezug auf den Menschen ein, den sie zu repräsentieren intendiert? Was ist es, das die Biographie von einem Individuum zu sagen vermag und inwiefern kann sie zeigen, was bzw. wer ein Mensch gewesen ist? Die britische Literaturwissenschaftlerin und Biographin Hermione Lee identifiziert in diesem Zusammenhang das Porträt und mit ihm jede Form der bildhaften Darstellung als eine der dominanten Metaphern, um den erkenntnistheoretischen Status biographischer Texte auszudrücken.[124] In Form des gemalten Abbildes wird der Lebensbeschreibung ein visuelles Verfahren an die Seite gestellt, in dessen kultureller Geschichte sich die historisch veränderlichen Bedeutungen von Individualität und Identität spiegeln.[125] Die Analogie zwischen Bild und Biographie thematisiert Prozesse der Übersetzung des Lebendigen in ein Simulakrum, aber auch das komplexe Geflecht von Analogie und Abweichung, das Realität und ihre Darstellung verbindet. Schließlich stellt sie auch die Frage nach den Konstruktionsprozessen, die der Illusion von biographisch vermittelter Wirklichkeit zugrunde liegen. Wie die frühesten Formen kultureller Bildpraktiken, die den Körper eines Verstorbenen in der Totenmaske zu einem „Bild von sich selbst“[126] verwandeln, versucht auch die Biographie in einer „komplexen Dynamik der Repräsentation und Interpretation“ das zu erfassen, „was der biographische Text nie mehr vergegenwärtigen oder repräsentieren kann: das Leben eines Menschen“.[127] Biographie und Porträt besetzen in ihrer darstellenden Funktion das Spannungsverhältnis von Tod und Leben, von Präsenz und Absenz, und werden damit zu Medien der Transformation einer Persönlichkeit von ihrer leiblichen Existenz zum Gegenstand der Erinnerung.[128]

Neben der erkenntnistheoretischen Fragestellung wird um 1800 das vieldiskutierte mimetische Verhältnis von Bild und Schrift bedeutsam, wenn in den Debatten um die Gattung der Biographie mit Verweisen auf bildhafte Darstellungsmedien operiert wird. Die Artefakte und Verfahrensweisen der bildenden Kunst sind dabei sowohl ein Feld von Analogieschlüssen als auch von Abgrenzungsbewegungen. Das gemalte Porträt dient der Biographie einerseits als Vorbild, andererseits aber durch die Begrenztheit seiner Aussagemöglichkeiten auch als Repräsentationsform, die von der Lebensbeschreibung zu ergänzen oder sogar zu überwinden sei. Ausgangspunkt ist in beiden Fällen die Bedeutung, die visuellen Medien für die Konstitution des neuzeitlichen Subjektbegriffs zukommt. So lässt sich der historische Wandel in

124 Hermione Lee: *Biography. A Very Short Introduction*. Oxford 2009, S. 1f.

125 Grundlegend zur Gattungsgeschichte: Andreas Beyer: *Das Porträt in der Malerei.* München 2002.

126 Hans Belting: *Bild-Anthropologie. Entwürfe einer Bildwissenschaft.* München 2001, S. 147.

127 Ní Dhúill: „Lebensbilder“, S. 496.

128 Vgl. hier und zu den weiteren Ausführungen dieses Kapitels Heinrich: „Porträts, Denkmäler, Galerien“.

den Vorstellungen von Individualität seit dem 15. Jahrhundert an den Transformationen im Diskurs der bildenden Kunst ablesen.[129] Die gattungstheoretische Debatte um die Repräsentation des Subjekts in schriftgebundenen Medien schließt an diese Tradition unter Berücksichtigung der Spezifika biographischer Ausdrucksmittel an. In Analogie zum Individualporträt wird der erkenntnisfördernde Aspekt der biographischen Perspektive über die Präsenz des eigenen Lebens als Referenzpunkt und Erfahrungshorizont argumentativ erschlossen. Die Lektüre der Biographie geschieht stets vor dem Hintergrund der eigenen Lebenserfahrung, so wie der Blick auf das Porträt auf das eigene Spiegelbild verweist. In argumentativer Abgrenzung wird aber auch die Überlegenheit der Biographie den visuellen Artefakten der Erinnerungskultur gegenüber betont, insofern sie im Medium der Schrift auch das geistige Wesen eines Menschen erfassen könne. Der biographische Diskurs des ausgehenden 18. Jahrhunderts schließt damit an die zeitgenössische Debatte über das Verhältnis von Bild und Schrift an. Bildhafte Darstellungen, so das vorrangige Argument, können nur Oberflächen zeigen, während der Blick des Biographen in die Tiefe einer Persönlichkeit vordringt. Die Metaphorik des Bildes ist damit in der biographischen Standortbestimmung Mittel, um die Konturen der Gattungen zu schärfen, verweist aber gleichzeitig auch auf die spezifischen Ansprüche, denen die Repräsentation von Individualität am Ende des 18. Jahrhunderts unterliegt.

2.1 Grössenverhältnisse – Konturen – Galerien

Sobald in den theoretischen Reflexionen zum Status der Biographie das Verhältnis von Global- und Individualgeschichte zum Thema wird, stellen die Schriften Plutarchs einen fixen Bezugspunkt der Debatte dar. Im Vergleich zwischen biographischen und bildlichen Darstellungsformen wird bei Plutarch die Parallele zur Technik des Porträtmalers gezogen, dem allein das Haupt des Porträtierten genügt, um dessen Charakter auszudrücken, und der deshalb die anderen Teile des Körpers in seiner Darstellung getrost vernachlässigen könne.[130] Auf die gleiche Art habe auch der Biograph seine Aufmerksamkeit auf jene lebensgeschichtlichen

129 Vgl. u.a. Jacob Burckhardt: *Beiträge zur Kunstgeschichte in Italien. Das Altarbild – Das Porträt in der Malerei – Die Sammler*. Basel 1898, S. 145ff.; Gottfried Boehm: *Bildnis und Individuum. Über den Ursprung der Porträtmalerei in der italienischen Renaissance*. München 1985; Christoph Wagner: „Porträt und Selbstbildnis“. In: *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hg. v. Richard van Dülmen. Köln, Weimar, Wien 2001, S. 79–106.

130 „Die Porträtmaler suchen die Ähnlichkeit aus dem Gesicht und den Zügen um die Augen zu gewinnen, in denen sich der Charakter darstellt, und schenken den übrigen Körperteilen weniger Aufmerksamkeit. In entsprechender Weise muß man es auch mir gestatten, daß ich mich mehr mit den kennzeichnenden seelischen Zügen befasse und daraus das Lebensbild eines jeden zeichne. Die großen Heldentaten und die Schlachten aber überlasse ich anderen.“ Plutarch: *Alexander. Caesar.* Übersetzt und herausgegeben von Marion Giebel. Stuttgart 1980, S. 3. Auf die tropische Funktionalisierung der Porträtmalerei bereits in der antiken Kunst, dem „Gesicht als Schlüssel zur Identifikation“ verweist Andreas Beyer. Verwoben werden dabei immer schon personale-synekdochische mit sozialhistorisch-metoynmischen Momenten. Beyer: *Das Porträt in der Malerei,* S. 21.

Details zu richten, die das Wesen des Biographierten hervortreten lassen. Sein Blick betrachtet anders als der des allgemeinen Historikers bloß einen Ausschnitt. Dieser jedoch erscheint aus biographischer Perspektive als das eigentlich Signifikante des beschriebenen Lebens. Der Grund für die nachdrückliche Herauslösung der Biographie aus dem Gattungsdispositiv der Geschichtsschreibung mag unter anderem in der didaktischen Funktion gründen, die dem biographischen Text für die Ausbildung der politischen Elite der griechisch-römischen Kultur zukommt.[131] Die Parallelviten Plutarchs sind als historisch fundierte Lehrstücke zu betrachten, deren Berichte über Persönlichkeiten aus dem griechisch-hellenistischen bzw. dem römischen Kulturkreis auf die handlungsethische Interpretation der Lebensführung zielen. Die Biographien sollen ihren Lesern als Vorbild und Vorlage für das eigene Handeln dienen. Die Wesensart der Protagonisten erscheint dabei als konkrete Ausformung allgemeiner charakterlicher Dispositionen und moralischer Gesinnungen.[132] Staatspolitische und militärische Ereignisse, in deren Kontext sich das dargestellte Leben ereignet, treten in den Hintergrund anekdotenhafter Episoden, die der narrativen Konturierung der biographierten Persönlichkeit dienen. Die vielgerühmte Plastizität und Anschaulichkeit von Plutarchs Biographien[133] beruht nicht zuletzt auf der erzählerischen Fokussierung der Texte, die sich auch in Momenten größter historischer Bedeutsamkeit allein auf die Handlungen und Empfindungen einzelner Figuren beschränken.[134] Sowohl in seiner biographischen Praxis als auch in der theoretischen Reflexion dazu operiert Plutarch im Spannungsfeld von Vorder- und Hintergrund, zwischen geschichtlichem Kontext und charakteristischem Detail, das der didaktischen Intention seines Werks entspricht.[135] Die beschriebenen Persönlichkeiten werden zu exemplarischen Beispielen, an deren Lebensgeschichten der Autor grundsätzliche Fragen zum menschlichen Wesen und zu den Voraussetzungen moralischen Handelns aufwerfen kann, die den Lesern Orientierungspunkte im Entwurf der eigenen Lebensführung bieten.

Der Rückgriff auf Plutarch geschieht im 18. Jahrhundert im Zuge der Aufklärungsgeschichtsschreibung, die sich selbst als „pragmatisch" begreift und damit nach dem Prozescharakter und den inneren Zusammenhängen der Geschichte fragt. Getragen von den sozialreformerischen Tendenzen der Aufklärungsphilosophie artikuliert sich dabei Kritik an

131 Donald Andrew Russell: „On Reading Plutarch's *Lives*". In: *Essays on Plutarch's Lives*. Hg. v. Barbara Scardigli. Oxford 1995, S. 75–94, hier S. 77ff. Russell räumt allerdings ein, dass sich das Interesse Plutarchs und damit auch die Ausrichtung der Parallelviten im Verlauf ihrer Entstehung von einem klar pädagogisch akzentuierten zu einem stärker historiographisch-dokumentarischen Ansatz verschiebt.

132 Sergei Averintsev: „From Biography to Hagiography". In: *Mapping Lives.* Hg. v. France u. St Clair, S. 19–36, hier S. 25.

133 Zum Begriff der Anschaulichkeit von Literatur und seiner Beziehung zum antiken Mimesiskonzept u.a. auch im philosophischen Werk Plutarchs vgl. Gottfried Willems: *Anschaulichkeit. Zu Theorie und Geschichte der Wort-Bild-Beziehungen und des literarischen Darstellungsstils*. Tübingen 1989, v.a. S. 219–226. Zur Wirkungsgeschichte Plutarchs im 18. Jahrhundert vgl. Martha Walling Howard: *The Influence of Plutarch in the Major European Literatures of the Eighteenth Century*. Chapel Hill 1970.

134 Holger Sonnabend: *Geschichte der Antiken Biographie. Von Isokrates bis zur Historia Augusta*. Stuttgart 2002, S. 166.

135 Vgl. Kapitel 3.1.



Abb. 2: Porträt Thomas Abbt, Radierung von Johann David Schleuen, 1767, Gleimhaus Halberstadt – Museum der deutschen Aufklärung, Sign. P3 Abbt 1.

konventionellen Ansätzen der Lebensbeschreibung, in der die Biographie als Archiv genealogischen Wissens und damit als integraler Teil aristokratischer Herrschaftsgeschichtsschreibung verstanden wird. Alternative Konzepte versuchen in Rückgriff auf antike Modelle dem Lesepublikum in der Gattung der Biographie ein Bewusstsein der eigenen Subjekthaftigkeit zu vermitteln. Die Repräsentationsfunktion biographischen Wissens im aristokratischen Kontext wird einer Form der Lebensbeschreibung gegenübergestellt, in der die Identität einer Persönlichkeit nicht aus ihrer Abkunft, sondern aus je individuellem Handeln abgeleitet wird. So urteilt Thomas Abbt als einer der Protagonisten dieser Position 1761 in den *Briefen, die neueste Litteratur betreffend* missbilligend über eine von Karl Friedrich Pauli, Professor für Staatsrecht und Geschichte an der Universität Halle, herausgegebene biographische Sammlung, die sich ausgezeichneten Generälen im Heer Friedrichs II. widmet, den *Leben grosser Helden des gegenwärtigen Krieges*[136]. Abbt polemisiert gegen die Faktomanie Paulis, die sich in der Aufzählung von Ehrungen und Titeln der beschriebenen Persönlichkeiten äußere. Weder kann Abbt in einer solchen Darstellung eine adäquate Form der Geschichtsschreibung erkennen, noch ließe sich dadurch, im Sinne Plutarchs, ein Bild von den charakterlichen Qualitä-

136 Karl Friedrich Pauli: *Leben grosser Helden des gegenwärtigen Krieges*. Halle 1758–1764.

ten der Dargestellten gewinnen. Bedeutung erhalten die versammelten Generäle allein durch die Anerkennung und den Ruhm, die sich in den verliehenen Ehren spiegeln. Die *Helden des gegenwärtigen Krieges* stellen für Abbt eine Inszenierung der militärischen und staatlichen Potenz Preußens dar, in der die Individualität der einzelnen Persönlichkeiten allerdings keinen Raum gewinnt (Abbt: Briefe, S. 211ff.).

Vor dem Hintergrund einer Biographik, die ihren belehrenden und dokumentarischen Charakter zugunsten der panegyrischen Wirkung preisgibt, um in der Verherrlichung absolutistischer Machtentfaltung aufzugehen, plädiert Abbt daher für die scharfe Trennung von Historie und Biographik.[137] Während nur Erstere zur Darstellung der inneren Zusammenhänge politischer Gegebenheiten und deren genetischer Entwicklung dienen könne, blieben als Gegenstandsbereich der Biographie „die Zusätze", die in einen solchen „Plan einer grossen Geschichte nicht konnten gebracht werden" (ebd., S. 211). Der Biograph, der sich gegenüber dem Historiker „in der niedrigern Sphäre" (ebd., S. 212) befinde, müsse nun in seinen Ausführungen jene Details behandeln, die den Bogen der pragmatischen Geschichtsschreibung überspannen. Hier ist der Platz des Einzelnen und des Anekdotischen, während die Globalgeschichte historische Entwicklungen nach systematischen Gesichtspunkten als Ganzes darzustellen habe. Keinesfalls jedoch dürfe die Gattung der Biographie zur hohlen Verneigungsgeste gegenüber der aristokratischen Obrigkeit verkommen (ebd., S. 217). Biographie müsse sich dort, wo die globale Perspektive der Geschichtsschreibung politische, ökonomische und kulturelle Zusammenhänge darlegt, um die Spezifika der agierenden Personen bemühen, um damit die komplementäre Seite der menschlichen Existenz, das Individuelle im Gegensatz zum Allgemeinen, zu beleuchten. Karl Friedrich Pauli reduziere die Objekte seiner Sammlung aber auf den Status von Repräsentationsfiguren: „Nirgends ist einer von seiner [sic!] Helden von dem andern genau unterschieden; nirgends leuchtet das Besondere, was sie gethan haben, hervor." (ebd., S. 226f.) Keiner der Protagonisten in Paulis Sammlung vermag es, für sich selbst zu stehen. Sie verschwimmen zur uniformen Masse, deren Kontur keine einzelnen Persönlichkeiten, sondern einzig die militärische Potenz Preußens erkennen lässt. Abbt verdeutlicht die Problematik dieses Ansatzes in Rekurs auf die Feldherrenbiographien des römischen Geschichtsschreibers Cornelius Nepos. Während es diesem gelänge, gerade in Einzelaspekten des Lebens den komplexen Charakter eines Menschen zu fassen, erscheinen jene biographischen Elemente, die Pauli in seinen Darstellungen hervorhebt, unmotiviert und zusammenhanglos. Wo das Detail bei Cornelius Nepos zu einem charakteristischen „Zug"[138] im Bilde des Biographierten wird, erscheinen Anekdoten bei Pauli wie Gegenstände,

137 Vgl. auch Schnicke: „Transgressive Semantiken", S. 239–245.

138 Das Substantiv „Zug" zum Verb „ziehen" gewinnt im 18. Jahrundert aus der Abstraktion des Pinsel- oder Federzugs ein weites Spektrum an Bedeutungen, um den Raum des Individuellen, Charakteristischen, Einzigartigen zu beschreiben. Vgl. „Zug". In: *Deutsches Wörterbuch*. Hg. v. Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Bd. 32. Leipzig 1954. Sp. 376–397. Der Bedeutung dieser Analogiebildung auf wortgeschichtlicher Ebene folgend lassen sich über die Konzeptionalisierung der Eigentümlichkeit einer Handschrift oder eines künstlerischen Stils zentrale Momente des Menschenbilds um 1800 rekonstruieren. „Überhaupt ist die Handschrift vielleicht ein gutes Beispiel für die nur mit Einschränkungen steu-

die nur zur Zierde „neben das Porträt“ gemalt wurden (ebd., S. 228). Thomas Abbt hat dabei die Kunst des Individualporträts als Modell der Biographik vor Augen, die intendiert, über Gesicht und Mimik, mithin also über die physische Darstellung des Porträtierten dessen Persönlichkeit und Wesensart zu kommunizieren.[139] Bei Pauli hingegen wird die biographische Schilderung zum aussagelosen Ornament.

Plutarch und Abbt verbindet nicht nur die Abgrenzung der methodischen Zugänge von Geschichtsschreibung und Biographik, sondern auch die Orientierung der Biographie an der Porträtkunst, wenn es um die Darstellung individueller Charakteristika geht. Als Verfechter der Biographik als integraler Bestandteil der Historiographie hegt der in Wien geborene und in Leipzig und Wittenberg als Professor der Poetik und Geschichte tätige Herausgeber der *Allgemeinen Biographie* (1767–1791), Johann Matthias Schröckh, jedoch massive Vorbehalte gegen einen Entwurf von Geschichte, der den einzelnen Lebenszusammenhang aussparen will oder diesen allenfalls als marginalisierten „Zusatz“ der Geschichtsschreibung gelten ließe. Schröckh setzt der Biographie nicht nur ein moralisch-didaktisches sondern auch ein empirisch- anthropologisches Ziel. Er möchte in Form der Lebensbeschreibung „aus der genauern Geschichte des Menschen“ dessen „Bestimmungen, Fähigkeiten und Gaben, […] Einsichten, Entwürfe, Absichten und Leidenschaften“, die „unendlich verschiedenen Wege, welche [er] zu betreten oder aufzusuchen pflegt“, die „unzählichen Stellungen und Schicksale, in welchen ihn eine weise Vorsehung auf der Welt sehen läßt“, die menschlichen „Tugenden, Verdienste und Schwachheiten“ dokumentieren (Schröckh 1769, V). Der Autor entwirft hier im Vorwort zu seiner *Allgemeinen Biographie* das Konzept einer subjektorientierten Geschichtsschreibung, die zwar die Prozesshaftigkeit historischer Vorgänge anerkennt, den einzelnen Menschen, seine Neigungen und seinen Charakter allerdings als zentralen Faktor im Fortgang der Geschichte versteht. Eine Biographik, wie sie Thomas Abbt, auf den er respondiert, entworfen hat, nennt Schröckh ein „Gemählde im Kleinen“, das durchaus „angenehm“ und „unterrichtend“ wirken könne (ebd., S. XVI). Er selbst intendiere jedoch, seine Protagonisten „in Lebensgröße [zu] mahlen“ (ebd.), was bedeuten würde, sie nicht nur als individuell ausgestaltete Persönlichkeiten zu beschreiben, sondern wo möglich deren Lebensgeschichte auf die Voraussetzungen und Motive ihrer Handlungen hin zu befragen:

> Alsdenn sagt man nicht bloß: dieses hat mein Held gethan, und an diesen allgemeinen Zügen kann man ihn kennen; man geht bey jeder seiner Unternehmungen auf seine Ab-

erbare oder versteckbare identifizierende Wirkung von Stil. Vermutlich läßt sich unser ganzes Leben wie eine Handschrift deuten, wenn auch weder wir selbst, noch andere zu dessen sozusagen graphologischer Identifikation in der Lage sind.“ Hahn: „Soziologische Relevanzen des Stilbegriffs“, S. 608. Siehe dort auch zur kollektiven Komponente der Stilbildung (604f.) und zum semantischen Bezug auf die Begriffe „Originalität“ und „Authentizität“ (S. 607).

139 Abgrenzungsstrategien und Annäherungsbewegungen zwischen Historienbildnis und Repräsentationsporträt kennzeichnen auch Theorie und Praxis der bildenden Kunst im Verlauf des 18. Jahrhunderts, bis beide im „Historienporträt“, mit Jacques-Louis David als dessen prominentesten Vertreter zusammengeführt werden. Vgl. Beyer: *Das Porträt in der Malerei,* S. 237–291.

> sichten und Bewegungsgründe zurück, so weit man nur einiges Licht vor sich hat; […] man sucht ihn nicht nur in seiner ganzen Größe darzustellen, sondern diese auch begreiflich zu machen. […] Betrachte ich ihn meistentheils nur in seiner Familie, oder in einer kleinen Gesellschaft; folge ich ihm nicht bey jedem sehenswürdigen Schritte nach, den er öffentlich gethan hat, so werde ich ihn zwar vielleicht kenntlich machen, aber nicht von allen Seiten. (ebd., S. XVII)

Der Entwurf einer psychologisch-genetischen Biographik, die Lebensgeschichten als Geflecht von Ursache-Wirkungszusammenhängen begreift, macht das Prinzip der Pragmatik auch zum Leitmotiv biographischen Schreibens. Während Abbt darum bemüht ist, gegen die schematischen Lobschriften Paulis eine Form der Biographie zu propagieren, durch die sich die Einzigartigkeit der dargestellten Persönlichkeiten erschließen lässt, geht es Johann Matthias Schröckh bereits um die heuristischen Perspektiven eines solchen Zugangs. Die Biographie hätte nicht alleine die faktischen Lebensumstände ihrer Protagonisten zu versammeln, sondern diese aus einer Entwicklungsperspektive zu betrachten, die Einblick in ihre Handlungsmotive und inneren Antriebe gewährt. In der narrativen Struktur der Lebensbeschreibung fügen sich die einzelnen Bestandteile der Biographie zu einem individuellen Ganzen zusammen. Abbts Differenzierung von Biographie und allgemeiner Geschichtsschreibung versteht Schröckh als Einschränkung des biographischen Gegenstandsbereichs auf Handlungen und Begebenheiten, die das private Leben der biographierten Persönlichkeiten betreffen. Im Gegensatz dazu plädiert er für einen ganzheitlichen Ansatz, der auch das öffentliche Wirken eines Menschen einbezieht. Beide Seiten der menschlichen Existenz ergänzen sich und sind durch ein wechselseitiges Beziehungsgeflecht miteinander verbunden, das gerade in der Lebensbeschreibung zum Vorschein treten und dem Leser durch den Biographen bewusst gemacht werden soll. Der Mensch wird dabei zwar als Einzelwesen betrachtet, immer jedoch im Austausch mit seinem sozialen Umfeld. Die Biographie selbst avanciert dadurch zur analytischen Gattung, aus der sich beides, umfassende Kenntnis der menschlichen Natur, aber auch detaillierte Einblicke in die Struktur politisch-historischer Prozesse, gewinnen ließe.

Zur rhetorischen Veranschaulichung ihrer jeweils unterschiedlichen Positionen greifen Abbt und Schröckh auf die Analogie von bildlicher und biographischer Darstellung zurück. Während Abbt in der Tradition Plutarchs den Vergleich allerdings für einen Gestus der Exklusion gebraucht, um zu zeigen, dass sich der Biograph wie der Porträtmaler auf das charakteristische Detail zu beschränken hätte, stützt Schröckh mit seiner Argumentation einen inklusiven Ansatz, der die vielfältigen Lebens- und Wirkungsfelder eines Menschen in die analytische Darstellung integriert. Gegen einen Subjektbegriff, der in Gattungen wie der pietistischen Autobiographie oder dem empfindsamen Roman seine Kontur vornehmlich an der literarischen Verarbeitung privater Existenz gewinnt, entwirft Schröckh das ambitionierte Programm einer Biographik, die unter den Bedingungen des bürgerlichen Zeitalters auch die öffentliche Sphäre des gesellschaftsbezogenen politischen Handelns miteinbeziehen könne, ohne in die überkommenen Strukturen konventioneller Herrschaftsgeschichtsschreibung zu

verfallen.[140] Abbts Rückgriff auf antike Darstellungsformen und die Begriffe der Porträtkunst zitiert eine Ikonographie, in der das Gesicht pars pro toto für die Gesamtheit des Menschen steht. Im mimischen Ausdruck des Antlitz spiegelt sich der individuelle Charakter einer Person. Auch Schröckh hat die Möglichkeiten der bildhaften Inszenierung im Hintergrund. Seine Metapher greift aber weiter aus. So thematisiert er etwa auch das Größenverhältnis zwischen Abbild und Vorlage, wenn er vom „Gemählde im Kleinen" gegenüber der Darstellung in „Lebensgröße" spricht. Wo Abbt also vor allem die Ausdrucks- und Repräsentationsmöglichkeiten der bildenden Kunst heranzieht, um sie auf Geschichtsschreibung und Biographik zu übertragen, thematisiert Schröckh explizit auch den Variantenreichtum innerhalb der bildhaften Darstellung. Die Porträtkunst kennt wie die Biographik unterschiedliche Wege, dem Individuum eine symbolische Form zu verleihen. Erst der funktionale Kontext entscheidet darüber, welcher konkreten Spielart der Vorzug zu geben ist. Beide, Abbt und Schröckh, stellen aber – um in der Diktion der bildenden Kunst zu bleiben – die Frage nach dem Rahmen biographischer Beschreibung. Was wird in den Blick genommen und was bleibt ausgespart? Was muss gezeigt werden, um einen Menschen sowohl in seiner Einzigartigkeit als auch in seiner Gesamtheit adäquat zu repräsentieren? Wo beginnt und wo endet der Gegenstandsbereich einer Gattung, die es sich zum Ziel gesetzt hat, das Leben eines Menschen zu beschreiben? Und wie ist die Auswahl des Berichtenswerten anzustellen?

Auch Friedrich Schlichtegroll widmet sich in der Vorrede zu seinem ersten *Nekrolog* (1791) diesen grundsätzlichen Fragestellungen und dem Verhältnis zwischen Biographie und Globalgeschichtsschreibung. Dabei geht es Schlichtegroll, zur Zeit der Herausgabe des *Nekrologs* noch Lehrer, ab 1807 dann Generalsekretär der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, vor allem darum, bis zu welchem Komplexitätsgrad historisches und biographisches Wissen überhaupt vermittelbar sind. Für ihn stellt sich das Problem angesichts des beschränkten menschlichen Erkenntnisvermögens, das nicht ausreicht, um die Prozesse der Globalgeschichte in all ihren Facetten zu erfassen und daraus noch konkretes Wissen abzuleiten. Notgedrungen streben historische Darstellungen zur Abstraktion, aus der jedoch kein individuell didaktischer Nutzen mehr zu ziehen sei. Schlichtegroll beschreibt diese Problematik in Analogie zur visuellen Wahrnehmung und wählt dafür die Metapher des menschlichen Blicks. Die „Weltgeschichte", so Schlichtegroll, „führt uns die Schicksale unsrer Gattung unter allen Himmelsstrichen vor", in ihr seien „die Resultate tausend vereinigter oder sich widerstrebender Kräfte" geschildert (Schlichtegroll 1791, S. 15). „Aber", so fährt er fort, „ein solcher Schauplatz ist für das schwache Auge des Menschen zu groß" (ebd., S. 16). Dem geistigen Horizont des Einzelnen entspreche der eingeschränkte Lebensbereich anderer Menschen, einzelner Individuen, um Maß zu nehmen, Wissen zu rezipieren und den eigenen Lebensentwurf daran zu orientieren:

140 Seine praktische Umsetzung findet ein solcher Ansatz mehr noch als in Schröckhs *Allgemeiner Biographie* bei Johann Gottfried Herder und Georg Forster. Zum politisch-sozialen Raum als Gegenstandsbereich der Biographik vgl. Scheuer: *Biographie,* S. 9–43.

> Derjenige Mensch […], der die Schicksale aller Völker und Reiche kennt, ist deswegen doch nicht außer Gefahr, die auffallendsten Fehler in seinem inneren täglichen Leben zu begehen, und Wege einzuschlagen, welche ihn von der Glückseligkeit, die er sucht gerade abführen. Nothwendig und nützlich ist es also, ehe und während man die Schicksale der großen Menschengesellschaften und Reiche betrachtet, oft und fleißig die Geschichte des Einzelnen zu durchdenken, da Belehrung und Warnung und Aufmunterung zu suchen. Hier schwindelt der Blick des Menschen nicht so, wie bey jenem unübersehbaren Gemählde. Es ist ein Wesen seines Gleichen, das er betrachtet, mit denselben Anlagen und Kräften, von eben solchen Menschen umgeben, dergleichen er um sich her sieht. (ebd., S. 16f.)

Schlichtegroll spricht der Biographie die Möglichkeit von Erkenntnis zu, die gegenüber umfassenden historischen Zugängen den Vorzug besitzt, in der lebensweltlichen Erfahrung verwurzelt zu sein. Der eigene Erfahrungshorizont dient den Lesern als Bezugspunkt zum Gegenstand der biographischen Darstellung. Der Gehalt der Biographie verbleibt damit nicht als ein notgedrungen äußeres, abstraktes Wissen, sondern lässt sich in die Lebenswelten ihres Publikums integrieren. Dahinter steht ein von der Aufklärung geprägtes didaktisches Programm. Die Biographien, die im *Nekrolog* versammelt sind, sollen den Lesern als Vorbilder der eigenen Lebensführung dienen. Die Abstraktionsleistung, die zu vollbringen wäre, das persönliche Handeln vor dem Hintergrund breiter historischer oder politischer Analysen zu befragen, entfällt, wenn das Referenzobjekt analog zur eigenen Subjektivität gedacht wird. Und dennoch erlaubt es die Biographie, auch die soziale Einbindung ihres Objekts zu thematisieren. Sie erscheint sogar ganz besonders zur Darstellung der Zusammenhänge zwischen dem einzelnen Individuum und seiner sozialen Umwelt geeignet. Die Erfahrung komplexer historischer und politischer Verhältnisse lässt sich, so Schlichtegroll, am konsistentesten über den Bezug zu einzelnen Individuen und deren Lebensgeschichten vermitteln (ebd., S. 32f.).

Rhetorisch drückt auch Schlichtegroll seine Position über die Metaphorik des Visuellen aus. Die begrenzte Auffassungsgabe des Menschen nennt er ein „schwaches Auge“ und vergleicht damit die Erkenntnisfähigkeit mit dem Sehsinn.[141] Wenn er den Gegenstand der Globalgeschichte mit der „Pracht einer Hemisphäre in schwimmender Dämmerung“ gleichsetzt und die Biographie dagegen als die „Reitze eines beschränkten schönen Thals“ beschreibt, so bedient er sich der Motivik der Landschaftsmalerei, um eindringliche Analogien für die Abgrenzung der Lebensbeschreibung von der Historie zu entwickeln (ebd., S. 16). Während die allgemeine Geschichtsschreibung zum Grenzenlosen tendiert, widmet sich die Biographie einem Bereich, den auch der Einzelne, ungelehrte Leser überblicken könne. Das

141 Die Frage nach dem adäquaten Darstellungsformat historischer Zusammenhänge findet in der bildenden Kunst ihre Entsprechung in den ästhetischen Debatten der Renaissance. Die normativen Vorgaben der perspektivischen Malerei beschränken das Tafelbild in seinem Format auf das Wahrnehmungsfeld des menschlichen Blicks: „Thus the width of the picture must necessarily be less than or equal to the maximum width of the visual field of the eye.“ Thomas Frangenberg: „The Image and the Moving Eye: Jean Pélerin (Viator) to Gudobaldo del Monte“. In: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 49 (1986), S. 150–171, hier S. 159.

„wohlgezeichnete Bild eines großen und edlen Mannes“ (ebd., S. 21) scheint Schlichtegroll als fruchtbares didaktisches Modell gegenüber dem „unübersehbaren Gemählde“ (ebd., S. 17) der Globalgeschichte, das seinen Betrachter schwindeln mache. Trotz der unmittelbaren Einsichtigkeit dieser Metapher lohnt ein tieferer Blick auf die Konstellation, die hier entworfen wird. Die etymologische Nähe der Verben „schwindeln“ und „schwinden“[142] deutet auf die physiologische Vorstellung hin, mit der die körperliche Erfahrung des Schwindels beschrieben wird: das Gefühl der drohenden Bewusstlosigkeit. So wie die Kontur der einzelnen Figur in den üppigen Szenarien der Historienmalerei untergehen kann, drohen auch dem Betrachter die Sinne zu schwinden, wenn er keinen Referenzpunkt findet, an dem sich sein Blick festhalten könnte. Das physische Erlebnis des Bewusstseinsverlusts steht bei Schlichtegroll also für eine unzureichende Repräsentation singulärer Subjektivität in historiographischen Genres, die sich globalen Zusammenhängen widmen. Das Individuum, das im Zeitalter der Aufklärung zum Angelpunkt allen wissenschaftlichen Fragens wird, werde von der Geschichtsschreibung nicht ausreichend berücksichtigt. Allein in den Gattungen der Biographie fände das individuelle Bewusstsein seinen adäquaten Niederschlag. Hier, so Schlichtegrolls Schluss, befindet sich der Ort des Einzelnen – sowohl als betrachtetes Objekt als auch als betrachtendes Subjekt.

Der 1749 im schleswigschen Bredstedt geborene Johann Georg Wiggers, außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Kiel, problematisiert in seiner Schrift *Ueber die Biographie* (1777), der ersten deutschsprachigen Monographie zur Theorie der Lebensbeschreibung, das Verhältnis zwischen Geschichtsschreibung und Biographik als eine Frage nach den Teilen und dem Ganzen. Aus seiner Sicht erwächst die Praxis der Biographik organisch aus der Historiographie, indem sie die kleinste historische Einheit, das Leben eines einzelnen Menschen, darstellt:

> Wenn die Geschichtsschreibung aus der Reihe ihrer wichtigsten Menschen Einen herausnimmt, und, um ihn als ein seltnes Individuum zu zeigen, sein Leben zum besondern Vorwurf ihrer Analyse macht, so wird sie Biographie. (Wiggers, S. 75)

Wissenschaftsgeschichtlich tritt für Wiggers also das biographische Interesse dort auf, wo individuelle Persönlichkeiten im Kontext größerer historischer Fragestellungen so bedeutungsvoll werden, dass sie zum eigentlichen Gegenstand der Untersuchung avancieren können. Andererseits setzt Wiggers der Biographie aber auch zur Aufgabe, sich nicht bloß auf Anekdoten und fragmentarische Nachrichten über ein Leben zu beschränken, sondern danach zu streben, „ein Ganzes“ darzustellen (ebd., S. 76). Berichtet die Biographie nur über jene Handlungen ihres Protagonisten, die in einem größeren historischen Zusammenhang von Bedeutung sind, könne sie bloß als ein „Stück“, ein „Beytrag zur Geschichte der Gesellschaft“ (ebd.) betrachtet werden. Versteht man die Biographie als in sich geschlossene Einheit, müsse

142 „Schwindel“. In: *Deutsches Wörterbuch*. Hg. v. Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Bd. 15. Leipzig: 1899. Sp. 2653–2658.

sie hingegen darlegen können, was einen Menschen „mittelbar und unmittelbar in die Geschichte gebracht hat“ (ebd., S. 77). „Unmittelbar“ ließe sich die Bedeutung einer Persönlichkeit an jenen Handlungen ablesen, die für sich selbst Gegenstand der Geschichtsschreibung und daher historisch zu nennen sind. Der Biographie obliege es aber auch, die Motive und Anlagen, die individuellen Umstände und sozialen Verhältnisse zu schildern, die es einem Menschen überhaupt ermöglichen, historische Handlungen zu setzen: all jene Faktoren also, die ihn „mittelbar“ für die Geschichtsschreibung bedeutsam machen.

Wiggers greift auf die Metaphorik der bildhaften Darstellung zurück, wenn er die zwei unterschiedlichen Blickwinkel, unter denen das Einzelleben in der Biographie und in der Historie erscheint, verdeutlicht:

> Wenn der Geschichtsschreiber die Menschen, welche er uns zeigt, nicht anders als im Gepränge aller ihrer Denkwürdigkeiten, und von allen ihren Handlungen begleitet, vorführen wollte, so würde sein Werk freylich eine Menge ausgemalter Porträte liefern, aber verlieren würden wir auf der andern Seite dabey [...] [d]ie Vereinigung dieser Figuren zu einem historischen Gemälde. Eine unmögliche Vereinigung für den, der neben ihr noch etwas zur Absicht hat, das ihm eben so wichtig ist, nämlich jedes Theil zu einem Ganzen in seiner Art zu erheben. (ebd., S. 77f.)

Biographien, als Porträts gedacht, werden im Kontext der Historie zu einer Serie abgeschlossener, für sich selbst stehender Unikate. Die Geschichtsschreibung müsse, so Wiggers, notgedrungen synthetisierend verfahren, wenn sie Ereignisse in ihrer historischen Entwicklung darstellen möchte. Dadurch reduziert sich allerdings der biographische Komplexitätsgrad. Nicht jedes Detail, das im Kontext eines individuellen Lebens durchaus von Bedeutung wäre, lässt sich in der historiographischen Narration unterbringen. Adäquates Darstellungsmittel des einzelnen Lebensverlaufs ist für Wiggers die Individualbiographie. Eine Zusammenstellung von Lebensbeschreibungen, etwa im Sinne der populären zeitgenössischen Biographiesammlungen, ergäbe dann für sich genommen kein einheitliches Bild mehr. Die einzelnen Teile ließen sich nicht zu einem historischen Gemälde vereinen, – sondern müssen im Sinne einer Bildergalerie als Zusammenschau voneinander unabhängiger Werke erscheinen, in sich geschlossen, aber dennoch in einem gegenseitigen Relationsverhältnis.[143]

Das Modell der Galerie[144] wählen auch die Herausgeber des *Biographen,* eines Periodi-

---

143 Die Metaphorik der Galerie, der hier durchaus ein Eigenwert zukommt, relativiert die von Falko Schnicke getroffene Einschätzung eines hierarchischen Verhältnisses bei Wiggers, in der die Biographie „einer als Endzweck dahinter stehenden größeren Geschichtsschreibung“ dient. Schnicke: „Transgressive Semantiken“, S. 251.

144 Der Begriff der Galerie begegnet im Titel deutscher Druckschriften mit vereinzelten Ausnahmen erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In quantitativ gleichem Rang stehen der Referenz auf Bildergalerien dabei biographische Sammelwerke entgegen (z.B. Johann Jost Anton von Hagen [Pseudonym: Abraham Peipa]: *Gallerie von Teutschen Schauspielern und Schauspielerinnen der älteren und neuern Zeit.* Wien 1783; Karl August Schiller: *Gallerie interessanter Personen oder Schilderung des Lebens und Charakters der Thaten und Schicksale brühmter und berüchtigter Menschen der ältern und neuern Zeit*. Berlin u.a.

kums, das von 1802 bis 1810 in Halle erscheint, zum Fundament einer Ordnung subjektbezogenen Wissens, die sich an dem breiten Spektrum an Fragestellungen orientiert, mit denen die Wissenschaften vom Menschen ihren Gegenstand zu fassen versuchen. Die Herausgeber des *Biographen,* darunter Johann August Eberhard, Ludwig Wilhelm Gilbert, August Hermann Niemeyer und Heinrich Balthasar Wagnitz, allesamt Professoren in Halle, sehen das Ziel ihrer Sammlung nicht in einer historischen Gesamtdarstellung: „[D]er Biograph wird in seiner Anordnung nicht fragen nach Jahrzahl – Nation – Geschäft und Charakteren" (Der Biograph 1802, S. VI). Vielmehr vergleichen sie ihre Tätigkeit mit der eines Kunstsammlers:

> Der *Biograph* wird und soll recht eigentlich einer *Bildergallerie historischer Gemählde* gleichen, in welcher der Leser in Stunden der Muße mit Vergnüngen verweilen soll. / Wer erwartet dort eine Anordung der Gemälde nach der Jahrzahl ihres Entstehens, oder gar des Zeitraums, wo geschah und lebte, was und wen sie darstellen? Der Ordner der Gallerie hat andre Gesichtspuncte! Ihn bestimmt das Licht und der Schatten, dessen jedes bedarf – der Kontrast des Hellen und Dunkeln, die Manier der Künstler, selbst die größere oder kleinere Form. Der Rahmen sogar und die Einfassung wird beachtet. Auch der Biograph wird in seiner Anordnung nicht fragen nach Jahrzahl – Nation – Geschäft und Charakteren. Andre Rücksichten werden ihn leiten. (Ebd., S. V−VI)

Die Galerie als Ordnungsmetapher ermöglicht die Konstruktionsmechanismen biographischer Darstellungen ins Blickfeld zu rücken. Wie in der Kunstsammlung der „kräftige *Rembrand"* neben einem „fleißigen *Correggio"* zu hängen kommt, so erlaubt auch der *Biograph* die „ausführliche Biographie" neben „bloße[n] Skizzen des Lebens und Charakters" und jedem der Beiträger wird eine eigene „Manier" zugestanden, die zu ganz unterschiedlichen Ergebnissen führen kann (ebd.). Biographie wird hier also nicht als abgeschlossene und einheitliche Gattungsnorm, sondern als Möglichkeitsspektrum verstanden.

> [M]an wird es so wenig tadeln, als verkennen, wenn dem *einen* an historischer Genauigkeit, dem *andern* an Vollständigkeit, dem *dritten* an Lebendigkeit der Darstellung, dem *vierten* an seiner Charakteristik durch psychologische Entwicklung, einem *fünften* vielleicht an Vertheidigung oder Hevorziehung verkannter Verdienste am meisten gelegen ist. Selbst in der Wahl und in dem Urtheil über die Personen, wird man den eigenthümlichen Charakter

1798; Johann Christoph Adelung: *Gallerie der neuen Propheten, apokalyptischen Träumer, Geisterseher und Revolutionsprediger. Ein Beytrag zur Geschichte der menschlichen Narrheit.* Leipzig 1799). Deutlich zeigt sich hier das gattungskonstituierende Naheverhältnis porträthafter und biographischer Darstellung. Der architektonischen Anlage der Galerie als langgestreckter, durch zahlreiche Fenster aufgebrochener und lichtdurchfluteter Raum liegt die Betonung von Sichtverhältnissen zugrunde, die die Betrachtung von Gegenständen und Bildern besonders begünstigen. Funktional ersetzt sie als „Wandelgang" die mittelalterlichen Arkaden als Gesprächsraum. Vgl. Wolfram Prinz: *Die Entstehung der Galerie in Frankreich und Italien*. Berlin 1970, S. 58. Zur Ausstellung von Büsten- und Gemäldesammlungen erfüllt die Galerie außerdem eine repräsentative Rolle (ebd., S. 60) und vereint damit Visualität, Kommunikation und Repräsentation an einem Ort.

> der Verfasser nicht übersehen, und es dürfte sogar oft lehrreich seyn, das Leben desselben Mannes von ganz verschiedenen Gelehrten und aus ganz verschiedenem Gesichtspuncte bearbeitet zu lesen. (Ebd., S. VI–VII)

Die Herausgeber des *Biographen* stimmen mit dem Biographietheoretiker Johann Georg Wiggers überein, dass der Biographie ein Eigenwert zukommt, der nicht im synthetisierenden Gestus der Geschichtsschreibung aufgehen könne. Biographische Unternehmungen unterliegen Formgesetzen, die sich nicht mit den Zielen der historiographischen Darstellung in Einklang bringen lassen. Auch die differierenden Schreibweisen innerhalb der biographischen Praxis besitzen letztlich unabhängig voneinander ihre Berechtigung. Der historische Fragehorizont ist in der Vorrede des *Biographen* nur ein möglicher Gesichtspunkt, von dem das biographische Schreiben seinen Ausgang nehmen kann. Daneben mag die Lebensbeschreibung aber, wie die Herausgeber des *Biographen* vermerken, etwa auch auf die erzählerische Lebendigkeit des Stils, auf dokumentarische Vollständigkeit, auf psychologische Ergründung der Persönlichkeit oder auf Rechtfertigung postumer Anerkennung ausgerichtet sein.

Die Metaphorik der Visualität dient im Begriff der Galerie dazu, den Zusammenhang von Biographie und Geschichtsschreibung zu verhandeln, ohne von vornherein ein hierarchisches Verhältnis oder eine vollkommene Entkoppelung zu behaupten. Hier kann die einzelne Lebensbeschreibung gleichrangig neben einer umfassenden historischen Analyse stehen wie das kleinformatige Porträt neben dem raumfüllenden Tableau. Biographie wird nicht festgeschrieben auf ein klar umrissenes, normatives Format. Vielmehr veranschaulicht der Vergleich mit den Darstellungsmöglichkeiten der bildenden Kunst die heuristische Qualität eines differenzierten Gattungssystems. Schlichtegroll gebraucht die Semantik des Porträts zur Hervorhebung einer disjunktiven Beziehung zwischen singulärer Lebensbeschreibung und historiographischem Globalanspruch. Der Mensch suche in allen Phänomenen der Natur zuerst die Analogie zu sich selbst, um die Welt zu ordnen und zu verstehen. Die Struktur biographischer Anschauungsobjekte wird damit zur idealen Form der Wissensvermittlung. Bei Johann Georg Wiggers und den Herausgebern des *Biographen* dreht sich die Diskussion um die Konstruktionsprinzipien der Biographie. Das „Wie" des Biographischen müsse je nach der porträtierten Persönlichkeit unterschiedlich bewertet werden. Die Heterogenität divergenter biographischer Ansätze erscheint dabei als positives Gattungsmerkmal. Auch konkurrierende Versuche, ein und die selbe Person biographisch zu würdigen, besitzen damit ihre Legitimation: „[E]s dürfte sogar oft lehrreich seyn, das Leben desselben Mannes von ganz verschiedenen Gelehrten und aus ganz verschiedenem Gesichtspuncte bearbeitet zu lesen" (ebd.).[145] Die Biographie, nicht allein als Instrument der Wissenskommunikation,

145 Es deutet sich hier eine konzeptionelle Nähe zur Theorie des „Sehe-Punktes" bei Johann Martin Chladenius an. Im Werk des Wittenberger Theologen knüpft sich an diesen Begriff die Relativität der Wahrnehmung und damit auch die Relativität der Erkenntnis: „Diejenigen Umstände unserer Seele, unseres Leibes und unserer ganzen Person, welche machen oder Ursache sind, daß wir uns eine Sache so und nicht anders vorstellen, wollen wir den Sehe-Punkt nennen. Wie nämlich der Ort unseres Auges, und insbesondere die Entfernung von einem Vorwurf, die Ursache ist, daß wir ein solches Bild und kein an-

sondern als Kunstwerk betrachtet, schärft das Bewusstsein für die gestalterischen Verfahrensweisen, die ihr zugrunde liegen. Der Gehalt der Biographie kann in diesem Zusammenhang nicht auf die Erzeugung biographischer Wahrheit und Faktizität reduziert werden. Vielmehr erscheint sie als Quelle epistemologischer Multiperspektivität und subjekttheoretischer Selbstreflexion. Die unterschiedlichen Möglichkeiten biographischen Schreibens loten je andersartige Zugänge der Betrachtung des Phänomens Leben aus. In der Produktion eines ästhetischen Sinnüberschusses eröffnet sich darüber hinaus eine Anschlussstelle für rezeptive Identifikationsprozesse, die das Lesen einer Biographie zum performativen Akt ihrer Applikation werden lassen. Die Biographie zeigt nicht nur das Potential menschlicher Selbstverwirklichung, sie kann selbst wieder zum Vehikel unterschiedlichster Lebensentwürfe avancieren.[146]

2.2 Biographie und Physiognomik – Von der Lesbarkeit des Menschen

Georg Christoph Lichtenberg, dessen Schriften das Motiv des Bildhaften wiederholt variieren,[147] beschreibt die Biographik als „Zeichenkunst" (Lichtenberg, S. 11), die „das Porträt einer Seele" male (ebd., S. 9). Dabei fragt er nach den Möglichkeiten der Lebensbeschreibung, ihren Lesern die geistige Verfasstheit eines Menschen auf die gleiche Art einsichtig zu machen, wie die visuelle Darstellung in der Unmittelbarkeit ihrer Rezeption die Vorstellung eines Individuums vermittelt. In dem Vortrag *Von den Charakteren in der Geschichte,* den Lichtenberg 1765 noch als Student vor der Göttinger Historischen Akademie gehalten hatte, versucht er den reichhaltigen Nutzen biographischer Charakteranalysen sowohl für die allgemeine Menschenkenntnis als auch für die kritische Selbsterfahrung der Rezipierenden darzulegen. Im Kern seiner Argumentation steht das Postulat von der Biographik als „Naturgeschichte vom menschlichen Herzen" (ebd.). Auf empirische Weise ließen sich aus den Aufzeichnungen über das Leben einer Persönlichkeit die Verfasstheit seines Charakters und seiner Seele erschließen. Lichtenberg sieht, wie zahlreiche seiner Zeitgenossen, den Biographen als Synthese aus Psychologen und Historiker. In Form der Lebensbeschreibung ließe sich der Zusammenhang historischer Ereignisse in den individuellen Handlungsmotiven der politischen Akteure nachvollziehen. Hier ist die Biographie dezidiert Baustein in einem grö-

deres von der Sache bekommen, also gibt es bei allen unsern Vorstellungen einen Grund, warum wir die Sache so und nicht anders erkennen: und dieses ist der Sehe-Punkt von derselben Sache." Johann Martin Chladenius: *Einleitung zur richtigen Auslegung vernünftiger Reden und Schriften*. Zit. nach Hans-Georg Gadamer u. Gottfried Boehm (Hgg.): *Seminar: Philosophische Hermeneutik*. Frankfurt/M. 1976, S. 72. Die Komplexität eines historischen Ereignisses, Chladenius gibt das Beispiel einer Schlacht, ließe sich nur über unterschiedliche Perspektiven erschließen. Der gleiche Gegenstand würde von unterschiedlichen Personen doch immer anders wahrgenommen. Mit Blick auf die Lebensbeschreibung drückt sich im Ansatz des *Biographen* die zukunftsweisende Ansicht aus, dass auch die Biographie vom Standpunkt ihres Autors abhängig ist. Eine letztgültige Wahrheit ist nicht zu haben.

146 Vgl. dazu Kapitel 4.3.

147 Friederike Kleisner: *Körper und Seele bei Georg Christoph Lichtenberg*. Würzburg 1998, S. 99–106.

ßeren Zusammenhang, allerdings oft der entscheidende. Lichtenberg propagiert eine Form der Geschichtsschreibung, die im Charakter historischer Persönlichkeiten die Ursache politisch-sozialer Gegebenheiten erkennt. Historische Ereignisse lassen sich in seinen Beispielen zumeist auf das Wirken eines einzelnen Menschen zurückführen:

> Der Grund des großen Unterschieds zwischen dem heutigen Rom und dem vor ohngefähr 2000 Jahren liegt größtenteils in der Seele des Julius Cäsar, wenn man diese aus der großen verwickelten Kette herausnähme, was für Veränderungen würden auf einmal über den ganzen Erdboden entstehen? Alle unsere neueren Geschichtsbücher würden unrichtig werden, und gewiß die größten Kapitel in der Geographie. Wer wird also wohl eine Beschreibung der Taten des Cäsar mit Vergnügen lesen, die ihm nicht einigermaßen diese merkwürdige Zusammenkunft von Gemütsbeschaffenheit in einer einzigen Seele darstellt, da man heutzutage schon anfängt zu verlangen, daß jedes Buch eine Abbildung der körperlichen Eigenschaften seines Verfassers enthalten soll, der sehr oft nicht soviel Anteil an seinem Buch hat, als Cäsar an der heutigen Verfassung des deutschen Reichs. (ebd., S. 10)

Lichtenberg will die verborgenen Aspekte des menschlichen Daseins, sein charakterliches Wesen und die psychischen Vorgänge, die seinem Tun zugrunde liegen, in der Biographie dechiffrieren. Die Biographie soll analytisch in seine prozesshaften Bestandteile zerlegen, was uns historisch als Ereignis und damit nur als Resultat vorliegt. Rhetorisch zeigen sich dabei Metaphern von Sichtbarkeit und Lesbarkeit eng verzahnt. Auf der einen Seite steht die Biographie selbst als Text, in dem moralisches und anthropologisches, psychologisches und gesellschaftspolitisches Wissen zusammenlaufen. Der Biograph hat die Aufgabe, all jene nur abstrakt zu erfassenden Bedingungen, die ein Menschenleben formen, in der Darstellung, die er davon gibt, zusammenzuführen und zu verdichten. In der Lebensbeschreibung drücken sich damit komplexe historische und soziale Vorgänge in ihrer Auswirkung auf das Individuum aus. Zugleich soll die Biographie aber auch über das Schicksal des Einzelnen hinausweisen. In einem Zirkelschluss vollzieht sie also den Weg vom Allgemeinen zum Besonderen und wieder zurück ins Allgemeine:

> Die gnaue Verbindung unserer Gesinnungen mit unsern Handlungen […] macht, daß das Porträt einer Seele zugleich ein Plan ihres Lebens und ihrer ganzen Geschichte ist. Wenn es ein großer Künstler gezeichnet hat, so ist es […] bisweilen ein kurzer Inbegriff von den Begebenheiten eines Staates, von dem Glück und Unglück ganzer Länder, von den Gesinnungen der Nationen, und ein Auszug aus der Menge von Triebfedern, die ganzen Weltteilen eine andere Gestalt haben geben können. (ebd., S. 9f.)

Lichtenberg führt in seinem Entwurf der biographischen Narration zusammen, was Friedrich Schlichtegroll als differente Bereiche des Historischen und des Biographischen beschrieben hatte. Bei Lichtenberg ist es die besondere Leistung des Biographen, die es ermöglicht, dass sich die globale Perspektive der Geschichte im beschränkten Raum der Lebensbeschreibung

repräsentieren lässt. In der Konstitution des Einzellebens spiegeln sich sowohl die gesellschaftliche Verfasstheit als auch die grundlegenden Prinzipien der menschlichen Natur. Das Wissen der Biographie ist damit an einen Akt der Entfaltung gebunden, der sich vom konkreten Einzelphänomen zur allgemeinen Einsicht in das Funktionieren des Gemeinwesens bewegt. Lichtenberg deutet an, dass, wenn man die Beweggründe und Handlungsmotive historischer Persönlichkeiten versteht, auch das Individuum übergreifende, historische Konstellationen und Prozesse nachvollziehbar werden. In Anlehnung an die Bildermetaphorik Lichtenbergs macht die Biographie dabei Zusammenhänge sichtbar, die sonst verborgen blieben. Sie funktioniert wie eine Brille, die zugleich den Blick zu fokussieren und den Horizont zu erweitern vermag.

Auf der anderen Seite erfordert die „Verfertigung solcher Gemälde" von ihrem „Maler" ganz spezifische Kenntnisse (ebd., S. 10). Während ihm die „Handbücher der Sittenlehre" als „Zeichen-Bücher" dienen können, muss er sein „philosophisches Genie" in „beständige[r] Aufmerksamkeit auf sich selbst" und auf andere Menschen „von allerlei Stand und Alter" entwickeln (ebd.). Die Arbeit der Lebensbeschreibung muss also sowohl von den Erkenntnissen der Moralphilosophie als auch von der ständigen Selbstbeobachtung des Biographen genährt werden. Außerdem sei „eine durch lange Übung erlangte Fertigkeit in der Mienen-Kenntnis" (ebd.) unabdingbar.[148] Die im 18. Jahrhundert maßgeblich mit dem Namen Johann Caspar Lavater verbundene Wissenschaft der Physiognomik behauptet ausgehend von der Annahme einer mystischen Verbindung von Geist und Natur die grundsätzliche Möglichkeit, den Charakter eines Menschen aus seinen Gesichtszügen zu erschließen. Das Gesicht, die Haut, der Knochenbau als Oberfläche fungieren damit als Membran, durch die hindurch auch die seelische Verfasstheit einer Person ersichtlich wird. Auch die Biographie geht davon aus, dass das Wesen eines Menschen für andere zugänglich und damit kommunikabel ist. Die Nahtstelle zwischen diesen beiden Ansätzen bildet das von Lichtenberg gegenüber der Physiognomik favorisierte Konzept der Pathognomik. Diese richtet ihr Interesse nicht im Stile Lavaters auf den unveränderlichen Knochenbau des Menschen, sondern auf die spezifischen Einprägungen, die Ereignisse und Erfahrungen eines Lebens auf dessen Gesicht hinterlassen haben. Das Erkenntnisinteresse widmet sich also nicht den naturhaften Prädispositionen, sondern der individuellen Prägung durch die Begebenheiten seines Lebens als „Dokument des Lebenslaufes"[149]. Während für die Pathognomik aber noch immer das Gesicht und der

148 Franz Mautner erachtet den Bezug zur Physio- und Pathognomik, den Lichtenberg in diesem frühen Text konstruiert, den Zeitumständen geschuldet und wenig plausibel. Franz Mautner: „Lichtenbergs Vortrag über die Charaktere in der Geschichte und sein Gesamtwerk". In: *Modern Language Notes* 55 (1940) H. 2, S. 123–129, hier S. 127. Der Hinweis auf das Verhältnis zwischen Physiognomik und Biographie als unterschiedliche Ausprägungen der Idee von der Lesbarkeit des Menschen mag hier als Gegenargument dienen.

149 Ruedi Graf: „Utopie und Theater. Physiognomik, Pathognomik, Mimik und die Reform von Schauspielkunst und Drama im 18. Jahrhundert". In: *Physiognomie und Pathognomie. Zur literarischen Darstellung von Individualität.* Festschrift für Karl Pestalozzi zum 65. Geburtstag. Hg. v. Wolfram Groddeck u. Ulrich Stadler. Berlin, New York 1994, S. 16–33, hier S. 26. „[Lichtenbergs] Charakterindividuum ist das bewegliche Mitglied einer Gesellschaft, agierendes und reagierendes Wesen, und dessen Ausdruck ist

Körper Folien und damit Informationsträger sind, die es auf die Eigenheiten eines Lebensverlaufs hin lesbar zu machen gilt, geht die Biographik davon aus, dass dieser Zusammenhang in textueller Form, in der narrativen Lebensbeschreibung, für andere nachvollziehbar wird.[150] Es ist nicht mehr der physische Leib, der im Sinne eines Zeichenträgers lesbar gemacht wird, sondern der Lebensvollzug, der als semantisches Gefüge verstanden wird. Im Übergang von der pathognomischen zur biographischen Seelenkunde verlagert sich also die Vorstellung eines körperlichen Gedächtnisses auf die Schrift als Medium der Erinnerung.

Physiognomik, Pathognomik und Biographik verbindet ein gemeinsames Begehren: der, wie Hans Blumenberg es ausdrückt, „Wunsch" nach der Erschließbarkeit der Welt abseits der „bloßen Wahrnehmung"[151], die äußerliche Oberfläche als Membran eines inneren Wesens. Die dominante Stellung der Physiognomik im 18. Jahrhundert macht den Rekurs auf die Metaphorik von Sichtbarkeit und Visualität in der psychisch-charakterlichen Ergründung des Menschen unumgänglich. Augenscheinlich bemühen sich die zeitgenössischen Theoretiker der Biographie, den bedeutend gewordenen Begriff der Individualität fassbar zu machen und ihn an den spezifischen Lebenszusammenhang des Menschen rückzubinden. Die physiognomische Methode wird also zumindest rhetorisch zur Vorlage der Biographik. Ausgehend von einer physiognomischen Bestimmung der Einzigartigkeit, die sich dem Blick eines Betrachters öffnet, wird die visuelle Semantik des Körpers in den biographischen Diskurs übertragen:

> So wie es in der Gesichts-Bildung eines Menschen gewisse vorstechende Züge giebt, welche, nach einem gewissen allgewöhnlichen physiognomischen Sinn, auf besondere Eigenheiten seiner Denk- und Handlungsweise hindeuten; so giebt es in einer Menge von Thatsachen, aus welchen eine verwickelte Begebenheit zusammengesetzt ist, gewisse ausgezeichnete, welche den Gang und gleichsam den Sinn derselben vorzüglich erläutern: und eben so hat auch jedes Menschen-Leben gewisse prägnante Momente, in welchen sich seine besondern Eigenthümlichkeiten am vernehmlichsten aussprechen; gewisse Thatsachen der Denk-und Handlungsweise, in welchen diese mit aller ihrer Orginalität gleichsam sichtbar auftritt. (Jenisch, S. 12)

Die Lesbarkeit des Menschen im Sinne von Physiognomik und Biographie, von der in Daniel Jenischs *Theorie der Lebens-Beschreibung* (1802) ausgegangen wird, erfordert, analog zu Lichtenbergs Modell der Verdichtung, die Konzentration der Darstellung. Die Ausdeutung der Gesichtszüge bedarf ebenso wie das Erfassen komplexer Lebenszusammenhänge der Reduktion des Anschauungsobjekts auf markante, „vorstechende" Elemente, in denen sich die

Folge seiner Anlagen wie seiner Leidensgeschichte. Der Physiognomik der festen Formen setzt Lichtenberg daher die flüchtigen und bleibenden Zeichen einer Pathognomik [...] entgegen." Ebd., S. 26f.

150 Auch Lichtenberg bewegt sich von einer Semantik des Körpers hin zur Frage der physischen Quellen des Charakterstudiums, wenn er etwa „Äußerlichkeiten der Kleidung" den Vorzug gegenüber dem physiognomischen oder pathognomischen Ausdruck gibt. Ebd., S. 27.

151 Hans Blumenberg: *Die Lesbarkeit der Welt*. Frankfurt/M. 1986, S. 10.

Eigenheiten eines Menschen besonders deutlich abzeichnen. Diesem Prozess der Selektion können, laut Jenisch, zwei verschiedenartige Methoden zugrunde liegen, die zu je unterschiedlichen Ergebnissen führen.[152] Auf der einen Seite steht die deduktive Analyse „nach dem genetischen Zusammenhange zwischen Ursache und Wirkung" (ebd., S. 13). Ein solches Verfahren führe zur Form der „pragmatischen Biographie" (ebd., S. 31ff.), angelehnt an den Begriff der „pragmatischen" Geschichtsschreibung. Diesem Modell folgend hätte die Biographie einen Lebensvollzug als kausale Kette von Ereignissen zu erzählen und dabei vor allem darzustellen, wie diese die Psyche eines Menschen beeinflussen und verändern bzw. wie umgekehrt sich das Agieren einer Persönlichkeit aus seiner charakterlichen Prägung erklären lässt. Der „pragmatischen Biographie" stellt Jenisch die „schlicht-historische Biographie" gegenüber, die das Leben allein als Abfolge äußerer Ereignisse darstellt, ohne die Handlungen eines Menschen auf spezifische seelische bzw. psychische Dispositionen hin zu befragen. Während es für die pragmatische Biographie bereits einer „geübten Urteilskraft" (ebd., S. 12) bedürfe und die Arbeit des Biographen daher einen systematisch-analytischen Zugang voraussetze, beruht die schlicht-historische Biographie auf einem „gewissen genialischen Ahnungs-Gefühl" (ebd., S. 13) ihres Verfassers. Auch wenn der Biograph in diesem Fall den Lebensweg eines Menschen maßgeblich als Folge in sich geschlossener Ereignisse darlegt, so muss er doch eine gewisse Einsicht in deren innere Zusammenhänge mitbringen, allein schon um jene Episoden eines Lebens auszuwählen, die für eine Gesamtdarstellung signifikant erscheinen. Jenisch erkennt dabei den schlicht-historischen Ansatz bereits in antiken Lebensbeschreibungen und ordnet ihm damit auch die Werke Plutarchs zu, während er die Form der pragmatischen Biographie mit Aufkommen der neuzeitlichen Wissenschaften in Verbindung setzt und diese damit in der eigenen Gegenwart verortet.

Der genialen Ahnung des schlicht-historischen Biographen, dem „Talent der Auswahl charakteristischer Begebenheiten und Züge" (ebd., S. 14) liegt, so Jenisch, eine in jedem Menschen mehr oder weniger verbreitete Begabung zugrunde:

> das Talent, mit einem gewissen Schnell-Blick aus einer Menge von Alltäglichkeiten das minderalltägliche, aus einem Gewirre […] bedeutungsloser Züge die minder gleichgültigern und die bedeutungsvolleren heraus zu sondern, und eben so schnell unserm Gemüth einen gewissen *bestimmten Eindruck von dem vielfach-zusammengesetzten Ganzen einzuprägen* […]. (ebd.)

Im Ausdruck des Blicks verschmilzt die Vorstellung einer intuitiven Auffassungsgabe, die komplexe Zusammenhänge unmittelbar erfassen könne, mit der Annahme, es gäbe in einem Leben oder an einem Menschen besonders ausgezeichnete Merkmale, die seinen spezifischen Charakter, den Kern seiner Existenz, sichtbar hervortreten lassen. Wieder bemüht

152 Auf die Systematisierungsleistung Jenischs, der erstmals Kategorien zur Einordnung biographischer Texte unter methodischen und formalen Gesichtspunkten entwickelt, weist Michael Maurer hin. Maurer: „Zur Theorie der Biographie im 18. Jahrhundert", S. 45.

Jenisch den Vergleich mit der Physiognomik, die für ihn auf gleiche Weise zu ihren Schlüssen gelangt: „Eben auf diesem Wege werden sie möglich – jene unsre *Schnell-Urtheile* über den physiognomischen Ausdruck der Gesichts-Züge eines Menschen, den wir in unserm Leben zum erstenmale sehen." (ebd.) Die Physiognomik erscheint bei Jenisch weniger im Sinne des semiotischen Systems Lavaters, das der Analyse des menschlichen Knochenbaus ein differenziertes Deutungsmodell zur Verfügung stellt, sondern als intuitives Verfahren, dem Gesicht eines Menschen dessen charakterliche Eigenarten abzulesen, das sich einem rationalen Zugang verwehrt. Die Fähigkeit, aufgrund biographischen Wissens ein spontanes Urteil über eine Person zu fällen, gehört in dieser Vorstellung ebenso in das Gebiet der allgemeinen Menschenkenntnis wie das Vermögen, Einschätzungen anhand der Physiognomie und der Gesichtszügen eines Menschen zu treffen: „Urtheile *der* Art sind der sicherste Prüfstein eines gesunden Menschen-Verstandes, dessen *natürliches Auge* gleichsam jener Schnell-Blick zu seyn scheint" (ebd., S. 15).

Auch die Konzeption einer pragmatischen Lebensbeschreibung, der das eigentliche Interesse Jenischs gilt, operiert mit der Metaphorik von Sehen und Sichtbarkeit. Für die pragmatische gelte im Gegensatz zur schlicht-historischen Biographie, dass sie die schrittweise Herausbildung der Persönlichkeit eines Menschen und den Zusammenhang zwischen seiner geistigen Verfasstheit und seinem individuellen Lebensgang darlegt.

> Der pragmatische Biograph hat [...] nichts Geringeres zu liefern, als die psychologische Entwicklungsgeschichte des von ihm dargestellten menschlichen Individuums[,] eine sorgfältige Prüfung und verhältnißmäßige Schätzung der Talente desselben, eine möglich-zusammenhängende Darstellung, möglich-gründliche Beleuchtung und moralische Würdigung seiner Gesinnungen und Handlungen; ein möglich-vollständiges und reines Charakter-Bild seines ganzen Seyns und Webens [sic!]; eine Geschichte des Einflusses [...] seiner Talente auf die von ihm bearbeitete Kunst oder Wissenschaft [...]. (ebd., S. 31f.)

Erst hier siedelt Jenisch die strukturierte psychologische Analyse an. Sein Konzept des Blicks korrespondiert dabei mit der klassischen Dichotomie von Innen und Außen, in die das Verhältnis von Leib und Seele häufig gefasst wird. Den äußeren Begebenheiten eines Lebens, die narrativ leicht nachvollzogen werden können, korrespondiert eine innere, psychische Entwicklung. Um diese zu erfassen, sind die faktischen Begebenheiten eines Lebensvollzugs auf ihre Motivation in der charakterlichen Disposition der biographierten Persönlichkeit bzw. auf ihre dahingehenden Rückwirkungen zu befragen. Die pragmatische Biographie kann, indem sie beide Seiten der menschlichen Existenz beleuchtet, das Individuum als Akteur der eigenen Lebensgeschichte begreifen.

Die schlicht-historische Biographie bewegt sich demgegenüber allein im Bereich biographischer Faktizität. Sie ist quasi ereignisbasierende Dokumentation eines Lebens. Ihre Problematik liegt nur in einer geschickten Auswahl der zur Verfügung stehenden Informationen. Versteht man den Geist eines Menschen als Entität, der durch eine äußere Hülle von der körperlichen Welt getrennt ist, so richtet diese Form der biographischen Beobachtung

ihre Aufmerksamkeit bloß auf die Oberfläche, kann aber bereits dadurch, analog zur Physiognomik, zu intuitiven Erkenntnissen über den Menschen und seinen Charakter gelangen. Diese bleiben aber implizit, werden in der Erzählung nicht ausformuliert und auch nicht analytisch begründet, was erst der pragmatischen Biographie vorbehalten bleibt. Objekt der Anschauung ist in dieser zweiten Form der Lebensbeschreibung „das Innere unsers eignen, und besonders auch eines fremden Menschen-Lebens“ (ebd., S. 37). Der Biograph muss in seiner Beobachtung die Hülle, die die Fakten eines Lebens darstellen, durchdringen und damit der „charakteristischen Wirkungsart der Außendinge“ auf die „geistige Organisazion“ eines Menschen nachspüren (ebd., S. 39). Dadurch erst ist zu sehen, „welche Eindrücke sich [...] mit besonderer Tiefe ins Gemüth geheftet, welche Ideen [...] ein eigenthümliches Licht in die Seele gestrahlt“ haben (ebd.).

Wenn Jenisch die analytische Tätigkeit des Biographen in die Metaphorik des Sehens fasst, dient die Physiognomik, wie im Falle Lichtenbergs, als diskursiver Hintergrund, vor dem und gegen den eine Theorie des Biographischen entwickelt wird. Dem Begriff der Anschauung bei Kant korrespondierend muss die Faktizität eines Lebenszusammenhangs bildhaft, in Analogie zur Sinneswahrnehmung gedacht werden, um im Zusammenspiel mit der Einbildungskraft und der ordnenden Schematik der Begriffe zur Erkenntnis führen zu können. Die Ereignisse eines Lebens wirken wie die sinnlichen Wahrnehmungsreize auf einen Menschen ein und affizieren seine Psyche. Sie führen zu umittelbaren Handlungsreaktionen oder verändern langfristig den Charakter eines Menschen. Dieses komplexe Zusammenspiel zu analysieren und darzulegen wäre die Aufgabe der pragmatischen Biographie.

Die konzeptionelle Nähe von Biographie und Physiognomik in den Schriften Lichtenbergs und Jenischs ist zwar teils noch von mystischen Elementen und vormodernen Vorstellungen der Einheit von Körper, Seele und Natur durchdrungen, es gelingt damit aber, die Biographie in der zeitgenössischen Debatte als eigenständiges Erkenntnisinstrument zu propagieren. Ähnlich der psychologischen Konzeption der Erfahrungsseelenkunde dient die Biographie dazu, die Frage nach der Natur des Menschen aus seinem individuellen Lebenszusammenhang zu beantworten. Aus wissenschaftshistorischer Sicht kann das hier skizzierte Verhältnis als Baustein zum Konzept eines modernen psychologischen Menschenbilds betrachtet werden, das auf biographischer Narration fundiert, die „den ganzen Menschen in seinem Mensch-Sein und in seinen Lebensverhältnissen [...] [und] den Gesamtkomplex menschlicher Grunderfahrungen in Lebenslauf und Lebensbeziehungen“[153] umfasst. In der Vorstellung eines Lebens als körperlichem Gegenstand, den der Blick des Biographen erfasst, um dahinter den Kern, den Charakter oder das Wesen eines Menschen zu erspähen, drückt

153 Christian von Zimmermann: „Biographie und Anthropologie“. In: *Handbuch Biographie*. Hg. v. Klein, S. 61–70, hier S. 65. Für Zimmermann wird die Biographie „eine, wenn nicht gar die zentrale literarische Gattung, in welcher sich die für das historische Selbstverständnis grundlegenden Individualitätskonzepte [...] abzeichnen müssen“ in einer Moderne, die er als „ein Problem- und Diskursgefüge“ beschreibt, das „durch die Konstruktion einer Geschichte bestimmt wird, in welcher sich der Mensch als autonomes Subjekt etabliert haben soll und diese Autonomie zum Problem geworden ist“. Zimmermann: *Biographische Anthropologie,* S. 50.

sich das widersprüchliche Verhältnis von medialer Vermittlung und dem Streben nach Unmittelbarkeit der biographischen Erkenntnis aus. Obwohl die Lebensbeschreibung in ihrem Rückgriff auf biographische Quellen, schriftliche oder bildhafte Dokumente sowie mündliche Überlieferung, auf der „Multiplikation von Medien“ beruht, will sie „die Illusion einer unmediatisierten Erinnerung“ suggerieren, „die (unmögliche) Möglichkeit eines Zugriffs auf das prä-mediale Geschehen eines gelebten Lebens“[154]. Damit ist die Biographie um 1800 in all ihren Facetten das Kind einer umfassenden Schriftkultur und der damit einhergehenden Aporien. Sie greift auf textbasierte Quellen zurück, um selbst wieder Text zu erzeugen, und gibt dennoch vor, mehr als das zu tun, indem sie den Anspruch in sich birgt, einen Menschen sowohl den äußeren als auch den psychischen Abläufen seines Lebens nach repräsentieren zu können. Die Präsenz des körperlichen Individuums wird dabei aber durch den Diskurs der Schrift ersetzt und in ein enges, vorgeprägtes Korsett gesetzt, in dem der Mensch durch die Figuration des Buches ersetzt wird, das lesbar ist und damit in all seinen Facetten erschlossen werden kann. Die Frage ob aber vielleicht gerade seine Unergründbarkeit den Menschen ausmache und damit auch den Horizont seiner eigenen Erkenntnis- und Diskursfähigkeit bestimmt, stellt vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart die Kehrseite des psychologisch fundierten Menschenbildes dar.[155]

2.3 Spiegelmetaphern

Im Konzept des Blicks zeigt sich bei Daniel Jenisch noch eine weitere wesentliche Metapher in der theoretischen Auseinandersetzung mit der Biographie: die Selbst- oder Fremdbeobachtung als Spiegelbild, in dem wir uns oder andere aus der Distanz beurteilen können und die es erlaubt, ein handelndes Subjekt als Objekt zu betrachten. Grundlage aller biographischen Auseinandersetzung mit dem Anderen ist laut Jenisch zuerst immer die bewusste Wahrnehmung des eigenen Selbst[156]:

> [G]leich einem Spiegel, der über das von ihm zurückgestrahlte Bild raisonniren würde, reißen wir das Bild, welches unsre innere Anschauung reflectirt, aus dem Spiegel des Gemüths hervor, und stellen es außer uns hin. (Jenisch, S. 38)

---

154 Astrid Erll: „Biographie und Gedächtnis“. In: *Handbuch Biographie*. Hg. v. Klein, S. 79–86, hier S. 85

155 Gunhild Berg: „Wissenwollen trotz Nichtwissenkönnens.Von den Erkenntnisgrenzen der psychologischen und pädagogischen Wissenschaften des späten 18. Jahrhunderts“. In: *Formen des Nichtwissens der Aufklärung*. Hg. v. Hans Adler u. Rainer Godel. München 2010, S. 191–212.

156 Daniel Jenisch artikuliert in der gegenseitigen Abhängigkeit von Biographie und Autobiographie einen auch in der rezenten Theoriediskussion noch zentralen Gedanken. Vgl. Erll: „Biographie und Gedächtnis“, S. 81: „Über andere schreiben bedeutet immer auch, über sich selbst zu schreiben, denn die Rekonstruktion des Lebens anderer wird (bewusst oder unbewusst) geleitet von den eigenen Erfahrungen und Lebenserinnerungen.“

Die analytische Frage nach den Bedingungen des Ich, die einer psychologisch fundierten biographischen Praxis vorausgehen müsse, fasst Jenisch in die Figur des Spiegels, in dem wir uns betrachten können, als wären wir uns selbst äußerlich. Er ist jenes Artefakt, das uns selbst zum Bild macht, in dem wir zugleich Betrachter und Betrachteter sind. Das Spiegelbild erscheint hier als geeigneter Vergleich, um die Transformation eines lebendigen Subjekts zum biographischen Objekt zu beschreiben. Die biographische Beschreibung eines Menschen ist dabei Effekt intellektueller Abstraktionsleistung, die das von Jenisch als „innen" Verortete äußerlich werden lässt. Dass diesem Akt auch ein gewaltsames Moment inne liegt, dass wir einem Menschen auch immer einen Aspekt seines lebendigen Daseins rauben, wenn wir ihn zum Objekt machen, wird deutlich, wenn Jenisch davon spricht, das Bild würde quasi aus dem Gemüt „gerissen". Bei aller Übereinstimmung mit dem eigenen Ich erscheint das entäußerte Bild damit doch auch immer als etwas Abgetrenntes und Fremdartiges.

Bei Herder begegnet uns das Motiv des Spiegels im Zusammenhang mit der Biographie zuerst im Moment der Negation. Im *Torso* spricht er sich gegen eine intim-psychologische Auslegung der Werke eines Schriftstellers als „Spiegel des Herzens und der menschlichen Gesinnung" (Herder: Torso, 575) aus. Es ließe sich zwar wohl der Charakter eines Menschen durch seine Schriften erschließen, allerdings nur sein intellektuelles Wesen. Um nicht den Verführungen des Biographismus zu verfallen, will Herder Thomas Abbt, dessen Andenken er den *Torso* widmet, alleine als Autor betrachten. In den Werken eines Schriftstellers, so Herder, ließe sich nur ein bestimmter Teil des Lebens erkennen und diesem alleine soll seine Darstellung dienen. Herder entscheidet sich also ganz bewusst dazu, seinen biographischen Anspruch einzuschränken. Auch wenn er einräumt, dass zwischen dem „gelehrten" und dem „menschlichen Denken" (ebd.) eine Beziehung besteht, in heutiger Terminologie zwischen der Autorfiguration und dem realen Schriftsteller, seien beide doch nie deckungsgleich. Die Metapher des Spiegels meint in diesem Zusammenhang die Quellen, auf die sich jede postume Rekonstruktion des Lebens stützen muss. Diese Art der Spiegelung kann bloß eine gebrochene Darstellung ihres Gegenstandes liefern. Aus der Perspektive des Biographen lässt sich nicht die Gesamtheit des Lebenszusammenhangs erfassen, sondern immer nur das Spiegelbild eines Menschen, wie es in den Hinterlassenschaften erscheint, rekonstruieren: „Der Status der Quellen wird nicht nur von dem bestimmt, was da ist, sondern in viel größerem Ausmaß von demjenigen, was nicht da ist."[157] Das Spiegelbild ist notgedrungen eine verkürzende Form der Repräsentation. „Von Quellen zu sprechen, heißt von Lücken zu sprechen."[158]

Doch besitzt die Metapher des Spiegels im Kontext der Biographik Herders noch eine weitere Bedeutung. Biographische wie autobiographische Lebensbeschreibungen erscheinen ihm als „Spiegel der Zeitumstände"[159]. Sie sind nicht bloß Dokumente einer individuellen Existenz, sondern geben Aufschluss über die Verhältnisse, unter denen ein Leben sich voll-

157 Bernhard Fetz: „Der Stoff, aus dem das (Nach-)Leben ist. Zum Status biographischer Quellen". In: *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Hg. v. Fetz, S. 103–154, hier S. 106.

158 Ebd.

159 Herder SWS 18, S. 375.

zogen hat.[160] Im Gegensatz zum isolierten Fortschrittsglauben vieler Geschichtskonzepte der Aufklärung geht Herder davon aus, dass jede historische Epoche nach ihren eigenen Maßstäben und Gesetzmäßigkeiten zu beurteilen sei und nur aus sich heraus verstanden werden könne. Während Herder also der Auffassung von den Hinterlassenschaften eines Lebens als Spiegel jenes Menschen, der sie hervorgebracht hat, kritisch gegenübersteht und auf die Grenzen des Erkenntnishorizonts dieser Quellen hinweist,[161] macht er gleichzeitig und ebenfalls in der Metapher des Spiegels deutlich, dass ein einzelnes Leben als Produkt einer spezifischen historischen Konstellation zu betrachten ist. Die Biographie gibt Aufschluss über die Verfasstheit des Einzelnen, ist aber zugleich auch historisches Dokument.

Dass Biographien nicht nur mit Blick auf die Vergangenheit von Bedeutung sind, sondern ihre Wirksamkeit in der Gegenwart verbreiten sollen, expliziert Herder in einer dritten Variante der Spiegelmetapher. In seiner Biographie Ulrich von Huttens empfiehlt Herder das Leben des streitbaren Humanisten dem zeitgenössischen Publikum als „Spiegel mehrerer Zeiten"[162] und gerade diese Schrift wurde von Herder auf ihren politischen Gehalt hin

160 Wilhelm Dilthey subsumiert das Zusammenspiel der äußeren Einflüsse auf einen Menschen und dessen eigenes Einwirken auf die geschichtliche Welt im Begriff des „Wirkungszusammenhangs". Wilhelm Dilthey: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*. In: Wilhelm Dilthey: *Gesammelte Schriften*. Bd. 7. Leipzig, Berlin 1927, S. 248. Unter dem Titel der „Gesellschaftsbiographie" entwickelt Siegfried Kracauer zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Form der Biographie, die ihr Augenmerk weniger auf die einzelne Persönlichkeit, sondern ganz auf die sozialen Verhältnisse legt, unter denen sich ein Individuum entwickelt. Sigfried Kracauer: *Jacques Offenbach und das Paris seiner Zeit*. In: *Werke,* Bd. 8. Hg. v. Ingrid Belke unter Mitarbeit v. Mirjam Wenzel. Frankfurt/M. 2005. Vgl. Esther Marian: „Individuum und Gesellschaft in Siefried Kracauers *Jacques Offenbach und das Paris seiner Zeit"*. In: *Die Biographie – Beiträge zu ihrer Geschichte.* Hg. v. Hemecker, S. 205–250. Zur allgemeinen Tendenz einer sozialhistorischen Gegenposition zur Individualbiographie vgl. auch Zimmermann: *Biographische Anthropologie,* S. 411–430.

161 Eine ähnlich produktiv-kritische Haltung gegenüber biographischen Quellen, vor allem in Hinblick auf den „Mythos der Augenzeugen", vertritt in jüngerer Zeit Sigrid Weigel in einem kulturwissenschaftlichen Programm einer intellektuellen Biographie, die sich der psychologisierenden Mauerschau konsequent verweigert und stattdessen auf die Spur intertextueller Bezüglichkeit in den schriftlichen Hinterlassenschaften geht. Vgl. Sigrid Weigel: *Ingeborg Bachmann. Hinterlassenschaften unter Wahrung des Briefgeheimnisses*. Wien 1999; Sigrid Weigel: „Korrespondenzen und Konstellationen. Zum postalischen Prinzip biographischer Darstellungen". In: *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens.* Hg. v. Christian Klein. Stuttgart, Weimar 2002, S. 113–128; Sigrid Weigel: „Hinterlassenschaften, Archiv, Biographie. Am Beispiel von Susan Taubes". In: *Spiegel und Maske. Konstruktionen biographischer Wahrheit*. Hg. v. Bernhard Fetz und Hannes Schweiger. Wien 2006, S. 33–48. Vgl. auch Caitríona Ní Dhúill: „Widerstand gegen die Biographie: Sigrid Weigels Ingeborg-Bachmann-Studie". In: *Die Biographie – Beiträge zu ihrer Geschichte*. Hg. v. Hemecker, S. 43–68. Einen grundsätzlichen Einwand gegen Weigels biographiekritische Haltung formuliert Hans Höller, der aus literaturwissenschaftlicher Perspektive darauf verweist, wie die Verweigerung einer biographischen Lesart das Bedeutungsspektrum poetischer Texte wesentlich einschränkt. Hans Höller: „Sigrid Weigels anti-biographische Biographie. Eine kritische Lektüre". In: *Mythos Bachmann. Zwischen Inszenierung und Selbstinszenierung*. Hg. v. Wilhelm Hemecker u. Manfred Mittermayer. Wien 2011, S. 37–53.

162 Herder SWS 16, S. 274.

konstruiert.[163] Ulrich von Huttens Polemik gegen die konservativ-theologischen Positionen seiner Zeit scheinen Herder auch in der Gegenwart noch aktuell. Die Agitation des humanistischen Dichters und Gelehrten gegen den verweltlichten Lebensstil kirchlicher Würdenträger nimmt im Kern bereits die Kritik der Aufklärung an der privilegierten Stellung von Klerus und Aristokratie vorweg.[164] Hutten wird zwar als historische Gestalt beleuchtet, doch sein Beispiel soll die Zeitgenossen Herders inspirieren. In der Biographie Huttens zeigt sich Vergangenheit und Gegenwart *gleichzeitig*. Durch diese Modifikation des Spiegelmotivs wird die biographische Möglichkeit angedeutet, historisch einmalige Umstände zu beleuchten und dennoch Aussagen zu treffen, die über diese spezifische Konstellation hinausreichen. Wie in Jenischs Konzept der Selbstbeobachtung zeigt der Spiegel dem Betrachter damit immer auch das eigene Bild. Während der Prozess der Entäußerung bei Jenisch allerdings als ein intellektueller und abstrakter gedacht wird, meint er bei Herder die Möglichkeit, sich selbst und die eigenen Zeitumstände in der Gestalt der Vergangenheit wiederzuerkennen. Die individuelle Erkenntnisfunktion der Biographie bei Jenisch wird bei Herder zum Instrument der Sozialkritik. Die Lebensbeschreibung verbindet Eigenes und Fremdes zu einer Einheit, in der sich das eine im anderen spiegelt und damit die Rezipienten über die Person des Biographierten und das Medium der Schrift wieder auf sich selbst zurückverwiesen werden.

2.4 Das biographische Denkmal

Johann Gottfried Herder nennt seine Würdigung des 1766 verstorbenen Thomas Abbt, in deren Vorrede er sich grundlegenden Fragen zu Form und Funktion der Biographie widmet, den „Torso eines Denkmals" am „Grabe errichtet" (Herder: Torso). Auf drei unterschiedlichen Ebenen, der des Torsos, des Denkmals und des Grabes, versucht er damit den Charakter seiner Schrift begrifflich zu fassen. Im Zentrum steht die Begräbnisstätte, auf die der Verfasser auch in den einleitenden Worten verweist: das Grab als konkreter Ort, als Ruhestatt des Verstorbenen. Nirgendwo wird seine Abwesenheit realer als hier, wo alle Zeichen auf eine Person verweisen, die ihre lebendige Präsenz verloren hat. Der Träger dieser Zeichen ist der Grabstein. Er berichtet über den Namen, die Geburts- und Sterbedaten des Toten. Hier wird aufs Engste verdichtet das Leben dokumentiert, das zu seinem Ende gelangt ist: die Minimalform der Biographie. Doch Herder belässt es im Titel seiner Schrift nicht dabei, das Grab als letzte Ruhestätte des Verstorbenen sinnbildlich aufzurufen. Der Beweggrund seiner Schriften zur Biographie ist ja gerade nicht, die Toten als Tote zu betrachten, sondern „sich ihres auch nach dem Hingange noch fortwirkenden Lebens [zu] freuen".[165] Daher ist das Grab für ihn auch kein Ort des stillen Gedenkens, sondern einer der Performanz. Es ist ein selbstbewusster Autor, der an die erste Stelle einer biographischen Denkschrift das Wort „Ich" setzt. Ein Ich, das,

163 Scheuer: *Biographie,* S. 27ff.
164 Ebd. S. 25.
165 Herder FA 7, S. 26.

wie auf einer Bühne, auftritt, um das Wort zu ergreifen.[166] Die performative Konstellation der Leichenrede, in der Redner, Publikum und der Leichnam des Verstorbenen als Zeichen einer anwesenden Abwesenheit am Ort des Grabes vereint sind, schreibt Herder, mittlerweile in Riga als Prediger in den vorstädtischen Kirchen tätig, auch dem schriftgebundenen Andenken ein.

Dennoch will Herder in seiner Würdigung mehr als eine vergängliche Leichenrede leisten. Er will dem Verstorbenen an seinem Grab ein bleibendes Denkmal errichten. In diesem Bild fließt die Vorstellung aktiver Erinnerung mit dem Wunsch nach Kontinuität und Dauer zusammen. Das gesamte Bedeutungsspektrum, das der Begriff Denkmal sprachhistorisch umfasst, ist präsent. Etymologisch lässt sich das Kompositum erstmals in Luthers Bibelübersetzung nachweisen, in der es Artefakte und Handlungen meint, auf die sich die Erinnerungen der Israeliten an den Auszug aus Ägypten und die Gebote Gottes stützen.[167] Als Übersetzung für das griechische *mnemósynon* lässt der Begriff die antike Gedächtniskunst anklingen, in der reale oder vorgestellte Gegenstände bzw. ganze Räume zur anschaulichen Stütze der Erinnerung des Redners dienen.[168] Dieser weiten Auslegung des Wortes steht ein engerer Bedeutungsspielraum gegenüber, der auf das lateinische *monumentum* zurückgeht. Zwar spielt auch hier über die Herleitung vom Verb *monere* der Akt des Erinnerns eine Rolle, der moderne Sprachgebrauch im Begriff des „Monuments" schränkt die Bedeutung aber zumeist auf Gebäude oder Kunstwerke ein, die zur Erinnerung errichtet wurden, und fokussiert damit auf künstlerische bzw. architektonische Denkmäler. *Zedlers Universallexikon* bezeichnet als Monument alle künstlich geschaffenen Gegenstände, die dem Andenken an Verstorbene dienen,[169] und auch das Denkmal kann im 18. Jahrhundert sowohl ein Objekt der bildenden

166 „Ich trete an das Grabmal eines Mannes, […]" (Herder: Torso, S. 565).

167 2. Mose 13, 1–10: „Und der HERR redete mit Mose und sprach: […] Gedenket an diesen Tag, an dem ihr aus Ägypten, aus dem Diensthause, gegangen seid, daß der HERR euch mit mächtiger Hand von hinnen hat ausgeführt; Sieben Tage sollst du ungesäuertes Brot essen, und am siebenten Tage ist des HERRN Fest. […] Ihr sollt euren Söhnen sagen an demselben Tage: Solches halten wir um deswillen, was uns der HERR getan hat, da wir aus Ägypten zogen. Darum soll dir"s sein ein Zeichen in deiner Hand und ein Denkmal vor deinen Augen, auf daß des HERRN Gesetz sei in deinem Munde; denn der HERR hat dich mit mächtiger Hand aus Ägypten geführt. Darum halte diese Weise zu seiner Zeit jährlich."; 5. Mose 6, 1–9: „Dies sind aber die Gesetze und Gebote und Rechte, die euch der HERR, euer Gott, geboten hat […]. Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen […] und sollst sie binden zum Zeichen auf deine Hand, und sollen dir ein Denkmal vor deinen Augen sein, und sollst sie über deines Hauses Pfosten schreiben und an die Tore."; 5. Mose 11, 18–21: „So fasset nun diese Worte zu Herzen und in eure Seele und bindet sie zum Zeichen auf eure Hand, daß sie ein Denkmal vor euren Augen seien. Und lehret sie eure Kinder, daß du davon redest, wenn du in deinem Hause sitzest oder auf dem Wege gehst, wenn du dich niederlegst und wenn du aufstehst; und schreibe sie an die Pfosten deines Hauses und an die Tore, daß du und deine Kinder lange leben in dem Lande, das der HERR deinen Vätern geschworen hat ihnen zu geben, solange die Tage vom Himmel auf Erden währen."

168 Wolfgang Neuber: „Memoria". In: *HWR* Bd. 5, Sp. 1037–1078, hier Sp. 1045.

169 „Monument […] oder auch Denck- und Ehren-Mähler, heissen […] alle dergleichen Dinge und aufgeführte Gebäude, wodurch man eines Verstorbenen Ruhm und Namen, wie auch dessen merckwürdigste Verdienste und Thaten […] in beständig gutem Andencken zu erhalten sucht. Dergleichen sind

Kunst als auch eine Denkschrift oder jeden beliebigen Gegenstand, der als Erinnerungsstütze dient, bezeichnen.[170] Daneben ist noch eine dritte Auslegung des Begriffs von Bedeutung: das Denkmal als Hinterlassenschaft, als Überrest vergangener Zeiten, als historisches Zeugnis vergangener Kulturen.[171] Neben die Erinnerungsstütze und das zum Andenken errichtete Monument tritt damit auch noch das Denkmal als stofflicher Überlieferungsträger. Das Grimm'sche Wörterbuch schließlich fächert den Begriff in vier unterschiedliche Bedeutungen auf: Neben (1.) „bauwerke, säulen, statuen […]" und (2.) „eine zur erinnerung bestimmte sache" treten (3.) „erhaltene schriftliche werke der vorzeit" und (4.) „ganz oder zum theil erhaltene bauwerke, bildhauerarbeiten aus der vorzeit".[172] Hier wird also differenziert zwischen dem Denkmal, das bewusst zum Zweck der Erinnerung an eine Person oder ein Ereignis geschaffen wurde, und dem Denkmal als Quelle, als Vermächtnis, das erst in der historischen Distanz seine Bedeutung im Kontext memorialer Praktiken gewinnt. Einmal ist die Memoria seinem Gegenstand bereits bei seiner Herstellung intentional eingeschrieben, das andere Mal wird dieser erst im Verlauf seines Bestehens symbolisch als Erinnerungsträger aufgeladen. Das Grimm'sche Wörterbuch nennt zusätzlich noch Relikte der Kunst bzw. Architektur und literarische Überlieferungen, die als schriftliche Zeugen Aufschluss über die Vergangenheit bieten. In beiden Beispielen verbindet sich der intentionale mit dem prozessualen Charakter memorialer Symbolhaftigkeit. Auch wenn architektonische und literarische Denkmäler ihre Bedeutung für das kulturelle Gedächtnis erst aus historischer Perspektive gewinnen, sind sie als kulturelle Überlieferungsträger auf Dauerhaftigkeit ausgelegt und müssen schon deshalb nicht allein als gegenwartsbezogen betrachtet werden.

Für die gattungstheoretischen Fragen, die Herders Auseinandersetzung mit dem Diskurs der Lebensbeschreibung prägen, ist der Begriff des Denkmals konstitutiv.[173] Dabei ist sowohl

---

z. E. prächtige Gräber, Aufschriften, Statuen, Bildnisse, Tempel, Triumph-Bögen, und andere Arten von Gebäuden, ingleichen Lob- und Helden-Gedichte, allerhand gesammelte historische Nachrichten, Jahr- und Tage-Bücher, und andere briefliche Urkunden, wie auch allerhand Arten von Büchern und Schriften, und mit einem Worte, alles dasjenige, was einem zu Ehren und immerwährendem Andencken gethan, geschrieben und gebauet wird […]". „Monument". In: *Großes vollständiges Universal-Lexikon*. Hg. v. Johann Heinrich Zedler. Bd. 21: Mi-Mt. 2., vollst., photomechan. Nachdr. der Ausgabe Halle und Leipzig 1732–1754. Graz 1995, Sp. 1430f.

170 „Das Denkmahl, […] ein jedes Mahl oder Zeichen zum Andenken einer Sache […] [b]esonders ein Mahl oder Zeichen zum Andenken eines Verstorbenen. Einem ein Denkmahl errichten oder stiften." Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders der Oberdeutschen*. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Bd. 1: A-E. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1793. Hildesheim, Zürich, New York 1990, Sp. 1449. Besonders in der Formulierung „ein Denkmahl errichten" nimmt Adelung auch die engere Bedeutung des Wortes im Sinne eines bildhaften Kunstwerks in den Blick.

171 „[E]in Werk, welches die Vorstellung von vergangenen oder veralteten Dingen enthält. Die Denkmähler der ehemahligen Pracht des alten Roms, die Überreste von prächtigen Römischen Kunstwerken." Ebd.

172 „Denkmal" In: *Deutsches Wörterbuch*. Hg. v. Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Bd. 2: BiermörderD. Leipzig 1860, Sp. 941f.

173 Vgl. Ingeborg Nerling-Pietsch: *Herders literarische Denkmale. Formen der Charakteristik vor Friedrich Schlegel.* Münster 1997, S. 36–40.

die allgemeinere Auslegung als Gegenstand der Erinnerung als auch die speziellere als Werk der Baukunst oder Bildhauerei von Bedeutung: Ganz offensichtlich ist für Herder die Biographie an und für sich bereits ein Werkzeug der Memoria. In der sprachlichen Verwendung des Wortes Denkmal und in den Metaphern, die Herder für seine Gattungsbezeichnung wählt, wird aber auch der Bezug zum bildhaften Andenken deutlich. Die Denkmäler für Thomas Abbt und Johann Joachim Winckelmann werden von Herder „errichtet“ (Herder: Torso; Herder FA 2, S. 630–673), seine Würdigung Ulrich von Huttens bezeichnet er als „glatte[n] Stein auf seinem Grabe“[174], die Schrift auf Thomas Abbt ist eine „Ehrensäule“ (Herder: Torso, 570) und auch die Bezeichnung als „Torso“ lässt an das Vorbild der Statue denken.[175] Es spielt schließlich aber auch die Vorstellung des Denkmals als historisches Zeugnis eine wesentliche Rolle, geht es Herder doch um den Brückenschlag zwischen der Perspektive des Lesers und den spezifischen historischen Bedingungen, die die Zeit der biographierten Person prägten.[176] Die Biographie als Denkmal vereint memoriale, bild- und zeugnishafte Dimensionen, indem das Leben als Dokument einer historischen Konstellation in die Sphäre der schriftlichen Überlieferung eintritt und damit eine Mittelstellung zwischen zwei zeitlichen Positionen, der des Biographierten und der des Rezipienten, einnimmt. Analog zur Bildhaftigkeit des steinernen Denkmals bleibt sie dabei aber immer noch an die Körperlichkeit, im biographischen Sinn also die Erinnerung an das gelebte Leben eines Menschen gebunden.

Herders Plädoyer für lebendige, biographische Memoria deckt sich aber auch über die Frage der Begrifflichkeit hinaus mit jenen Kriterien, die in der Forschung als bestimmende Funktionsmerkmale des Denkmals identifiziert werden: Hervorhebung einer einzelnen Person, Kontinuität und Intentionalität der Erinnerung sowie die Öffentlichkeit als Raum des Gedächtnisaktes.[177] So wie sich Herder von einer nekrologisch orientierten Erinnerungskultur abgrenzt, muss auch der Begriff des Denkmals von jenem des Grabes unterschieden werden. Die Entwicklung neuzeitlicher Denkmalsetzung orientiert sich an „antiken Vorstellungen von Nachruhm“, die in Opposition zum Konzept des Jenseits im Christentum erst im Zuge der Aufklärung und der von ihr betriebenen „Säkularisation des Todes“[178] möglich werden. Indem Herder den Begriff des Denkmals auch für biographische Gattungen verwendet, zeigt sich seine Intention, die Lebensbeschreibung innerhalb einer sich vollziehenden Transformation der Memorialkultur zu positionieren. So wie das Herrscherbildnis physisch den öffentlichen Raum besetzen sollte, behauptet auch das bürgerliche Individuum seine

---

174 Herder: SWS 16, S. 273.

175 Vgl. Nerling-Pitsch: *Herders literarische Denkmale,* S. 29.

176 „Am meisten ists nötig, daß man von einem Autor abzieht, was *seiner Zeit* oder der *Vorwelt* zugehört, und was er *der Nachwelt* übrig läßt […]. *[D]er* Kommentator eines Autors ist für mich der größte, nicht der denselben nach seinem Jahrhundert *umbildet*: sondern ihn in allen Nüancen seiner Zeit erklärt, und alsdenn ergänzet.“ (Herder: Torso, 579). Zum „Gegenwartsbezug“ in Herders Biographik vgl. auch Scheuer: *Biographie,* S. 25.

177 Rolf Selbmann: *Dichterdenkmäler in Deutschland. Literaturgeschichte in Erz und Stein*. Stuttgart 1988, S. 2.

178 Ebd., S. 3.

gesellschaftliche Bedeutung im Gestus der mimetischen Darstellung.[179] Mithin geht es dabei also um das Durchbrechen eines monarchischen Gedenkmonopols. Der Konflikt um die Neuordnung des sozialen Gefüges wird über Medien ausgetragen, die physische Präsenz mit medialer Dauer kombinieren: sei es in der körperlichen Darstellung durch das Standbild einer Person oder in der narrativen Sublimation des Lebens durch die Biographie. In beiden Fällen geht es um Anschaulichkeit und Präsenz – anhand der Körperlichkeit eines Menschen oder der Nachvollziehbarkeit seiner Lebensgeschichte –, über die ein Machtanspruch behauptet wird.

Die Biographie lehnt sich in ihrer Funktionalität an das bildhafte Denkmal an und beginnt dieses im Verlauf des 18. Jahrhunderts in gewissem Maße zu substituieren. Die Differenz zwischen Bild und Schrift, die Herder durch seine Verwendung des Denkmalbegriffs zu überwinden versucht, markiert auch einen Unterschied in der Art und Weise, wie die Denkwürdigkeit einer Persönlichkeit, mithin also ihr Stellenwert in der kulturellen Erinnerung, zu beurteilen ist. Der symbolischen Sprache des Bilddenkmals, das über ikonographische Zeichen immer nur auf gegebene Ordnungen verweisen kann, um entschlüsselt und verstanden zu werden, steht die narrative Logik der Biographie gegenüber, die in ihrer Bewertung argumentativ verfahren kann und damit das bestehende gesellschaftliche Gefüge nicht nur hinterfragen, sondern auch selbst neue Entwürfe bereitstellen kann, was sich etwa in den breit angelegten Diskussionen um Biographiewürdigkeit spiegelt, die biographische Schriften des ausgehenden 18. Jahrhunderts begleiten. Die Biographie als „papierenes Denkmal“ baut dabei auf einer bürgerlich geprägten, schriftgebundenen Gedenktradition auf, wie sie sich bereits im 17. Jahrhundert in gedruckten Lobschriften und Leichenpredigten manifestiert. Dabei spielt nicht nur die Diskursivität der Schrift als Kommunikationsmedium eine Rolle, sondern ebenso das breitere, Territorialgrenzen überschreitende Zirkulationspotential und letztlich auch die rechtlichen und ökonomischen Produktionsbedingungen, die es Persönlichkeiten aus dem Bürgertum beinahe unmöglich machen, den öffentlich Raum durch plastische Denkmäler in Anspruch zu nehmen.[180]

In der Vorrede des *Torso* lobt Herder auch ein reales, plastisches Denkmal, das „Monument“ (Herder: Torso, S. 567), das dem Verstorbenen durch den Grafen Wilhelm zur Lippe gesetzt worden war. Es handelte sich dabei um eine marmorne Gedenktafel in der Bückeburger Schlosskapelle. Mit dieser Erinnerungsgeste erneuere der Graf „jene güldene sym-

179 Zur „bürgerlichen Aneignung“ der Biographie vgl. Maurer: „Zur Theorie der Biographie im 18. Jahrhundert“, S. 41.

180 Vgl. Martin Kazmaier: „Denkmaale von Papier erbauet“. In: *Leichenpredigten*. Hg. v. Lenz, S. 390–407. Während Martin Kazmaier die historischen Verschränkungen von schriftlichen und bildlichen Denkmälern vom Barock bis ins 19. Jahrhundert in ihrer Vielschichtigkeit minutiös darlegt, ist der von ihm konstatierten Geringschätzung schriftlicher Gedenkformen durch Johann Gottfried Herder zu widersprechen. Wie hier und im ersten Kapitel gezeigt wurde, argumentiert Herder differenzierter. Mediale Erinnerungspraktiken sind für ihn kulturell und sozial geprägt und unterliegen daher einem stetigen Wandel. So kann er die Formen antiker Totenehrung zwar würdigen, sie aber dennoch für die eigene Gegenwart als anachronistisch erachten oder der Ehrung Abbts in der Bückeburger Schlosskirche Respekt zollen, selbst aber die Form des schriftlichen Denkmals vorziehen.

bolische Zeit […], da auch für das stille und betrachtende Verdienst Denkmale und Bildsäulen, und festliche Gebräuche bereit standen". Dieses Zeichen, so Herder, „spricht mehr, als alle Denkmale von Papier erbauet" (ebd.). Herders Verneigung vor dem Landesfürsten muss jedoch den Konventionen geschuldet und mit Blick auf seine spätere Stellung in der Nachfolge Abbts als Konsistorialrat am Bückeburgischen Hof gesehen werden, denn letztlich dienen Herders Ausführungen ganz dem Zweck, angesichts einer umfassenden Schriftkultur die Möglichkeiten des geschriebenen Wortes als Medium lebendiger Erinnerung auszuloten. Bezeichnenderweise folgt auf die Relativierung des schriftbasierten Andenkens eine wortreiche Würdigung Thomas Abbts. Auch aus dieser Perspektive zeigt sich Herders Essay also an einem historischen Wendepunkt memorialer Praktiken. In seinen Gedanken bezieht er sich zwar auf die bildhaften Vorstellungen des Denkmals, konstruiert aber in der Biographie ein Modell des Andenkens, das in seinen Ausdrucksmöglichkeiten über die konventionellen Formen der Erinnerungskultur hinausgeht. Wo das bildhafte Denkmal im besten Fall auf „vorzügliche Art […] Verdienst ehren könne" (ebd.), vermag es die Schrift, den Geist eines Verstorbenen auf eine Art zu erfassen, die ihre Leser „belebe" (ebd., S. 569). Die Biographie kann den Ruhm nicht nur behaupten, sie dient dazu, das Rühmenswerte auch sichtbar zu machen, indem es in narrativer Rekonstruktion nachvollzogen werden kann. Statt Abbt bloß zu loben, soll es der Biographie gelingen, „das [L]obenswürdige zu zeigen, was er geleistet" (ebd., S. 570). Die Anerkennung muss dem biographischen Text also noch gar nicht voraus gehen. Dieser selbst kann – und soll nach Herder auch – dazu dienen, seinem Publikum vor Augen zu führen, warum eine Persönlichkeit dem allgemeinen Respekt würdig ist. Bei aller Analogie mit dem Andenken in bildhafter Form steht diese Möglichkeit nur dem biographischen Denkmal offen.

In der dritten Stufe der verschachtelten Bildlichkeit im Titel von Herders Schrift wird das Denkmal schließlich als ein fragmenthaftes bezeichnet: als Torso. Herder ist sich bewusst, dass seine Annäherung an die Welt des Verstorbenen nie vollkommen sein kann. Auch diese Einsicht fasst er in die Sprache der bildenden Kunst. Er lässt dahingestellt, ob seine Biographie ihrem Gegenstand einem „[i]konische[n]" oder einem „Idealbilde" entspricht (ebd., S. 570), ob die Repräsentation mimetischen oder abstrahierenden Charakter besitzt. Für ihn ist offensichtlich, dass jene Imagination, die die Biographie erstehen lässt, niemals die Wirklichkeit, wie sie gewesen ist, wiederzugeben vermag. Herders Intention geht deshalb in eine andere Richtung. Seine biographischen Schriften sind für die eigenen Zeitgenossen entworfen, um ihnen die Essenz eines Lebens, den Kern eines fremden Denkens zu vermitteln. In der individuellen Darstellung kann dies zu ganz unterschiedlichen und doch gleichwertig legitimen Ergebnissen führen. Die „Bildsäule", die Herder Abbt errichten möchte, erhebt keinen Anspruch auf zeitlose und alleinige Gültigkeit:

> Entspricht sie nicht dem Geist des Abgebildeten: vorübergehender Künstler! reiße sie nicht nieder, sondern rücke sie, als einen verstümmelten Torso zu den Füßen des Grabmals und errichte an seinem Haupt eine bessere. Um die unsichere Unsterblichkeit mögen sich die Werke meines Abbts selbst bemühen, oder nicht bemühen: meine Schrift soll unsrer Zeit

> nützen. Für sie schreibe ich dieselbe, und widme sie den *Freunden* und *Liebhabern* meines Schriftstellers […]. (ebd.)

Der Torso bietet Herder die ideale Metapher, um ausgehend von der Unmöglichkeit einer vollkommenen Repräsentation den Eigenwert des Biographischen zu bewahren. Indem er den kritischen Betrachter bittet, sein Bild nicht zu entfernen, auch wenn es durch ein besseres ersetzt werden könne, propagiert Herder genauso wie Johann Georg Wiggers oder die Herausgeber des *Biographen* ein legitimes Nebeneinander differierender biographischer Zugänge. Die Biographie stellt immer nur einen Teil, einen Ausschnitt eines Menschen dar und vermag im besten Fall wie ein Torso, der die fehlenden Glieder des Körpers erahnen lässt, auf das, was im Medium der Schrift über ein Leben nicht ausgedrückt werden kann, zu verweisen.

Herder nutzt die Titelgebung seiner Würdigung Thomas Abbts, um den biographischen Ansatz, den er in der ausführlichen Vorrede entwickelt, in das Feld kultureller Erinnerungspraktiken zu integrieren. Im Motiv des Grabes ruft er die vielfältige Tradition des Totengedenkens auf. In die Metapher des Denkmals fasst er die aktivierende Funktion der Biographie, die nicht nur an der Bewahrung, sondern auch an der Produktion von Wissen Anteil hat. Der Torso schließlich versinnbildlicht Pluralität und Unabgeschlossenheit des biographischen Ansatzes. So sehr sich die Biographie auch darum bemüht, ein Leben in all seiner Komplexität wiederzugeben, kann ihr dies doch nie vollständig gelingen. Sie soll vielmehr einen Dialog auslösen – zwischen dem Biographen, den Lesern der Biographie und dem Geiste der biographierten Persönlichkeit, der in seinen Hinterlassenschaften aufzuspüren ist, wo er die Zeit zu überdauern vermag.

Biographische Präsenz wird von Herder in den Begriff der „Lebendigkeit" gefasst. Er schließt damit im Bild des Grabes und des Denkmals nicht nur an den traditionellen Erinnerungsdiskurs an, sondern fügt ihm ein neues Element hinzu. Die Biographie widersetzt sich wie der Grabstein oder das Porträt der Vergänglichkeit des Menschen – aber nicht nur in symbolischer Form, sondern als performativer Akt. Im Medium der Schrift wirkt das Leben der Verstorbenen nach auf die Leser ihrer Biographien und vermittelt ihnen das notwendige Wissen, um „in ihre Fußtapfen zu treten" (ebd., S. 570), „wie sie zu sein" (ebd.) und „da in die Laufbahn einzutreten, wo sie dem andern abgekürzt wurde, um mit einem mal näher dem Ziele zu sein" (ebd, S. 569). Während das bildhafte Denkmal nur als Erinnerungszeichen fungieren kann und auf Kenntnisse verweist, die im individuellen Gedächtnis ihres Betrachters vorhanden sein müssen, um aktiviert zu werden, ist das biographische Denkmal Erfahrungsspeicher, der das Wissen selbst über zeitliche und kulturelle Grenzen hinweg vermitteln kann. Die Schrift vermag es, Tatsachen darzulegen, zu argumentieren, zu überzeugen und damit einen Diskurs zu führen oder überhaupt erst zu begründen. Obwohl Herder durch die Wahl seiner Metaphern also beständig auf die Analogie der Biographie zu Artefakten der bildenden Kunst verweist, steht im Kern seines Konzepts ein Plädoyer für die Schriftlichkeit als Trägerin der kulturellen Erinnerung.

2.5 Biographie zwischen visueller Ontologie und Schriftgebundenheit

Wie sich gezeigt hat, wird die Metaphorik der Bildlichkeit aus unterschiedlichen argumentativen Standpunkten in die theoretische Debatte um Form und Funktion der Biographie zitiert. Der Vergleich von historischem Tableau und Individualporträt betont den subjektbezogenen Charakter der Biographie, der die Leser, den Biographen und das biographische Objekt vor einem gemeinsamen Erkenntnis- und Erfahrungshorizont zusammenführt. In der Darstellung eines individuellen Lebensgangs fungiert die Biographie als Spiegel für die Lebenserfahrungen ihrer Rezipienten. Dabei vermag sie aber neben der Zusammenführung der biographierten Persönlichkeit mit dem Leser der Lebensbeschreibung auch zwei verschiedene Lebenswelten und damit zwei unterschiedliche historische Dimensionen zu vereinen bzw. ineinander zu spiegeln. Über den Begriff des Blicks und das Naheverhältnis zu den Praktiken der Physiognomik erschließt sich die hermeneutische Dimension des Biographischen. Die narrative Annäherung an das Leben einer Persönlichkeit bedeutet damit, einen Menschen nicht nur zu beschreiben sondern ihn gleichsam lesbar zu machen. Der von ihren Theoretikern behauptete didaktische Gehalt der Lebensbeschreibung setzt ein implizites biographisch-hermeneutisches Modell voraus, das davon ausgeht, über die Lektüre eines fremden Lebens tiefere Wahrheiten zu erschließen, die uns aus der alltäglichen Perspektive der eigenen Existenz verschlossen blieben. Wie der Körper für den Physiognomiker wird damit das Leben für den Biographen zu einer Oberfläche, auf der sich gleich einer Buchseite spezifische Zeichen entziffern ließen, um schließlich in ihrem individuellen Zusammenhang sinnhaft zu werden und in der Ordnung des Wissens aufzugehen. Im Begriff des „Denkmals" koppelt Herder schließlich den kollektiven Erinnerungsakt an die Präsenz einer konkreten Persönlichkeit und der biographischen Begegnung mit ihr.

Mit Blick auf die zeitgenössischen ästhetischen Debatten fügt sich das Metaphernfeld der bildenden Kunst in das sich wandelnde Verständnis der Beziehung von Schrift und Bild.[181] Zu Beginn der Neuzeit hatte sich die Semantik des visuellen Kunstwerks noch an der abstrakten Begriffsstruktur der Sprache orientiert und die bildlichen Ausdrucksmittel in den Dienst ikonologisch kodifizierter Bedeutung gestellt.[182] Die Visualität verweist auf Inhalte, die sich dem Bereich des Sichtbaren nicht erschließen. Schrift und Bild dienen auf die gleiche Weise als Kommunikationsmedium, indem ihnen eine konventionalisierte Zeichenstruktur zugrunde gelegt wird, die nicht unmittelbar einsichtig ist, sondern im Prozess der Aneignung kulturellen Wissens vom Einzelnen erst erworben werden muss. Auch die spezifische Bedeutung bildlicher Zeichen müssen also im Sinne eines eigenständigen Alphabets erst erlernt werden, um die visuelle Botschaft zu entschlüsseln. Zunehmend verdrängt aber ein an der

---

181 Zu den Transformationen der Wort-Bild-Beziehung im 18. Jahrhundert vgl. Willems: *Anschaulichkeit,* S. 272–333 und Anne-Kathrin Reulecke: *Geschriebene Bilder. Zum Kunst- und Mediendiskurs in der Gegenwartsliteratur*. München 2002, S. 127–190.

182 Willems: *Anschaulichkeit,* S. 110f.

Unmittelbarkeit der visuellen Wahrnehmung orientierter Illusionismus die Konzentration auf die Bedeutungsinhalte des Dargestellten. Die kulturgeschichtliche Wirkmächtigkeit der Zentralperspektive und des Individualporträts in der abendländischen Kunst ist eng verknüpft mit einer Wende im philosophischen und wissenschaftlichen Diskurs, die nicht mehr das theologisch begründete Allgemeine, sondern das einzigartige Subjekt in den Mittelpunkt ihres Interesses stellt.[183] Für das 18. Jahrhundert ergibt sich aus diesen Voraussetzungen eine komplexe gegenseitige Bedingtheit im Verhältnis von Bild und Schrift. Durch die vertiefte Auseinandersetzung mit antiken Mimesiskonzepten gewinnt dabei die illusionistische Nachahmung der Wirklichkeit auch für Literatur und Poesie an Bedeutung. Allerdings sind die Leitfragen der Philosophie des Aufklärungszeitalters auf die Natur des Menschen gerichtet und damit auf Gegenstände wie das Gemüt, die Seele, die menschliche Vernunft, die nicht als physisch wahrnehmbare Gegebenheiten verstanden werden und sich damit einer visuell-mimetischen Abbildbarkeit entziehen. In dieser Konstellation reklamiert die Poetik den Nachahmungscharakter von Malerei und Plastik auch für die schriftgebundenen Künste, nicht aber von der Ausdrucks-, sondern von der Rezeptionsseite her. Mimesis bedeutet in diesem Sinne die illusionäre Wirkung des Dargestellten: das Hervorrufen einer Reaktion in Analogie zur Affizierung durch einen realen Gegenstand. Literatur soll also nicht im Sinne der bildenden Kunst selbst wie ein Gegenstand der Natur erscheinen, sondern im gleichen Maße wie diese eine sinnliche Wirkung bei ihren Rezipienten auslösen. „Nachahmen heißt, einen Schein von scheinbar Wirklichem erzeugen, der wahrhaft täuschen, illusionieren, erregen, mitreißen kann".[184] Bild und Schrift sind ihrem mimetischen Charakter nach miteinander verbunden, ohne dass sich per se ein hierarchisches Verhältnis ergibt. Der Prozess einer ästhetischen Ausdifferenzierung der Künste ist somit weniger von der Frage der Überlegenheit in den spezifischen Darstellungsmöglichkeiten zu betrachten als von den Unterschieden der jeweiligen Ausdrucksbereiche.[185] So ist es zu erklären, dass dem 18. Jahrhundert bildende Kunst einerseits als „Leitbild" der Poesie fungiert, zugleich aber auch wiederholt die Einschränkungen der bildlichen Mimesis betont werden, die vom semantischen System der Schrift überschritten werden können.[186] Einem Verweis auf bildliche Ausdrucksformen als Richtmaß literarischer Darstellung liegt das Modell einer unmittelbaren Erregung der Einbildungskraft zugrunde, deren Erkenntnis aus der Anschauung nicht den Weg über die

183 Hans Belting bereichert die schriftbezogene Interpretation der Säkularisierungsbewegungen der Frühen Neuzeit, wie sie vor allem mit Blick auf die protestantische Theologie bedeutsam erscheint, um den sozialkritischen Aspekt der Renaissancekunst. Perspektive und Porträt müssten nach Belting als Elemente eines Bilderkampfes betrachtet werden, in dessen Verlauf die bildende Kunst „der Kontrolle der Religion" entrissen wurde. In den neuen Ausdruckstechniken manifestiere sich „das Recht des persönlichen Blicks gegen die Macht des offiziellen Blicks von Staat und Kirche". Das Bild wirkt hier im unmittelbaren Verweis auf die Einzigartigkeit der Wahrnehmung subversiv gegen die disziplinierende Macht der Schrift. Hans Belting: *Florenz und Bagdad. Eine westöstliche Geschichte des Blicks*. München 2008, S. 40.

184 Willems: *Anschaulichkeit,* S. 283.

185 Ebd., S. 298.

186 Reulecke: *Geschriebene Bilder,* S. 152.

Abstraktion theoretisch-philosophischer Begrifflichkeiten gehen muss.[187] Auf gleiche Weise könne die Literatur etwa in erzählten Beispielen kraft der Narration moralische Urteile direkt einsichtig machen, ohne diese argumentativ herleiten zu müssen. Andererseits wird die abstrakte Bedeutungsebene der Sprache zu einem Vorzug, wenn sie zur Abgrenzung von den mimetischen Restriktionen der Bildlichkeit herangezogen wird. In der begrifflichen Abstraktion lässt sich, nun ins Positive gewendet, die geistige Seite des menschlichen Bewusstseins ausdrücken.[188] Lessing bringt in seinem epochemachenden *Laokoon* schließlich auch das Unterscheidungsmerkmal der Körperlichkeit von bildlicher Darstellung gegenüber der Zeitlichkeit als Sphäre des sprachlichen Ausdrucks ins Spiel[189] und setzt damit den Maßstab für das Verhältnis von Bild und Schrift in der idealistischen Ästhetik.[190] Während das ikonographische Kunstwerk den einzelnen Moment in seiner plastischen Konkretion festhält, so Lessing, sind es in Literatur und Poesie Handlungen, die vom Künstler dargestellt werden. Bildlichen und literarischen Darstellungsformen lägen demnach unterschiedliche Verfahrensweisen zugrunde und insofern müssten beide nach differierenden Kriterien beurteilt werden.

In den Gattungspoetiken der Biographie begegnen uns die Positionen das Wesen der bildlichen und schriftlichen Darstellung betreffend noch einmal auf zugespitzte Weise. Gerade aus funktionaler Perspektive erscheinen die Analogien zwischen Bild und Biographie so bedeutsam, dass sich die Diskussion nicht auf eine Abgrenzung der Darstellungsbereiche auf Basis des gemeinsamen Ziels mimetischer Nachahmung von Wirklichkeit beschränken kann. Die Biographietheorie bezieht ihre Anregungen nicht nur aus der Rolle der Schrift als kommunikativem Medium, sondern auch aus dem Status des visuellen Kunstwerks als kulturellem Artefakt. Wie sich in der Analyse des Denkmalbegriffs gezeigt hat, übernimmt die Biographie eine Stellvertreterfunktion für das von ihr repräsentierte Individuum und partizipiert damit an einem Substitutionsverhältnis, das im Bilddiskurs auf eine lange Tradition zurückblicken kann. Analog zum Abbild des Verstorbenen füllt auch die Biographie eine Leerstelle in der symbolischen Gemeinschaft, die der Tote hinterlassen hat. Primärer Bezugspunkt im Totenkult ist der Körper des Verstorbenen, die Leiche als visuell und haptisch erfahrbares Zeugnis seiner Existenz. In ihrer Verfügung über ein raumgreifendes Zeichenrepertoire ist die bildende Kunst der wort- und schriftbasierten Biographie hier immer schon einen entscheidenden Schritt voraus. Andererseits kann die literarische Lebensbeschreibung Präsenz in ganz anderer Art und Weise ins Spiel bringen, als dies bildhafte Medien vermögen. Lebendigkeit

187 Ein solches Konzept begegnet etwa in der Fabeltheorie Lessings. Gotthold Ephraim Lessing: „Fabeln. Drei Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts". In: *Lessing Werke*. Hg. v. Herbert G. Göpfert. In Zusammenarbeit mit Karl Eibl u.a. Bd. 5. München 1973, S. 352–419.

188 So etwa Johann Jacob Bodmer: *Kritische Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter*. Faksimiledruck der Ausgabe Zürich 1741. Frankfurt/M. 1971, S. 45.

189 „Gegenstände, die neben einander oder deren Teile neben einander existieren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften, die eigentlichen Gegenstände der Malerei. / Gegenstände, die aufeinander, oder deren Teile aufeinander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie." Gotthold Ephraim Lessing: „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie". In: *Werke.* Hg. v. Göpfert. Bd. 6, S. 7–187, hier S. 103.

190 Siehe dazu den Überblick bei Willems: *Anschaulichkeit,* S. 334–340.

als Sein in der Zeit, das Leben als chronologischer Vollzug ließen sich nach den Kriterien Lessings nur im narrativen Medium der Schrift adäquat wiedergeben. Während also einer Trennung der Repräsentationsbereiche die körperliche Komponente der Lebenserfahrung primär der visuellen Darstellung zufällt, liegt deren zeitliche Dimension dem sprachlichen Ausdruck näher. Gegen eine klare Abgrenzung der Biographik von der bildenden Kunst stehen in ihrem mimetischen Anspruch auch die zahlreichen Beispiele entgegen, in denen Illustrationen und bildliche Dokumente integraler Bestandteil der biographischen Repräsentation sind. Vielleicht müsste man vielmehr mit Nigel Hamilton von einem Begriff der Lebensdarstellung ausgehen, der Eigenschaften visueller und verbaler Medien zusammenführt und deren künstliche Trennung aus den spezifischen Produktionsbedingungen biographischer Gattungen herleitet.[191] Eine These, die sich auch mit Blick auf den Bedeutungsspielraum des griechischen Ursprungs von *graphein,* das sowohl schreiben als auch zeichnen bedeuten kann, erhärtet und durch die sich rezente Formen intermedialer Darstellung begrifflich fassen ließen.[192] Biographische Filme und digitale Biographien konstituieren sich gerade durch die Verschmelzung bildlicher und sprachlicher Repräsentationsformen.

Über die rhetorische Indienstnahme des Bildhaften und hier vor allem in ihrer Referenz auf das Porträt vermögen die theoretischen Debatten über den Status der Lebensbeschreibung implizit drei zentrale Merkmale des Biographischen zu identifizieren.[193] Dabei handelt es sich zum Ersten um die Frage der Authentizität der Darstellung. Wie die Porträtkunst besitzt die Biographie eine reale Vorlage, um deren Repräsentation sie bemüht ist. Nicht das in den literaturtheoretischen Debatten des 18. Jahrhunderts weitläufig diskutierte Moment der Wahrscheinlichkeit ist hier ausschlaggebendes Kriterium, sondern der erkenntnistheoretisch weitaus schwieriger zu fassende Begriff der Wahrhaftigkeit. Die Biographie behauptet nicht bloß, dass etwas hätte sein können, sondern, dass etwas so und nicht anders gewesen ist und erhebt damit einen dokumentarischen Anspruch. Das zweite Moment des Biographischen, das sich in der Affinität zur bildlichen Darstellung ausdrückt, ist die Frage der Perspektive. Sowohl die Malerei, wenn sie den Anspruch der Realitätstreue stellt, als auch die Biographie sehen sich gezwungen, im Umgang mit ihrem Gegenstand reduktionistisch zu verfahren. Weder im Medium der Schrift noch im Bild ließe sich jeder Aspekt der menschlichen Existenz darstellen. Daraus ergibt sich die Frage, aus welchem Blickwinkel ein Gegenstand zu betrachten ist, welche Elemente zu berücksichtigen sind und welche Details ausgespart werden können.[194] Das dritte Merkmal betrifft schließlich die Tendenz der Rezipienten, das eigene

191 Hamilton nutzt den Begriff „life depiction“ und beschreibt damit „a human enterprise, involving many media, not simply writing“. Nigel Hamilton: *Biography: A Brief History*. Cambridge, London 2007, S. 4.

192 Vgl. Caitríona Ní Dhuíll: „Intermediale Biographik (Bild und Biographie)“. In: *Handbuch Biographie.* Hg. v. Klein, S. 190–193, hier S. 191.

193 Die hier genannten Merkmale entsprechen grob den von Astrid Erll definierten „grundlegenden Verfahren der Aneignung von Vergangenheit: Selektion, Konstruktion und Gegenwartsbezug“. Erll: „Biographie und Gedächtnis“, S. 82.

194 Die Nähe von biographischer und porträthafter Darstellung manifestiert sich in den Motiven der Verknappung, Zuspitzung und Stilisierung, wie sie etwa das Genre der Charakteristik um 1800 prägt. „Die Biographie wird im Grund aufgefordert, sich dem statischen Charakterbild (dem ‚porträt‘ der Franzo-

Selbst im biographischen Text wiederzufinden. Wie das Porträt ist die Biographie zugleich Darstellung eines Fremden und Spiegel des Betrachters und so weit sie ihren Leser auch in die Welt und das Leben eines anderen entführt, verweist sie ihn dabei doch auch immer wieder auf sich selbst.

In den drei genannten Momenten des Biographischen zeigen sich aber auch grundlegende Problemfelder der Lebensbeschreibung. Wie die Malerei ist die Biographie eine Praxis, die performativen Überschuss generiert und damit „Weltzustände [...] nicht nur repräsentiert, sondern vielmehr konstituiert und verändert“[195]. Wo auf der einen Seite die Forderung nach Authentizität der Darstellung steht, muss auf der anderen zugestanden werden, dass jede Art der biographischen oder porträthaften Repräsentation wesentlich dazu beiträgt, im realen und metaphorischen Sinn, das Bild dieser Person zu prägen: „[I]n dem Akt der Festlegung wird ein Leben zugleich versiegelt und in den Blick der Betrachter/innen eingeschlossen“.[196] Biographen und Porträtmalern ist die Autorität eigen, ihrem Publikum gegenüber eine Interpretation ihres Gegenstandes im Gestus der Authentizität darzulegen.[197] Indem aber Darstellung Wirklichkeit behauptet, produziert sie zugleich wirkliche Verhältnisse. Eine Erkenntnis, die Hayden White zum Begriff der „Fiktion des Faktischen“[198] führt. Dokumentarische Genres wie das Porträt oder die Biographie machen uns vergessen, dass sie sich künstlerischer Darstellungsmittel bedienen, und dass das, was wir im Bild sehen oder im biographischen Text lesen, Annäherungen an die Wirklichkeit sind, niemals jedoch die Wirklicht selbst. Jüngere theoretische Auseinandersetzungen versuchen daher Konzepte der Pluralität stark zu machen, wie das die Herausgeber des *Biographen* bereits im frühen 19. Jahrhundert tun. In Anlehnung an eine Galerie sei die einzelne Biographie nicht in ihrer Singularität zu betrachten, sondern im Zusammenspiel mit anderen Darstellungen eines Menschen. Im besten Sinne könne der Biograph Lesarten eines Lebens vorschlagen, von denen allerdings kein Absolut-

---

sen) zu nähern“. Günter Niggl: *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung.* Stuttgart 1977, S. 42. „Die Charakteristik ist so immer zweierlei: geschlossenes Kunstwerk und historisches Fragment.“ Hans-Martin Kruckis: *„Ein potenziertes Abbild der Menschheit“. Biographischer Diskurs und Etablierung der Neugermanistik in der Goethe-Biographik bis Gundolf.* Heidelberg 1995, S. 52.

195 Doris Kolesch: „Biographie und Performanz – Problematisierung von Identitäts- und Subjektkonstruktionen“. In: *Handbuch Biographie.* Hg. v. Klein, S. 43–53, hier S. 50.

196 Caitriona Leahy: „Ingeborg Bachmann: Biographische Porträts“. In: *Mythos Bachmann.* Hg. v. Hemecker u. Mittermayer, S. 17–36, hier S. 17f.

197 Ein Umstand, der aus der Erwartungshaltung des Publikums gegenüber Biographien herrührt. Wie sich gezeigt hat, wird diese Annahme zum Teil bereits im 18. Jahrhundert und verstärkt in zahlreichen jüngeren Biographien durch den expliziten Hinweis der Autoren unterlaufen, ihr Werk könne nur eine subjektive Perspektive auf die biographierte Person darstellen und erhebe keinerlei Anspruch auf allgemeine Gültigkeit. Doch allein die Tatsache, dass solche Erklärungen über das Verhältnis von Darstellung und Wirklichkeit überhaupt notwendig sind, erhärtet die These, Biographien würden durch ihre schiere Existenz bereits Fakten über ihren Gegenstand schaffen.

198 Hayden V. White: *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses.* Stuttgart 1986.

heitsanspruch mehr ausgeht.[199] Die Autorität der monoperspektivischen Repräsentation, die Maurice Merleau-Ponty als „Erfindung einer beherrschten Welt“[200] bezeichnet hat, wird im Zusammenhang der Lebensbeschreibung zur „biographischen Illusion“[201]. Wie von künstlich geschaffenen Bildern ist die abendländische Kultur auch von biographischen Darstellungen durchdrungen. Vom alltäglichen Gespräch, über das berufliche Bewerbungsschreiben, vom Roman bis zum Dokumentarfilm und zur persönlichen Website begegnen uns täglich zahllose Biographien. Dabei muss in Umkehrung der Spiegel-Metapher bei Herder gefragt werden, inwiefern das Bild, das wir uns von uns selbst und unserem eigenen Leben machen, nicht auch durch die Tradition biographischer Darstellungen geprägt ist. Der Spiegel, den uns die Biographie vorhält, ist, mit Lacan gesprochen, ein Instrument der Selbstvergewisserung, aber auch eines der Selbstdomestikation. Die scheinbare Gewissheit, mit der die visuelle Abbildung das Privileg der mimetischen Darstellung von Wirklichkeit für sich in Anspruch genommen hat, wird in den theoretischen Debatten um die Biographie auf die schriftgebundene Lebensbeschreibung übertragen. Wo eine Kulturgeschichte des Blicks enthüllen kann, wie die abendländische Kunst spezifische Techniken entwickelt hat, bildhafte Artefakte als Illusion von Realität zu erzeugen,[202] muss auch die kritische Auseinandersetzung mit der Biographie nach den narrativen Mitteln fragen, durch die der Eindruck der wahrhaftigen Beschreibung eines Lebens erweckt wird.[203] Wenn sich die Biographie in ihrer Repräsentation von Individualität an den Formgesetzen der bildenden Kunst orientiert, muss auch deren Dekonstruktion in der intermedialen Auseinandersetzung mit visuellen Ausdrucksmitteln erfolgen. Wie die gattungstheoretische Konstitution der Biographie kann also auch die Kritik an ihr im Vergleich zur bildlichen Darstellung ihren Ausgang nehmen.

199 Sven Hanuschek: „Referentialität“. In: *Handbuch Biographie*. Hg. v. Klein, S. 12–16, hier S. 15.

200 Maurice Merleau-Ponty: *Das Auge und der Geist. Philosophische Essays*. Hamburg 1984, S. 79f.

201 Pierre Bourdieu: „Die biographische Illusion“. In: *Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* (1990) H.1., S. 75–81.

202 Belting: *Florenz und Bagdad,* S. 25.

203 Zu nennen wäre etwa Helmut Scheuers Begriff der teleologischen Biographik, die vorgibt, die Chronik eines Lebensverlaufs in ihrer zeitlichen Abfolge wiederzugeben, in ihrer Betrachtungsweise das Leben aber immer schon vom Ende her denkt: von einer der biographierten Persönlichkeit zugedachten Rolle als Staatsmann, als Künstler, als Genie. „Ein Leben, das vom Tode – oder beim Autobiographen aus der Altersperspektive – betrachtet wird, gewinnt seine besondere Ausstrahlung durch die behauptete personale Identität, die im Lebenszenit erreicht worden ist. Biographien werden über eine ‚Motivation vom Ende her‘ strukturiert […]. Für die Biographik bedeutet das eine Art deduktives Verfahren, weil sich alles auf den Lebenszenit hin zuordnet, d.h. das erreichte Lebensziel bestimmt die vorhergehenden Lebensstationen. In der erzählerischen Konstruktion wird jedoch die Illusion erzeugt, als entfalte sich alles von einem Ursprung aus, als gäbe es eine ‚Motivation vom Anfang her‘: Es wird eine chronologisch-finale Sicht suggeriert, bei der das Folgende als eigentlich nicht bekannt erscheinen soll. Der personalen Geschichtslogik entsprechend werden jedoch alle Erzählsequenzen dem ‚telos‘ zugeordnet und gewinnen so ihren Wert nur als Teil für das größere Ganze, sie sind jeweils Zielprojektionen.“ Helmut Scheuer: „Lebenszeit(en). Biographisches Erzählen oder ‚eine Art perspektivischer Verkürzung des Verstandes‘“. In: *Die Zeit im Wandel der Zeit*. Hg. v. Hans-Joachim Bieber. Kassel 2002, S. 335–355, hier S. 344.

3 Exempel

> Bei der Ausarbeitung einer Biographie hat man, ausser dem Erheblichen und Interessanten, vornehmlich auf das Lehrreiche und Unterrichtende zu sehen. In dieser Absicht […] wähle [der Biograph] unter den mannichfaltigen Vorfällen, Schicksalen und Handlungen eines Menschen vornehmlich die, welche für andre in ähnlichen Fällen ein nachzuahmendes oder warnendes Beispiel abgeben können. Alsdann muß solch ein einzelnes und wahres Beispiel weit eindringlicher wirken, als alle philosophische und allgemeine Empfehlung und Warnung.
> (Eschenburg, S. 332)

Lebensgeschichten sollen ihren Lesern ein Beispiel sein: als Vorbild oder Mahnung. Diesem Leitsatz folgen nicht nur im 18. Jahrhundert die Programmatiken der Biographie. Von der Antike bis in die Gegenwart gehört die didaktische Komponente zu den häufigsten Argumenten, um den Wert der Biographie im abendländischen Bildungskanon zu unterstreichen. Johann Joachim Eschenburg liefert im Rahmen der Typologie literarischer Gattungen in seiner Schrift *Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften* von 1789 eine einsichtige Erklärung dafür. Im Gegensatz zu abstrakten Gesetzen und Vorschriften, moralischen Leitsätzen und theoretischen Erörterungen vermag das konkrete Beispiel eines historisch verbürgten Lebens und dessen narrative Fassung anschaulich vor Augen zu führen, was eine gelungene Lebensführung im jeweiligen historischen und gesellschaftlichen Kontext bedeuten kann und welche praktischen Konsequenzen sich daraus ergeben. Die Biographie erzählt die Geschichte eines Lebens als anschauliche Tatsache und bietet ihren Lesern die Möglichkeit, ihre Lehren daraus zu ziehen. Daniel Jenisch sieht darüber hinaus eine grundsätzliche funktionale Affinität zwischen „praktischer Philosophie", Geschichtsschreibung und Biographie, da diese Formen des reflektierenden Umgangs mit der Wirklichkeit aus seiner Sicht das gemeinsame Begehren vereint, „Lebensweisheit in Beyspielen" zu geben (Jenisch, S. 106). In allen drei Diskursen stehe die anschauliche Vermittlung moralischen Wissens im Vordergrund. Im Folgenden sollen aus dieser Perspektive die Grundstrukturen der pädagogisch-didaktischen Disposition erschlossen werden, in deren Kontext Biographien im 18. Jahrhundert und darüber hinaus von ihren Theoretikern betrachtet werden.[204] Dabei stellen sich Fragen der historischen Kontinuität und der diskursiven Einbettung der Beziehung zwischen biographischem Text und gelebtem Leben. Es geht um die Gründe der rhetorischen Überzeugungskraft des narrativen Beispiels, aber auch um darum, wie literarisch vermitteltes Wissen in den individuellen Lebenszusammenhang der

---

204 „Gattungsgeschichtlich […] erweist sich die moraldidaktische Konzeption der Biographie als deren beständigste Ausrichtung und Funktionalisierung, der allenfalls in Übergangszonen zu anderen Schreibformen oder im Aufheben der biographischen Struktur ausgewichen werden kann." Zimmermann: *Biographische Anthropologie,* S. 37.

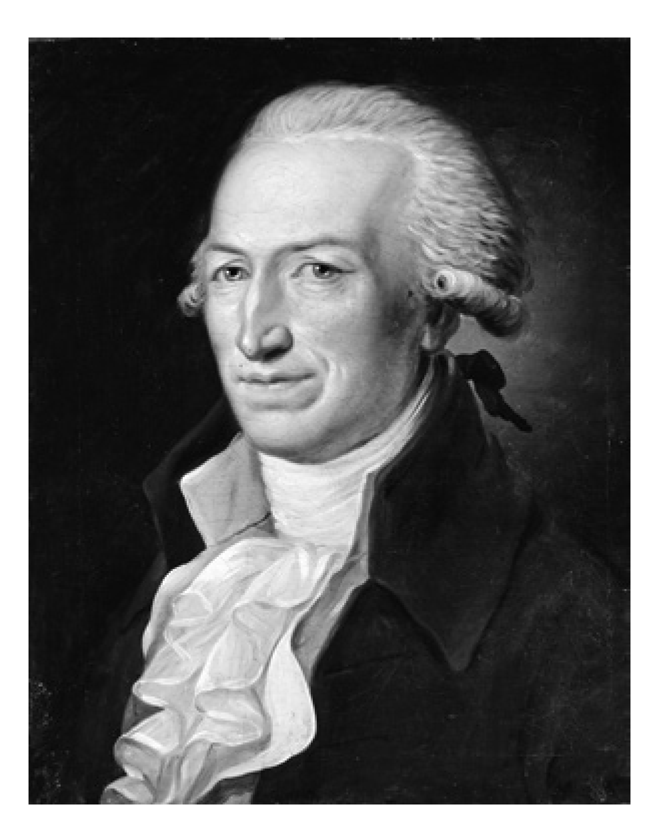


Abb. 3: Porträt Johann Joachim Eschenburg, gemalt von Friedrich Georg Weitsch, um 1793, Gleimhaus Halberstadt – Museum der deutschen Aufklärung.

Rezipienten zu integrieren ist, wenn die Biographie ihre didaktische Wirksamkeit verbreiten soll.

Bereits die Biographen der Antike verstehen ihre Werke vornehmlich als Charakterstudien, an denen sich allgemeine Tugenden und Laster zeigen lassen und die zur Pflege Ersterer und zur Vermeidung Letzterer aufrufen. Über die christliche Morallehre und das Konzept der *imitatio christi* setzt sich die Tradition der Lebensbeschreibung als moralisches Paradigma auch nach dem Untergang der antiken Kulturen fort und führt in der Heiligengeschichtsschreibung zu einer der produktivsten Varianten biographischen Schreibens. Als kulturhistorische Voraussetzung der Biographik des 18. Jahrhunderts sind daneben auch die frühneuzeitlichen Leichenpredigten und die pietistische Praxis biographischer Selbstreflexion von eminenter Bedeutung.

Wenn sich im Zuge der Aufklärung zunehmend auch biographische Formen außerhalb eines aristokratischen oder religiösen Bezugs entwickeln, so geschieht dies in Anlehnung an die Horaz'sche Funktionsbestimmung *delectare et prodesse* und deren zeitgenössische Interpretation. Die Literatur und mit ihr die Biographie habe einen Mittelweg zwischen Belehrung und Unterhaltung zu gehen. Sie soll erfreuen und zugleich bildend auf ihre Leser wirken. Narrative Lebensbeschreibungen vermögen es den Verfechtern biographischen Schreibens

zufolge, geradezu idealtypisch diesen Anforderungen gerecht zu werden. Genauso müsse die Biographie aber auch als privilegiertes Medium der Wissensvermittlung betrachtet werden. Sie führt das, so wird argumentiert, was in den Einzelwissenschaften nur abstrakt und zersplittert erscheint, in der Erzählung eines Lebens zusammen und widersetze sich damit der Entfremdung, die zwischen dem modernen Individuum und der in Einzeldisziplinen separierten Ordnung des Wissens bestehe. In der Biographie vollzieht sich damit die Integration heterogener Erfahrungswelten.

Im Spannungsfeld von individueller und kollektiver Identität, von der Multiplikation möglicher Lebensentwürfe und der Neubewertung traditioneller Sinnstiftungsinstanzen sind die biographischen Gattungen aber auch Orte, an denen der moderne Subjektbegriff, der sich im 18. Jahrhundert zu formieren beginnt, über seine Festschreibung hinaus verhandelt werden kann. Gegenüber der statischen Ordnung feudaler Systeme hat sich der einzelne Lebenszusammenhang in einer bürgerlichen Gesellschaft dynamisiert. Der Lebensweg ist nicht mehr durch Stand und Geburt vorgezeichnet. Das Individuum erfährt sein Schicksal im Kontext eines sich transformierenden sozialen Gefüges verstärkt als wandelbar. Das Wissen über die konzeptionelle Offenheit der eigenen Lebensführung, mithin also die Verfügbarkeit der eigenen Biographie, wird angesichts der Komplexitätssteigerung gesellschaftlicher Verhältnisse zu einer entscheidenden Fähigkeit, auf der die Autonomie des Subjekts aufbaut. Der Schlüssel zur Vermittlung dieser auch in einer literarischen Bedeutung „autopo(i)etischen“ Kompetenz liegt in der produktiven Auseinandersetzung mit fremden Lebenskonzepten als Spiegel oder Kontrastfolie des eigenen Identitätsentwurfs.[205] Im skizzierten Funktionsfeld lässt sich die Biographie um 1800 in ihrem exemplarischen Status nicht auf eine Faktensammlung reduzieren. Vielmehr führt sie in säkularer Form das Wirkungsgefüge erbaulicher Lektüre weiter, indem das Lesen des biographischen Textes sich nicht in der passiv-kognitiven Aufnahme seines Inhalts erschöpft, sondern auf die performative Integration in das Lebensgefüge seiner Rezipienten zielt.

3.1 Von Plutarchs Charakterbildern zur pietistischen Autobiographie

Ein Blick auf die sprachlichen Wurzeln des Begriffs „Biographie“[206], der für sich zwar einen neuzeitlichen Neologismus darstellt, in seiner Etymologie allerdings auf antike Konzepte zurückgreift, gibt uns Aufschluss über den Bezugsrahmen, innerhalb dessen sich die Reflexion der narrativen Verarbeitung eines Lebenszusammenhangs vollzieht. So existieren für

205 Vgl. Uwe Schimank: „Biographie als Autopoiesis – Eine systemtheoretische Rekonstruktion von Individualität“. In: *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*. Hg. v. Hanns-Georg Brose u. Bruno Hildenbrand. Opladen 1988, S. 55–72.

206 Vgl. Jozef Ijsewijn: „Die humanistische Biographie“. In: *Biographie und Autobiographie in der Renaissance. Arbeitsgespräch in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel vom 1. bis 3. November 1982.* Hg. v. August Buck. Wiesbaden 1983, S. 1–19, hier S. 3; Scheuer: „Biographie“. In: *HWR* Bd. 2, Sp. 30 u. 35.

das Wort „Leben“ im Griechischen zwei Varianten: *bios* und *zoe*. Der russische Kulturtheoretiker Sergei Averintsev wählt zur Übersetzung von *bios* den deutschen Begriff der „Lebensform“.[207] Während *zoe* die spezifische Qualität des Lebendigseins bezeichnet, meint *bios* das Leben als Konzept: den Lebensgang oder die Lebensführung. Biographie bedeutet damit nicht nur eine Erzählung, genauer: eine Verschriftlichung von Lebensumständen, sondern auch die Auseinandersetzung mit den Maximen, unter denen dieses Leben sich vollzogen hat. Im Gegensatz zum Verständnis von Biographie als narrativer Chronik des Lebens, quasi als Protokoll eines zeitlichen Vollzugs, schwingt in der antiken Auffassung der Lebensbeschreibung immer auch die Frage nach den Leitmotiven in der Lebensführung der dargestellten Persönlichkeiten mit. Warum hat der Protagonist einer Biographie so und nicht anders gehandelt, und wie können die Leser einer Lebensbeschreibung ihr eigenes Handeln an diesen Maximen orientieren. „Leben“ bezeichnet hier also nicht nur einen Inhalt, sondern auch eine spezifische Form.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum die Biographien der Antike selten isoliert stehen, sondern häufig dem Vergleich zweier oder mehrerer Persönlichkeiten und Charaktere dienen.[208] Die antike Biographie beschreibt Typen. Sie isoliert aus der Dokumentation des individuellen Lebens jene Fakten, die den dargestellten Menschen mit anderen kommensurabel machen. So werden Plutarchs Biographien zu Charakterbildern, die bestimmte ausgeprägte Merkmale der vorgestellten Persönlichkeiten schildern und ihren Zweck darin haben, dass der Leser diese Eigenschaften an Menschen aus seinem Lebensumfeld oder gar an sich selbst wiedererkennt. „[B]iography was understood by its most intelligent and ambitious practitioners as a sort of psychologico-ethical essay, analysing each public or private deed, word or gesture as a display of this or that virtuous or vicious trait of character […]“.[209] In jeder Handlung zeigt sich eine spezifische Charaktereigenschaft der biographierten Persönlichkeit. Diese wird aber nicht als individuelle Eigenschaft betrachtet, sondern lässt sich im Analogieschluss auch auf andere Menschen übertragen. Das Interesse der antiken Biographen wird damit nicht von einem erst in der Neuzeit entwickelten Konzept der Einzigartigkeit ihrer biographischen Objekte getragen, sondern zielt vornehmlich auf die narrative Konkretisierung ethischer Universalia und moralischer Prinzipien.[210]

Seine rhetorische Grundlage hat ein solches Verfahren der erzählerischen Konkretion eines abstrakten Konzepts in der Figur des Exemplums, das im klassischen Kontext der Gerichtsrede dazu dient, einen schlüssigen Beweis durch die Schilderung eines erzählten Beispiels zu erbringen.[211] Die frühe römische Rhetorik sieht Exempla, wenn sie nicht nur der ästheti-

207 Vgl. Sergei Averintsev: „From Biography to Hagiography“, S. 20.

208 Neben Plutarchs *Bíoi parálleloi* etwa auch Suetons *De vita Casesarum* oder Cornelius Nepos *De viris illustribus*.

209 Ebd., S. 24.

210 Ebd., S. 26.

211 Vgl. Josef Klein: „Exemplum“. In: *HWR* Bd. 3, Sp. 60–70, hier Sp. 61. Bezeichnenderweise führt Aristoteles in seiner Rhetorik als mögliche Inhalte des Exemplums sowohl historisch verbürgte Tatsachen als auch (durch den Redner) erfundene Erzählungen an. Ein nicht-fiktionaler Status des Exemplums ist

schen Ausschmückung der Rede dienen sollen, als ein Werkzeug, komplexe Gegebenheiten illustrativ zu veranschaulichen, „so daß der Sachverhalt […] mit Händen zu greifen ist".[212] Das Exempel konkretisiert, indem es begriffliche Vorstellungen in die Form eines erzählten Ereigniszusammenhangs überführt. Als Grundwerkzeug der Wissensvermittlung produziert der exemplarische Text Evidenzen, die den Rezipienten analog zur sinnlichen Erfahrung unmittelbar zugänglich sind. Das Beispiel führt uns einen Sachverhalt vor Augen, als ob wir ihn selbst erlebt hätten. Die antike Biographie beruft sich in ihrer Beschreibung des Lebens herausragender und allgemein bekannter Persönlichkeiten auf die faktische Autorität verbürgter Tatsachen. Ihr argumentativer Gehalt gründet aber vor allem auf der Einbettung ethischer Positionen in ein lebensgeschichtliches Ereignisgefüge, das in seiner narrativen Ausgestaltung universal nachvollziehbar gemacht wird.

Quintilian bringt in einem didaktischen Ansatz die handlungspragmatische Dimension des Exempels ins Spiel: Wie weit sollte das eigene Verhalten an beispielhaften Vorbildern orientiert werden? Was kann oder soll sogar übernommen werden und in welchen Bereichen ist der Mensch gefragt, sich sein eigenes Urteil zu bilden? Er beschäftigt sich also mit dem Problem der *imitatio,* der Nachahmung,[213] und stellt das Exempel in den Kontext einer pädagogischen Debatte, in deren Kern die Frage steht, in welcher Form Menschen durch nachahmende Imitation lernen können. Wird, so die weitreichende Konsequenz solcher Überlegungen, die Fähigkeit zum eigenständigen Handeln vielleicht überhaupt erst in der Auseinandersetzung mit exemplarischen Mustern entwickelt? Bereits Aristoteles war in seiner Poetik von einem „Nachahmungstrieb" ausgegangen, der dem Menschen angeboren ist und durch den dieser sich von Tieren unterscheidet.[214] Quintilian konzentriert sich dahingehend vor allem auf die Ausbildung zukünftiger Redner und propagiert ein ausgewogenes Mischverhältnis aus übernommenen Mustern und eigenständiger Ausgestaltung. Erstrebenswert für einen Rhetor, der sein Können perfektionieren und damit selbst wieder vorbildhaft wirken will, sei es, die Orientierung an übernommenen Exempla mit den eigenen, individuellen

---

also nicht notwendigerweise Voraussetzung seiner rhetorisch-persuasiven Wirkmächtigkeit. Aristoteles: *Rhetorik* II 20, 1394 (Aristoteles: „Rhetorik". In: *Werke in deutscher Übersetzung*. Bd 4. Begr. v. Ernst Grumach. Hg. v. Hellmut Flashar. Übers. u. erl. v. Christof Rapp. Berlin 2002, S. 108).

212 Auctor ad Herennium IV, 49, 62 *(Rhetorica ad Herennium – Rhetorik an Herennius. Incerti auctoris libri IV de arte dicendi – eines Unbekannten 4 Bücher über Redekunst*. Hg. v. Friedhelm L. Müller. Aachen 1994, S. 175).

213 Quintilian X, 2. (Marcus Fabius Quintilianus: *Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher*. Hg. u. übers. v. Helmut Rahn. Zweiter Teil: Buch VII–XII. Darmstadt 1975): „[E]s kann ja keinen Zweifel darüber geben, daß ein großer Teil der Kunst auf Nachahmung beruht. Das Erfinden war nämlich zwar das Erste und ist auch das Wichtigste, ebenso nützlich aber ist es, nach dem, was als Erfindung sich bewährt hat, sich zu richten." (S. 485ff.)

214 Aristoteles: *Poetik* 4: „Denn das Nachahmen ist ein Teil des dem Mensch von seiner Natur her eigentümlichen Verhaltens, und zwar von Kindheit an – ja gerade dadurch unterscheidet sich der Mensch von den anderen Lebewesen, dass er die größte Fähigkeit zur Nachahmung hat; auch die ersten Lernschritte macht er durch Nachahmen –, und auch, dass alle Freude an Nachahmungen empfinden <, gehört zur Natur des Menschen>". (Aristoteles: *Poetik*. In: *Werke in deutscher Übersetzung*. Bd 5. Begr. v. Ernst Grumach. Hg. v. Hellmut Flashar. Übers. und erl. v. Arbogast Schmitt. Berlin 2008, S. 6).

Anlagen, dem *ingenium,* zu verbinden.[215] Das Fremde und das Eigene soll im Prozess der rhetorischen Ausbildung vereint werden. Folgenreich bleibt auch das Dictum Ciceros, *historia magistra vitae,* in dem er auf die Bedeutung der Geschichte nicht nur als Lehrerin, sondern auch als Gedächtnis des Lebens, vor allem aber als nützlicher Exempelschatz des Redners verweist.[216] Biographische Beispiele finden sich damit eingebettet in eine umfassendere Vorstellung der Vergangenheit und ihrer Überlieferung als didaktisches und rhetorisches Werkzeug. Im Unterschied zu neuzeitlichen Geschichtsauffassungen dominiert hier ein Ansatz der Funktionalisierung von Geschichte, in der diese nicht um ihrer selbst Willen dokumentiert und analysiert wird, sondern ob ihres prognostischen und exemplarischen Werts. Nachdem die Welt als unveränderlichen und allgemeingültigen Gesetzen unterworfen betrachtet wird, kann das Vergangene herangezogen werden, um Auskunft über das Zukünftige zu geben.

Im Christentum finden das historische Vorbild und die beispielhafte Lebenserzählung in der öffentlichen Predigt und der erbaulichen Literatur ihren Ort. Auch im religiösen Zusammenhang fordern biographische Beispiele „zu nachahmendem Handeln auf oder dienen als illustrative Warnung vor Sünde und Laster".[217] In seiner paränetischen Funktion stehen Biographien in der Tradition der *imitatio christi,* die zu den Grundsäulen der religiösen Morallehre gehört. Im heilsgeschichtlichen Kontext impliziert die Forderung, das Leben Jesu als Beispiel zu nehmen, für jeden Gläubigen auch die Möglichkeit, diesen Imperativ zu verwirklichen. Die Botschaft des Evangeliums als Biographie gelesen setzt den Glauben in den konkreten Rahmen eines Lebensvollzugs. Die *imitatio christi* wendet sich als personenbezogene Handlungsmaxime gegen „lebensferne abstrahierende"[218] moralische Leitlinien. Damit ergänzen biographische Narrative als Muster der Verhaltensmoderation, die in spezifische, erzählerisch vermittelte Kontexte eingebettet sind, die moralischen Vorgaben legalistischer Normen. Den regelhaft verfassten Anweisungen religiöser Vorschriften und Gebote steht die

215 Quintilian X, 2 „[G]erade die Tatsache, daß die Nachahmung die Ausführung aller Aufgaben so viel leichter macht, als sie für die war, die nichts hatten, wonach sie sich richten konnten, kann Schaden stiften, wenn man hierbei nicht behutsam und mit eigenem Urteil vorgeht" (S. 487). „Hinzu kommt, daß das, was beim Redner das Wichtigste ist, nicht nachahmbar ist: Talent [ingenium], Erfindungsgabe [inventio], Kraft des Ausdrucks [vis], Gewandtheit [facilitas] und alles, was sich nicht im Lehrbuch lernen läßt [et quidquid arte non traditur]" (S. 491).

216 Cicero: *De Oratore* II, 9, 36 (Marcus Tullius Cicero: *De Oratore. Über den Redner.* Lateinisch-Deutsch. Hg. u. übers. v. Theodor Nüßlein. Düsseldorf 2007): „Was aber die Geschichte angeht, die Zeugin der Zeiten, das Licht der Wahrheit, das Leben der Erinnerung, die Lehrerin des Lebens, die Künderin der alten Zeit – durch welche andere Stimme als die des Redners wird ihr Unsterblichkeit verliehen? [Historia vero, testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuntia vetustatis, qua voce alia nisi oratoris immortalitati commendatur.]" (S. 144f.) Zur Relevanz des Zitats bei Cicero und seinem Bedeutungswandel im Zuge der Aufklärung vgl. Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Hg. v. Reinhart Koselleck. Frankfurt/M. 1979, S. 38–66. Neben der Geschichte als „Lehrerin des Lebens" erscheint für die Biographie auch das „Leben der Erinnerung" in Bezug auf die Vitalisierung der Memoria bedeutsam. Festzuhalten ist auch, dass Cicero auf die Geschichte als Stoff und Funktionsbestimmung des Redners und damit auf ihre kommunikative Hervorbringung hindeutet.

217 Josef Klein: „Beispiel". In: *HWR* Bd. 1, Sp. 1430–1435, hier Sp. 1434.

218 Erwin Iserloh: „Nachfolge Christi". In: *LTK* Bd. 7, Sp. 758–764, hier Sp. 762.

Orientierung am Vorbild Jesu gegenüber, die eine induktive Interpretation der in den Evangelien enthaltenen Darstellungen voraussetzt.

Auf dieser Grundlage entwickelt sich die hagiographische Praxis der christlichen Heiligenviten. Sammlungen der Lebensgeschichten von Heiligen, Märtyrern und Kirchenvätern sind seit dem 4. Jahrhundert dokumentiert.[219] Wie in der antiken Tradition der Exempelsammlungen werden diese zunehmend in größeren Kompilationen zusammengeführt, um als Materialvorrat zum Entwurf von Predigten zur Verfügung zu stehen.[220] Hier fungiert nicht mehr allein das Ideal Christi als Vorbild. Vielmehr dient, ähnlich wie in der antiken Biographik, eine Vielzahl unterschiedlicher Lebenserzählungen der Darstellung eines breiten Spektrums menschlicher Tugenden. In hagiographischen Tradition spiegelt sich darüber hinaus die typologische Weltsicht des Mittelalters: Das Einzelleben verweist auf die höhere göttliche Ordnung, der es unterliegt.[221] Die Prinzipien von Singularität und Pluralität gehen damit aus theologischer Sicht ineinander über und bedingen sich wechselseitig. Der christliche Glaube drückt sich in einer Reihe unterschiedlicher Beispiele aus, die doch wieder alle auf Christus verweisen. Der moralische Imperativ der *imitatio christi* wird anhand der Heiligenviten auf vielfältige Weise erfahrbar. So gründet die christliche Hagiographie auf der Vorstellung, dass das Wesen Christi in den Lebensbeschreibungen der Heiligen einen je spezifischen Ausdruck fände. Die Einheit der göttlichen Existenz wird von der Pluralität der *communio sanctorum,* der Gemeinschaft der Heiligen, reflektiert. Im Nachvollzug der Heiligenvita, die ein konkretes Beispiel eines frommen Lebensvollzuges gibt, vermag der einzelne Gläubige Zugang zum umfassenden Heilszusammenhang zu finden. [222]

Im Zentrum der Heiligenverehrung steht die Modellhaftigkeit des einzelnen Lebenslaufs, der Vorbildfunktion sowohl für die konkrete Lebensführung der Gläubigen als auch für die hagiographische Traditionsbildung besitzt. Die Nachahmung wird damit im Kontext der Heiligenviten auf doppelte Weise bedeutsam. Als *imitatio morum* ist sie Grundfigur gottgefälligen Handelns, die sich an kanonischen Vorbildern orientiert. Aber auch die biographischen Motiv- und Erzählstrukturen hagiographischer Texte werden selbst wieder zu Mustern für die Verfasser von Lebensbeschreibungen. Die religiöse Biographie gibt ihren Lesern Beispiel für die eigene Lebensführung und den Autoren hagiographischer Würdigungen zugleich Vorlage für ihr Schreiben. Durch die zyklische Dynamik der Imitation ergibt sich sowohl im theologisch-moralischen als auch im literarisch-biographischen Bereich ein hochgradig reglemen-

219 Bernhard Kötting: „Hagiographie“. In: *LTK* Bd. 4, Sp. 1316–1321, hier Sp. 1318.

220 Christoph Daxelmüller: „Exempelsammlung“. In: *HWR* Bd. 3, Sp. 55–60.

221 Averintsev: „From Biography to Hagiography“, S. 32.

222 „All the paradigmatic traits and characteristics of Christ […] constituted the supreme ‚metatext‘ of Christian didactics, including hagiography. The virtues of the saints, especially of those belonging to the same category, estate, and class […] as the person looking for standards and models for his or her own behaviour, functioned as accessible paradigms. We find again and again in the life of this or that later saint traits which have obviously been brought nearer to the traits of some illustrious predecessor; but this literary convention became possible, indeed inevitable, only because such looking back for models was a universally accepted practice in the real life of medieval Christians.“ Averintsev: „From Biography to Hagiography“, S. 33.

tierter Diskurs, in dem der Spielraum für Individualität durch enge Grenzen der Konvention definiert ist. Sowohl das moralische Handeln als auch die hagiographische Textproduktion finden sich in der Tradition vor-geschrieben.

Die Verbindung moralischer und literarischer Nachahmung ist ein Prinzip, das schon in der Antike und dort vor allem in der rhetorischen Ausbildung präsent ist. So lässt sich seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. die Verwendung von Musterreden zu Unterweisungszwecken belegen.[223] Gleichzeitig existiert auch in der griechischen Philosophie die Vorstellung der moralischen Erziehung des Menschen durch narrativ vermittelte Vorbilder.[224] Menschen, so die Annahme, orientieren sich an Leitfiguren, auch dann wenn es sich dabei um fiktionale Personen handelt. Isokrates führt in der athenischen Rednerschule beide Aspekte zusammen, indem er in der Ausbildung seiner Schüler nicht nur ein rhetorisches, sondern auch ein politisch-philosophisches Programm verfolgt. Musterhafte Reden sind nicht nur Modelle für Sprachverwendung und Stil, sondern vermitteln moralische und politisch-soziale Grundhaltungen. Das rhetorische Exempel ist daher „kein ‚totes' Textmuster, sondern ein umfassendes, rhetorisches wie praktisch-politisches Vorbild".[225] Mit Blick auf das Verhältnis der römischen zur griechischen Antike, das grundsätzlich von dem Wunsch der Integration modellhafter kultureller Praktiken geprägt war, spielt die Kanonisierung exemplarischer Texte und vorbildhafter Autoren eine entscheidende Rolle. In der rhetorischen Traditionsbildung vollzieht sich dieser Prozess unter Berücksichtigung des umfassenden Anspruchs an die Exempla nicht nur nach literarischen sondern auch nach moralphilosophischen Gesichtspunkten. Hier beginnt sich auch die selbstreferentielle Dynamik von Vorbildhaftigkeit und Nachahmung anzudeuten. So wie der Redner seine Kunst an den überlieferten Vorlagen schärft, um selbst einmal zum klassischen Vorbild zu werden, strebt auch die moralische Lebensführung danach, beispielgebend zu wirken. Der Prozess der Exemplarizität wirkt zyklisch. Er ist nicht bloß rückwärts, auf die Imitation kanonischer Vorbilder gerichtet, sondern erzeugt stets neue Muster jener Prinzipien, die in den Beispielen verdeutlicht werden sollen. Es liegt somit auf der Hand, dass eine sittliche Ordnung, die, wie die christliche Ethik des Mittelalters, in weiten Teilen auf dem Konzept der Imitatio aufbaut, ein komplexes System von Textproduktion und -rezeption entwickelt, das seine moralischen Grundsätze in immer neuen Variationen narrativ aktualisiert.[226]

---

223 Nicole Kaminski: „Imitatio" In: *HWR* Bd. 4, Sp. 235–285, hier Sp. 236.

224 Vgl. etwa Platon: Politeia III, 395: „[H]ast du nicht bemerkt, daß die Nachahmungen, wenn man es stark damit treibt von Jugend an in Gewöhnung und in Natur übergehen, es betreffe nun den Leib oder die Töne oder das Gemüt?" (Platon: *Politeia*. In: *Sämtliche Werke in zehn Bänden*. Griechisch und Deutsch. Nach der Übers. Friedrich Schleiermachers. Erg. durch Übers. von Franz Susemihl. Hg. v. Karlheinz Hülser. Bd. 5. Frankfurt/M., Leipzig 1991, S. 207).

225 Kaminski: „Imitatio", Sp. 239.

226 Zur vielschichtigen Verschränkung literarischer und sittlicher Nachahmung zwischen Antike und Mittelalter vgl. Dina De Rentiis: „Für eine neue Geschichte der Nachahmungskategorie. Imitatio morum und lectio auctorum in Policraticus VII, 10". In: *Artes im Mittelalter*. Hg. v. Ursula Schäfer. Berlin 1999, S. 161–173; Dina De Rentiis: „Zum Rückgriff auf Grundprinzipien der klassisch-römischen imitatio auctorum und zur Bedeutung des imitatio-Begriffs im 12./13. Jahrhundert". In: *Das Mittelalter* 2 (1997), S. 83–92.

Die Nachahmung des Exemplarischen als performative Aneignung kennzeichnet im christlich-moralischen Kontext die intendierte Rezeptionshaltung einem reichen Repertoire an Textsorten gegenüber, von der Predigt bis zur Heiligenlegende. In umfassenderem Rahmen ist die damit verbundene Kommunikationsstruktur dem Konzept der erbaulichen Lektüre zuzuordnen, die nicht nur die „lineare Decodierung eines Zeichensystems"[227] bezweckt, sondern einen textgesteuerten Prozess der Glaubenserfahrung in Gang setzen will, der sich nachhaltig in den Bewusstseinsstrukturen der Rezipienten niederschlägt.[228] „Erbauungsliteratur […] bedeutet Lektüre mit dem Ziel der Selbstversicherung und Vergewisserung".[229] Die besondere Stellung, die dabei dem Prinzip der Nachahmung und Nachfolge auch am Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit zukommt, verdeutlicht etwa die Popularität Thomas von Kempens *De imitatione Christi,* das zur Orientierung des gläubigen Lebens am Beispiel Christi anleiten will und noch im 17. Jahrhundert in 465 Auflagen erscheint.[230] Die Rhetorik der Leichenpredigt, vor allem in ihrer gedruckten Form, zeigt schließlich, wie die theologischen und medialen Umbrüche an der Schwelle zur Neuzeit auch zur Herausbildung neuer, genuiner Formen erbaulich-exemplarischer Literatur führen. Neben der glaubensstärkenden und trostspendenden Funktion der Predigt soll das biographische Exempel in der *narratio* die Rezipienten auch „zum besseren Leben"[231] ermuntern. Im Medium des Buchdrucks eröffnet sich für diese Form der biographiegeleiteten „Vermittlung ethischer und religiöser Normen"[232] ein Wirkungsfeld, das weit über die Grenzen der einzelnen Kirchengemeinde als Publikum mündlicher Kommunikationskanäle hinausreicht. Gedruckte Leichenpredigten und Leichenreden sind damit sowohl in primären als auch in ihren sekundären Zirkulationsformen, als pädagogisches Anschauungsmaterial oder Vorlage weiterer postumer biographischer Würdigungen, extensive Quelle identitärer Selbstvergewisserung.[233]

Die Herstellungs- und Vervielfältigungskosten gedruckter Gedenkschriften in der Frühen

227 Eybl: „Vom Verzehr des Textes", S. 95.

228 Ebd., S. 101f. Eybl rekurriert im Begriff der „sedimentierten Erfahrung" auf die Rezeptionsästhetik Wolfgang Isers (Wolfgang Iser: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München 1976, S. 218). Während säkular-literarische Lektüre in der Aktualisierung durch den Leser allerdings ein subversives Moment der In-Frage-Stellung tradierter Ordnungsstrukturen in sich birgt, dient der erbaulichen Lektüre das außertextuelle Glaubenskonzept als sinnstiftender Rahmen, der im Leseakt stets aufs Neue bestätigt wird.

229 Franz M. Eybl: „Predigt/Erbauungsliteratur". In: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Begr. v. Rolf Grimminger. Bd. 2: *Die Literatur des 17. Jahrhunderts*. Hg. v. Albert Meier. München, Wien 1999, S. 401–419, hier S. 408.

230 Ebd., S. 412.

231 Cornelia Niekus Moore: „Die Biographie als Erbauung in der lutherischen Leichenpredigt". In: *Aedificatio.* Hg. v. Solbach. S. 193–206, hier S. 193.

232 Ralf Georg Bogner: „Geistliches Totengedenken? Einige Thesen zu den mehr oder weniger erbaulichen Gebrauchsfunktionen frühneuzeitlicher Nachrufe". In: *Aedificatio.* Hg. v. Solbach, S. 35–47, hier S. 36.

233 Zur indirekten Weiterverwertung von Trauertexten vgl. Liselotte Popelka: „Trauer-Prunk und Rede-Prunk. Der frühneuzeitliche Trauerapparat als rhetorische Leistung auf dem Weg zur virtuellen Realität". In: *Oratio Funebris. Die katholische Leichenpredigt der frühen Neuzeit.* Hg. v. Birgit Boge u. Ralf Georg Bogner. Amsterdam, Atlanta, GA 1999, S. 9–80, hier S. 61.

Neuzeit machen diese Art der Memoria meist nur Mitgliedern der sozialen Oberschicht zugänglich, womit sich die Funktion des biographischen Andenkens als exemplarischer Gegenstand der Erbauung aber relativiert. So dient die gedruckte Leichenpredigt gerade aufgrund ihrer medialen Verbreitungskanäle häufig auch der territorialen Absicherung dynastischer Herrschaftsstrukturen. Die Beispielhaftigkeit der Lebensführung des Verstorbenen dient dabei weniger der Erbauung der Hinterbliebenen als der Bestätigung ihres Machtanspruches. Demgegenüber entwickeln sich im Zuge der pietistischen Reformbewegungen innovative Glaubenspraktiken, die den intimen Erfahrungsraum des eigenen Lebens und die überschaubare Kommunikationssphäre der einzelnen Kirchengemeinde als Bezugspunkte setzen. In konsequenter Umsetzung der Idee des Laienpriestertums bildet im Pietismus die Mikrostruktur der gläubigen Gemeinschaft die Kernzelle religiösen Lebens. Ein frühes Beispiel davon geben die Privatversammlungen um reformorientierte Protestanten wie Theodor Undereyck in Mühlheim an der Ruhr oder Philipp Jakob Spener in Frankfurt am Main. Das Gespräch über die eigene Lebenserfahrung und die Orientierung an konkreten Vorbildern stellt in diesen Kreisen das wesentliche Vehikel zur Verständigung über Glaubensinhalte und Fragen eines frommen Lebenswandels dar. Der biographische Text wird dabei in doppelter Hinsicht zum Thema. Biographien und Biographiesammlungen, etwa die stilbildende *Historie der Wiedergebohrnen* (1698–1745) des Pädagogen und Bibelübersetzers Johann Henrich Reitz, stellen Muster für die gläubige Lebenspraxis zur Verfügung. Minutiöse Introspektion und genaue Dokumentation dieser Selbstbeobachtung fundieren ein Ineinandergreifen autobiographischer Praktiken, das den Pietismus nachhaltig prägt. In Briefen, Tagebüchern und Autobiographien manifestieren sich in Anlehnung an die empirischen Wissenschaften die alltäglichen Lebens- und Glaubenserfahrungen der jeweiligen Gemeindemitglieder. Die aus der Selbstbeobachtung hervorgehenden Texte changieren zwischen Imitation biographischer Vorbilder und autonomer Selbstvergewisserung mit klarem Akzent auf der Orientierung an etablierten Normen. Das autobiographische Schreiben versteht sich als individuelle Aneignung konventioneller biographischer Muster.[234] Analog zur traditionellen Nähe von *imitatio auctorum* und *imitatio morum,* rhetorischer und moralischer Nachahmung, steht auch im Pietismus die Auseinandersetzung mit narrativen Konventionen unter dem Zeichen der Persönlichkeitsbildung. Die Integration eigener Lebenserfahrung in das Feld der pietistischen Biographik und die dabei vollzogene Aneignung von Aspekten der literarischen Tradition wird als Formung des gläubigen Bewusstseins verstanden. Das Ergebnis ist ein Ich, das die Kenntnis vom eigenen Selbst über das Vehikel fremder rhetorischer und biographischer Vorbilder erlangt. So entsteht das moderne abendländische Konzept individueller Identität an der Schnittstelle schriftgebundener Biographik und realer Lebenspraxis:

> Text und Leben sind Bestandteil desselben Sinnfeldes. Das hier entwickelte Textverständnis hebt eine Trennung zwischen schreibendem Subjekt und Text auf. Erst durch das Schreiben

234 Ulrike Gleixner: *Pietismus und Bürgertum. Eine historische Anthropologie der Frömmigkeit*. Göttingen 2005, S. 124.

erfährt, erkennt und konstituiert sich das Subjekt als pietistisch, gleichzeitig schafft es damit wieder neue Identifikationsstrukturen innerhalb der frommen Genealogie.[235]

Der pietistische Subjektbegriff erweist sich damit geprägt vom Einfluss biographischer Schreib- und Denkkonventionen. Der Gläubige entwickelt sein Lebenskonzept in Auseinandersetzungen mit konkreten Vorbildern, die ihm durch geschriebene Biographien vermittelt werden. Aber auch der Entwurf der Identität als Mitglied der Gemeinde geschieht als schreibende Interpretation des eigenen Lebenszusammenhangs. Der Pietismus aktualisiert den antiken Topos selbstreferentieller Imitatio, einer aktiven Auseinandersetzung mit konkreten Vorbildern, aus der selbst wieder Vorbildhaftes entspringt, und entwickelt daraus eine breitenwirksame Vorstellung individueller Frömmigkeit, die dem Bereich des Privaten und damit dem Signum bürgerlicher Existenz breiten Raum zugesteht. Die explizite Betonung von Familie und gläubiger Gemeinde in der pietistischen Theologie kann als Reaktion auf die politischen Konflikte des 17. Jahrhunderts verstanden werden, die es für weite Kreise opportun erscheinen ließen, Glaubensfragen nur im privaten Rahmen zu thematisieren. Andererseits lässt sich aber auch eine Verbindung zur allgemein zunehmenden Bedeutung der schriftlichen Kommunikation innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft vermuten, durch die ein breiterer Bereich der alltäglichen Lebenssphäre von literarischer Produktion thematisiert wurde.[236] Im deutschsprachigen Raum schuf der Pietismus damit das Feld für eine später dann säkularisierte Vorstellung bürgerlicher Identität, die auf intensiver Rezeption biographischer Texte und Integration sowie Interpretation der eigenen Lebenserfahrung im biographischen Schreiben beruht. Der „schmale[ ] Pfad einer erfolgreichen individuellen Heilsgeschichte“[237] wird in der protestantischen Erneuerungsbewegung durch die in Biographien und Autobiographien vermittelten Lebenserzählungen strukturiert. Jeder Selbstentwurf muss sich damit an exemplarischen Vorbildern orientieren und drängt zu einer aktiven Teilnahme an der biographischen Traditionsbildung.

Geistesgeschichtlich steht die pietistische Biographik an einem entscheidenden Wendepunkt, da sich an ihrem Produktions- und Funktionszusammenhang bereits die Konturen des modernen Subjektbegriffs ablesen lassen. Mithin dient vor allem die Autobiographie nicht allein den Rezipienten als Bestätigung eigener Heilserwartung, sondern wird selbst zum Gründungsdokument individueller Frömmigkeit. Der Autor erkennt sich in der eigenen Schrift als Subjekt des Glaubens. Subjektive Identität entwickelt sich also nicht nur in Auseinandersetzung mit fremden Lebensentwürfen, sie wird in der pietistischen Autobiographie

235 Ebd., S. 123f.

236 Kaspar von Greyerz: „Spuren eines vormodernen Individualismus in englischen Selbstzeugnissen des 16. und 17. Jahrhunderts“. In: *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte*. Hg. v. Winfried Schulze. Berlin 1996, S. 131–145, hier S. 138.

237 Ulrike Gleixner: „Pietistische Erinnerungskultur im württembergischen Bürgertum des 18. und 19. Jahrhunderts“. In: *Leonberger Symposion. Paradigmen der Familienforschung im Spannungsfeld zwischen Natur- und Geisteswissenschaften.* Hg. v. d. Werner-Zeller-Stiftung. Göttingen 2008, S. 25–42, hier S. 27.

buchstäblich erschrieben. Es deutet sich dabei ein empathischer Autorschaftsbegriff an, wie er um 1800 unter säkularen Vorzeichen zur maßgeblichen Konstante im literarischen Feld wird.[238] Der Pietismus erzeugt aus textgenetischer Sicht eine Konstellation größtmöglicher Engführung zwischen Subjekt und Schrift. Beide befinden sich in einem Zusammenhang permanenter wechselseitiger Hervorbringung. Während in Vorgriff auf die Autonomieästhetik durchaus auch Einwände gegen die Überlappung von literarischer Produktion und erbaulicher Lektüre vorgebracht werden,[239] erweist sich die Funktionalisierung biographischer Texte auch nach dem Ende des konfessionellen Zeitalters als Konstante der narrativen Darstellung des Lebens. Die Rezeptionshaltung einer aneignenden Lektüre ist durch die Dominanz der erbaulichen Literatur im Alltagsleben eingeübt und findet ihren Widerhall nun auch in nicht-religiösen Formen schriftliterarischer Kommunikation. Als Beispiele mögen etwa die aufstrebenden moralischen Journale dienen. Sie übernehmen eine „Brücken-Funktion" zwischen „traditionalen Lesern von Erbauungsliteratur und der ‚profanen' popularphilosophischen, naturwissenschaftlichen und schönen Literatur ".[240] Das hier vermittelte Wissen orientiert sich zwar bereits an der kritischen Weltsicht der Aufklärung, die intendierte Lektürehaltung, die auf eine Integration in die Alltagswelt des Lesepublikums gerichtet ist, deckt sich jedoch mit den religiösen Textpraktiken früherer Epochen.

Der Kontinuität applikativer Leseformen steht eine Neubewertung historischen Wissens entgegen, die auch den epistemologischen Status biographischer Gattungen in neuem Licht erscheinen lässt. Die Vorstellung von Geschichte als „universale[m] Ereigniszusammenhang"[241] und die Skepsis einer bis dahin unumstrittenen „Stetigkeit der menschlichen Natur"[242] stellen den didaktischen Wert der Biographie radikal in Frage. Wenn Zivilisation und Kultur einem ständigen Wandel unterzogen sind, wird fraglich, inwiefern aus der Vergangenheit noch Lehren für die Gegenwart abgeleitet werden können. Dieser Neubewertung der Historie wird im Kontext der Biographietheorie mit zwei unterschiedlichen Modellen

---

238 Ulrich Breuer spricht von der „Geburt des Autors aus der Inversion der Erbauungsfunktion". „Erbauung ist nicht nur zu einem Rezeptionseffekt geworden, sondern der beliebigen Texten entnommene Sinn soll sich unmittelbar produktiv in erbaulichen Texten niederschlagen." Ulrich Breuer: „Lebendige Erkenntnis. August Hermann Franckes Lebenslauf". In: *Aedificatio.* Hg. v. Solbach, S. 49–63, hier S. 53. Die Fremdbiographie als hermeneutischer Schlüssel zur Persönlichkeit eines Individuums partizipiert an diesem, in der Gattung der Autobiographie vorbereiteten Funktionswechsel des Erbaulichen. Vgl. Kapitel 5.3.

239 Franz M. Eybl verweist hinsichtlich der Rezeption des *Simplicissimus* auf die Möglichkeiten der Verweigerung einer erbaulichen Lektüre durch die Leser, am Beispiel von Goethes *Werther* auf den Widerstand (aber auch das Spiel) des Autors gegen die (und mit der) erbaulichen Rezeptionshaltung: „Der literarische Text musste gegen eine erbauliche Performanz durch seine Leser verteidigt werden, die der Autor in dieser Weise gar nicht bezweckt haben will." Eybl: „Vom Verzehr des Textes", S. 108f.

240 Gerhard Sauder: „Moralische Wochenschriften". In: *Hanser Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Hg. v. Rolf Grimmiger. Bd. 3/1. München, Wien 1980, S. 267–279, hier S. 270.

241 Reinhart Koselleck: „Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte". In: *Vergangene Zukunft*. Hg. v. Koselleck, S. 48.

242 Ebd., S. 40.

begegnet: Entsprechend einer allgemeinen Krise poetischer Erkenntnisformen wird hinsichtlich der Biographik im Gegensatz zur Globalgeschichte, die ob ihres prozesshaften Charakters nicht mehr beispielgebend zu wirken vermag, gerade der wissensvermittelnde Status einzelner, exemplarischer Lebensgeschichten betont. Im Zuge der affirmativen Konzeption identifikatorischer Rezeptionspoetiken kann für die Biographie allerdings auch erneut ein ganzheitlicher Anspruch der narrativen Moderation individueller Selbstentwürfe gestellt werden, dessen Horizont über das Einzelleben hinaus geht. Indem sich das Verhältnis von biographischem Text und applikativer Lektüre vom Prinzip der *imitatio* zur *aemulatio* verschiebt, ergibt sich letztlich auch die Möglichkeit der Integration exemplarischer Rezeptionsformen in ein Bild der Geschichte als umfassender Entwicklungszusammenhang. Die Bedeutung der Biographik als Vehikel der Selbstvergewisserung des Individuums soll damit auch im Menschen- und Weltbild der Aufklärung erhalten bleiben. Der Hintergrund, vor dem sich die Entwicklung individueller Identität im Zusammenspiel von Vorbild und Abbild, von exemplarischem Muster und lebenspraktischer Realisierung vollzieht, ist nun allerdings nicht mehr ein religiös geprägtes Frömmigkeitsideal, sondern das teleologische Prinzip von Entwicklung und Ausbildung der Voraussetzungen und Anlagen eines Menschen. Die weltliche Biographie des 18. Jahrhunderts beschreibt Lebensläufe als Entwicklungsmodelle, an deren Ende die Imagination des autonomen, mündigen und selbstbewussten Individuums steht, oder sie rekonstruiert in Form der Psycho-Pathographie die inneren und äußeren Hinderungsgründe, dieses Ideal im einzelnen Lebensverlauf zu realisieren.

3.2 „Lebensweisheit in Beyspielen“. Biographie im Zeichen rationalistischer Didaktik

Johann Joachim Eschenburg hebt in der zum Eingang dieses Kapitels zitierten Bestimmung der Biographie, die aus seinem poetologischen Lehrbuch stammt, die „Eindringlichkeit“ hervor, mit der das biographische Beispiel gegenüber allgemeinen und philosophischen Darlegungsformen auf seine Rezipienten wirkt.[243] Er betont damit das Kriterium der Evidenz, jedoch nicht im epistemologischen, sondern im rhetorischen Sinn, und bezieht sich auf die Mittlerrolle, die dem narrativen Exempel zeitgenössisch etwa bei Christian Wolff zukommt.[244] Im Rahmen der rationalistisch geprägten Schulphilosophie dient das Beispiel der Veranschaulichung allgemeiner Wahrheiten, die selbst jedoch nur in einem Prozess deduktiver Logik zu erschließen sind.[245] „Danach ist die Rückführung eines abstrakten Begriffs auf einen besonderen Fall nur die methodisch aufbereitete Umkehrung dessen, was in aller

243 Zur gattungstheoretischen Bestimmung der Biographie bei Eschenburg vgl. Maurer: „Zur Theorie der Biographie“, S. 41f.

244 Dietrich Harth: „Christian Wolffs Begründung des Exempel- und Fabelgebrauchs im Rahmen der Praktischen Philosophie“. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 52 (1978), S. 43–62, hier S. 61.

245 Ebd., S. 47.

Erkenntnis von Anfang an geschieht".[246] Das Exempel vermag Wissen zu vermitteln und theoretische Aussagen zu bekräftigen, ist aber im Gegensatz zur induktiven Methode selbst kein probates Mittel der Erkenntnisfindung.

Die Kunst eines Biographen, der auf die belehrende Wirkung seiner Lebensbeschreibungen zielt, läge vor allem im Auffinden des passenden Stoffs, um ethische „Betrachtungen, Maximen und Reflexionen" zu verdeutlichen, so auch Daniel Jenisch noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts (Jenisch, S. 106). Analog zu Lessings Fabeltheorie entfaltet die Biographie ihr didaktisches Potential, indem sie *„einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besonderen Fall zurück[ ]führ[t]", auf eine „Geschichte […], in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt"*.[247] Unter dem Paradigma des biographischen Beispiels als Vermittlungsinstanz kann das Schreiben einer Biographie als Akt der Übersetzung verstanden werden, der allgemeine Prinzipien an ein breites Publikum kommuniziert. Die Biographietheorie gründet dabei auf den Prämissen der Aufklärungspoetik, die Literatur als Instanz der Popularisierung gelehrten Wissens zu etablieren versucht. So vertritt Johann Jacob Breitinger die Überzeugung, nur durch „empfindliche[s] Ergetzen" in „sinnlichen Bildern und Gleichnissen" und durch „Beyspiele" sei es möglich, der Philosophie „Eingang in das Hertz des Menschen" zu verschaffen, deren „dogmatische und schliessende Lehrart" sonst doch allzu „mühsam" und „beschwerlich" sei und „für den größten Haufen der Menschen gantz dunckel und unvernehmlich gefunden ward".[248] „Rede- und die Dichtkunst" müssen daher zu „Dollmetscherinnen der Weißheit und Lehrerinnen der Tugend" werden, da sie, „die klugen und heilsamen Lehren des Verstandes auf eine so angenehme und der menschlichen Natur so anständige Weise dem Gemüthe der Menschen einspielen".[249]

Wenn Daniel Jenisch der Biographie und mit ihr auch der Geschichtsschreibung an sich den Charakter der *„Lebensweisheit in Beyspielen"* (Jenisch, 106) zuspricht, unterläuft er die fundamentale Neubestimmung der Geschichte, die sich im 18. Jahrhundert vollzogen hatte. Entgegen der systematischen Verdichtung zum Kollektivsingular, das ein „pragmatisches Gefüge"[250] bezeichnet, löst Jenisch diesen Zusammenhang wieder in individuelle (Lebens-)Geschichten auf, die für sich im Sinne einer älteren Konzeption der *historia magistra vitae* ihre didaktische Wirksamkeit entfalten können. Während die zeitgenössische Geschichtsphilosophie darum bemüht ist, das Wissen über die Vergangenheit aus einer universalen Perspektive zu befragen, schreibt sich in der Biographik ein Traditionsstrang partikularer Geschichtsbetrachtung aus pädagogischer und rhetorischer Perspektive fort.

Sozialgeschichtlich manifestiert sich im Festhalten an der didaktischen Funktion literarisch-historischer Gattungen die Vorstellung unterschiedlicher Wissenskulturen innerhalb der Gesellschaft, deren Kluft durch den Einsatz spezifischer Kommunikationsstrategien über-

246 Ebd., S. 48.
247 Gotthold Ephraim Lessing: „Fabeln", S. 385.
248 Johann Jacob Breitinger: *Critische Dichtkunst*. Nachdruck nach der Ausgabe von 1740. Bd. 1. Stuttgart 1966, S. 8.
249 Ebd., S. 8f.
250 Koselleck: „Historia Magistra Vitae", S. 52.

brückt werden könne.[251] Im Gedanken der „Volksaufklärung" zeichnet sich das Bedürfnis nach Divulgation und Verflüssigung elitärer Wissensformationen ab.[252] Mediale und rhetorische Instrumente, die aus der praktischen Umsetzung der Aufklärungsdoktrin entstehen, verfolgen das Ziel einer breit geschichteten Rezeption zeitgenössischer wissenschaftlicher und moraltheoretischer Debatten.[253] Die entscheidenden philosophischen und politischen Gedanken der Aufklärung sollen nicht bloß der Bildungselite vorbehalten bleiben, sondern über geeignete kommunikative Formate alle Gesellschaftsschichten durchdringen. Im Zentrum steht dabei, analog dem religiösen Konzept erbaulicher Lektüre, die Anwendungsbezogenheit der vermittelten Erkenntnisse.[254] Wissen soll nicht abstrakt bleiben, sondern direkt in die Lebenswelten der Menschen integriert werden können. Poetologisch wird in diesem Zusammenhang diskutiert, wie der Kommunikationsprozess von Wissen zu gestalten sei, um eine besonders produktive Aufnahme sicherzustellen. Es geht mithin darum, das Publikum für die zu vermittelnden Lehren überhaupt erst aufnahmefähig zu machen: Mit welchen rhetorischen Mitteln kann der hermetische Gelehrtendiskurs überwunden werden, um in breite Volksaufklärung zu münden? Dabei gewinnt gerade die unterhaltende Komponente von Literatur, gefasst in den rhetorischen Begriff der *delectatio,* als Gegenstück zur abstrakten Sprache philosophischen Denkens an Bedeutung. „[D]ie rechte Schärfe in Vernunftschlüssen", so Johann Christoph Gottsched in seiner *Critischen Dichtkunst,* „ist nicht für den gemeinen Verstand unstudirter Leute".[255] Im Gegensatz zu den meisten philosophischen Schriften vermöge die poetische Literatur aber auf ein breites Publikum einzuwirken, indem sie für ihren Leser zugleich „erbaulich" und „angenehm" ist, indem sie „lehret und belustiget" und sich damit gleichermaßen an „Gelehrte und Ungelehrte" wende.[256] Der Genuss, der mit der Rezeption bestimmter Formen von Literatur verbunden ist, versetze die Leser in einen Zustand, in dem sie empfänglich sind für die tieferen Einsichten, die ihnen der Text vermitteln möchte.[257]

251 Vgl. Wolfgang Schmale: *Das 18. Jahrhundert*. Wien, Köln, Weimar 2012, S. 131–203.

252 Ebd., S. 131.

253 Markus Fauser verweist auf die Scharnierfunktion, die den populären Publikationsorganen der Aufklärung „zwischen gelehrten Spezialdiskursen und den neuerdings sozial breiter gestreuten Wissensbedürfnissen" zukommen. Markus Fauser: „Wissen als Unterhaltung". In: *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*. Hg. v. Richard van Dülmen u. Sina Rauschenbach. Köln, Weimar, Wien 2004, S. 491–514, hier S. 502.

254 „Von Beginn an ist es ein Hauptmotiv der populären Aufklärung, Wissen an solche Adressaten weiterzugeben, denen dieses nicht zugänglich ist, in ihrem Alltagsleben aber von Nutzen sein kann." Holger Böning: „Popularaufklärung – Volksaufklärung". In: *Macht des Wissens.* Hg. v. van Dülmen u. Rauschenbach, S. 563–581, hier S. 565.

255 Johann Christoph Gottsched: *Critische Dichtkunst.* 4. Auflage. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1751. Darmstadt 1962, S. 167.

256 Ebd.

257 Im religiösen Kontext konnte die Unterhaltung als *delectatio* durchaus auch für sich selbst erbauliche Funktion erfüllen und erscheint damit, zumindest partiell, losgelöst von didaktischer Instrumentalisierung. Unter umgekehrten Vorzeichen kann unterhaltendes Vergnügen im Sinne der Zerstreuung aber auch, im Gegensatz zu ernsthafter Beschäftigung, als Provokation sinnerfüllter Lebensentwürfe verstanden werden. Franz M. Eybl: „Einleitung. Unterhaltung zwischen Barock und Aufklärung". In:

Narrative Konkretion spricht die unteren Erkenntniskräfte an, der allerdings abstrakt-logische Vernunftschlüsse auf höherer Ebene, durch die Instanz des Autors, vorangegangen sein müssen. Der rationalistischen Auslegung von *delectare et prodesse* als Wirkungsraum von Literatur liegt die Hierarchisierung der Dichotomie von Unterhaltung und Belehrung zugrunde. So postuliert der Schriftsteller und Literaturtheoretiker Jean Chapelain bereits als ein maßgebliches Prinzip der französischen Klassik die didaktische Bestimmung der Literatur. Das Vergnügen sei der Belehrung als Mittel zum Zweck unterzuordnen. Beide Aspekte sind in diesem Sinne jedoch ursächlich miteinander verknüpft.[258] Gottsched übernimmt diese Interpretation der funktionellen Dualität von Literatur als didaktisches Prinzip in seine den Gedanken der Frühaufklärung verpflichtete Normenpoetik.

Die Biographie kann unter diesen Voraussetzungen ob ihrer Lebensnähe und ihres narrativen Spannungsbogens als mustergültige Synthese unterhaltender und belehrender Lektüre betrachtet werden:

> Es ergibt sich […] dass bey dieser Gattung […] sich wirklich Nutzen und Vergnügen sehr genau mit einander verbinden, da in dergleichen Erzählung immer so vieles Brauchbares für uns selbst liegt, und die Seele ihnen daher mit besonders reger und beschäftigter Aufmerksamkeit folgt. (Schlichtegroll 1791, S. 2)

Indem die Biographie „die Eigenschaften der menschlichen Natur, die Charakterzüge ihrer Bildung und Verbildung, ihren Gang in der Entwicklung der ursprünglichen Kräfte und Anlagen" in narrativer Ordnung, als Geschichte, vorzuführen vermag, kann es ihr gelingen „verkehrte Meinungen" zu „berichtigen", „herrschende Laster" zu „rügen" sowie „vergeßne schöne Tugenden und gute Gewohnheiten" zu „empfehlen" (Jenisch, S. 106). Sie trägt damit zur „Verherrlichung der menschlichen Würde, zur Belehrung der Unwissenheit, zur Belebung des Tugendeifers" und „zur Erhöhung der Glückseligkeit" (ebd.) bei. In der Verbindung rationalistischer Philosophie und aufklärerischer Pädagogik wird entgegen einer faktenorientierten Vorstellung der Lebensbeschreibung im Sinne reiner Tatsachenberichte weiterhin der traditionelle Topos ihrer Vorbildhaftigkeit und Exemplarizität, mithin ihrer didaktischen Wirksamkeit als Form der Morallehre und Wissensvermittlung beschworen. Das Konzept der Geschichte als Lehrmeisterin des Lebens bleibt mit dem Bezug auf die Biographie in dieser Argumentation intakt und dient ungebrochen der Legitimation biographischen Schreibens:

> Hat wohl etwas die Menschen mehr belehrt, gewarnt, geleitet, als die Lebensgeschichte ihrer Brüder, die vor Zeiten auf derselben Bühne und unter ähnlichen Umständen erschie-

Delectatio. Unterhaltung und Vergnügen zwischen Grimmelshausen und Schnabel. Hg. v. Franz M. Eybl u. Irmgard M. Wirtz. Bern u.a. 2009, S. 9–24.

258 Jürgen Grimm: *Französische Klassik.* Stuttgart, Weimar 2005, S. 170. Die Hierarchisierung von Unterhaltung und Belehrung zugunsten Letzterer wird auch bei Gottsched weitergeführt. Vgl. Gunter E. Grimm: *Literatur und Gelehrtentum in Deutschland. Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus bis zur Frühaufklärung*. Tübingen 1983, S. 651.

> nen und hat sie nicht mehr gethan, das Urtheil und die Handlungsart der Menschen zu bilden[?] (Schlichtegroll 1791, S. 12f.)

Am Ende eines Jahrhunderts, das im Zeichen des universalen Fortschrittsoptimismus die „Einmaligkeit geschichtlicher Abläufe“[259] als Voraussetzung ihrer progressiven Abfolge erkannt hat, versteht Friedrich Schlichtegroll die Historie noch immer als „Sammelbecken multiplizierter Fremderfahrungen, die wir uns erlernend aneignen können“.[260] Betrachten wir die Eigenheiten seines kollektivbiographischen Projekts, so erscheint diese Position aber nicht allein als anachronistischer Rückgriff auf ein vormodernes Geschichtsverständnis. Schlichtegroll trennt, ähnlich wie Thomas Abbt, die Vielfalt biographischer Geschichten von der Betrachtung der Geschichte als Singular. Während er die didaktische Wirksamkeit eines globalgeschichtlichen Ansatzes in Frage stellt, erscheint sie ihm in Bezug auf die Biographien, die er in seinem *Nekrolog* versammelt, evident. Auch unterscheidet sich sein Blick in die nahe Vergangenheit, wenn er die Lebensgeschichten von Persönlichkeiten versammelt, die im vorangegangenen Jahr verstorben waren, vom breiten historischen Bogen, den die Geschichtsphilosophien des 18. Jahrhunderts schlagen. Die In-Frage-Stellung eines „kontinuierlichen Erfahrungsraums“[261], die etwa Herders Betonung der Unvergleichbarkeit kulturhistorischer Formationen zugrunde liegt, erübrigt sich bei Schlichtegroll durch die ausdrückliche Beschränkung auf Biographien unmittelbarer Zeitgenossen. Er schließt in seiner Herausgebertätigkeit vielmehr eine Lücke in der Dokumentation einer von wissenschaftlichen und politischen Revolutionen geprägten Gegenwartsgeschichte, die sich gerade aufgrund ihrer akuten Wandelbarkeit konventionellen historiographischen Zugängen entzieht.[262] Entscheidend ist mit Blick auf den *Nekrolog* aber das besondere Verhältnis zwischen dem gelebten Leben und der Biographie als narrativer Textform, das auf eine viel grundlegendere Weise individuelle und kollektive Bildungsprozesse bestimmt, als dies in der Funktionalisierung von Lebensgeschichten als Beispiel moralischer Lehrsätze der Fall ist.

3.3 Biographische Persönlichkeitsbildung durch Identifikation

Unter den Gründen, aus denen die Biographie sowohl belehrend als auch unterhaltsam auf ihre Rezipienten wirkt, steht für Schlichtegroll die „beständige Vergleichung, die der Zuhörer oder Leser zwischen dem, dessen Geschichte er vernimmt, und zwischen sich anstellt“

259 Koselleck: „Historia Magistra Vitae“, S. 56.

260 Ebd., S. 39.

261 Ebd.

262 Ebd., S. 64. Koselleck konstatiert eine Krise der Zeitgeschichtsschreibung unter anderem aus dem Zukunftsinteresse der Aufklärung und dem Erleben einer bis dahin ungekannten Beschleunigung im Ablauf historischer Ereignisse, mit der ihre Analyse und Beschreibung nicht Schritt halten kann. Zur Transferleistung des Nachrufs vom kollektiven Gedächtnis der Zeitgenossen in ein institutionalisiertes kulturelles Gedächtnis vgl. Thomas Goetz: *Poetik des Nachrufs. Zur Kultur der Nekrologie und zur Nachrufszene auf dem Theater.* Wien, Köln, Weimar 2008, S. 35.

(Schlichtegroll 1791, S. 11) an vorderster Stelle.[263] Er verweist auf die Möglichkeit der Einfühlung in das biographische Objekt im Akt der Lektüre und bezieht sich dabei auf den Paradigmenwechsel literarischer Schreibweisen, der sich ab Mitte des 18. Jahrhunderts unter dem Schlagwort der Empfindsamkeit vollzogen hat. Literatur wird dabei als Kommunikationsform betrachtet, die uns direkten Anteil am Denken, vor allem aber am Fühlen anderer Menschen haben lässt. Ein wesentliches Grundlagendokument dafür stellt Jean-Jacques Rousseaus *Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit der Menschen* von 1755 dar, in der Rousseau „alle gesellschaftlichen Tugenden" auf das menschliche Vermögen zum „Mitleid" bezieht, das „die Natur" dem Menschen „zur Stütze der Vernunft gegeben" habe und ohne das „die Menschen mit aller ihrer Moral nie etwas anderes als Ungeheuer gewesen wären".[264] Für den deutschsprachigen Raum gelingt es vor allem Lessing, Rousseaus Überlegungen für einen innovativen ästhetischen Ansatz fruchtbar zu machen. In Weiterentwicklung der aristotelischen Dramentheorie zeigt er, dass die Tragödie ihre kathartische Wirkung entfaltet, wenn sich die Zuschauer mit den Figuren der Dramenhandlung identifizieren können. Der Dichter müsse den Protagonisten „so denken und handeln lasse[n], als wir in seinen Umständen würden gedacht und gehandelt haben".[265] Nur wenn die Helden des Dramas „von gleichem Schrot und Korne"[266] wie die Zuschauer erscheinen, kann Identifikation und daher Reinigung von den Affekten in der Rezeption der Tragödie möglich sein.

Auch jüngere Theoriedebatten sehen im Identifikationspotential narrativer Medien, zu denen im 20. Jahrhundert neben den gedruckten Text und die Theaterbühne auch Radio, Kino und Fernsehen treten, den Schlüssel für ihre Stellung in den kulturellen Formationen vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Eine Unterscheidung zwischen „delectare" und „prodesse", zwischen „Nutzen" und „Vergnügen" wird dabei aufgegeben oder zumindest als fließender Übergang betrachtet. So wie für Schlichtegroll in der Biographie Belehrung und Unterhaltung aus ein und derselben Quelle entspringt, sehen rezente narratologische und medientheoretische Positionen in der Möglichkeit virtueller Erfahrung die gemeinsame Grundlage für die intellektuell und emotional anregende Wirkung der Unterhaltungsmedien. Narrative Strukturen generieren Modellwelten, Niklas Luhmann spricht in diesem Zusammenhang von „Sonderrealitäten"[267], deren Fiktionsgrad sich zwar von der Lebenswelt ihrer Rezipienten

263 Versteht man dieses identifikatorische Potential als ein Moment, das nicht nur die kognitive, sondern auch die emotionale Seite des menschlichen Wesens aktiviert, so reflektiert Schlichtegrolls Modell die klassische Trias der Redezwecke in der antiken Rhetorik: *docere, delectare, movere*. Jede rhetorische Äußerung will entweder belehrend, unterhaltend oder bewegend auf ihr Publikum wirken. Die Biographie, so Schlichtegroll, führe alle drei Wirkungsmöglichkeiten zusammen: Sie bewegt die Gefühle, indem sie von konkreten Einzelschicksalen handelt, sie unterhält, indem sie die Fragmente eines Lebens zu einem narrativen Ganzen fügt, und sie vermag belehrend zu sein, indem sie die Lebenserfahrungen eines Menschen an andere vermittelt.

264 Jean-Jacques Rousseau: *Diskurs über die Ungleichheit. Discours sur l'inégalité*. Übers. u. komm. v. Heinrich Meier. Paderborn [3]1999, S. 147.

265 Gotthold Ephraim Lessing: *Hamburgische Dramaturgie*. In: *Werke*. Bd. 4. Hg. v. Herbert G. Göpfert. S. 580.

266 Ebd., S. 581.

267 Luhmann: *Die Realität der Massenmedien,* S. 100.

unterscheidet, zu dieser allerdings durch Strukturähnlichkeiten in immanentem Bezug stehen. Narrative Unterhaltung entwirft alternative Wirklichkeiten, die den Status einer Als-Ob-Realität gewinnen, in der quasi spielerisch unterschiedliche Möglichkeitswelten erlebt werden. Diese imaginären Realitäten spiegeln zwar die „Logik der Alltagswelt", sind aber „(relativ) freigestellt von der Dringlichkeit des alltagsweltlichen pragmatischen Motivs […] und sie bieten vor allem über die Identifikation eine Möglichkeit, ganz unterschiedliche Rollen und Erfahrungsräume durchzuspielen"[268]. Alle Formen erzählungsbasierter Unterhaltung können daher als Versuchsanordnung fiktiver Handlungsoptionen betrachtet werden. Das Lustgefühl, das die Rezeption narrativer Unterhaltung auslöst, wird bereits seit der Antike mit dem „durch Unterhaltungsangebote ermöglichte[n] (Mit-)Erleben von Gefühlen"[269] erklärt. Diese Konstellation wird von den Literaturtheoretikern des 18. Jahrhunderts aufgenommen, so dass sie etwa auch bei Lessing den Kern seiner Theaterästhetik bildet. Die Reinigung der Affekte als Ziel des Dramas in Lessings Aufnahme des antiken *katharsis* Konzepts, erfolge maßgeblich durch die Partizipation des Publikums an den affektiven Erregungszuständen, die auf der Bühne dargestellt werden. Was als literarische Unterhaltung empfunden wird, könnte daher auch als subtile Form des Empfindungsmanagements betrachtet werden.

Für Niklas Luhmann besteht spätestens seit dem 18. Jahrhundert auch ein Zusammenhang zwischen dieser Art identifikatorischer Erfahrung sowie kollektiven und individuellen Sozialisationsprozessen. Narrativ vermittelte Wirklichkeiten bieten die Möglichkeit, mannigfaltige Rollen- und Identitätsmodelle zu durchleben und so die eigene Persönlichkeit zu entwickeln. Unterhaltung bedeutet für Luhmann „Arbeit an der eigenen ‚Identität'"[270], ein Akt, der historisch erst durch die Auflösung geschlossener religiöser und ständischer Sinnstiftungsmodelle notwendig bzw. überhaupt möglich wird.[271] Wie sich gezeigt hat, dokumentiert die vormoderne Biographik Charaktertypen. Nicht singuläre Individualität, sondern klar umrissene Schemata stehen im Zentrum lebensgeschichtlicher Betrachtungen. Während sich die vormoderne Identität eines Menschen aus der „lose[n] Verknüpfung ständischer Funktionen" und „bestimmter sozialer Rollen"[272] zusammengesetzt hatte, wird die „Entwicklung

---

268 Andreas Dörner: „Medienunterhaltung als politische Kommunikation". In: *Siegener Periodicum zur Internationalen Empirischen Literaturwissenschaft* 17 (1998) H. 1, S. 33–47, hier S. 37.

269 Mascha-Maria Stumm: *Unterhaltungstheoreme bei Platon und Aristoteles. Eine Rückkehr zu den Ursprüngen der Diskussion um Funktionen und Wirkungen von Unterhaltung und der Versuch einer Auswertung fachfremder Literatur als Beitrag zur Klärung des kommunikationswissenschaftlichen Unterhaltungsbegriffs.* Berlin 1996, S. 332.

270 Luhmann: *Die Realität der Massenmedien*, S. 116.

271 Vgl. z. B. Peter Alheit und Morten Brandt: *Autobiographie und ästhetische Erfahrung. Entstehung und Wandel des Selbst in der Moderne*. Frankfurt/M., New York 2006, S. 17. Zur Rolle der (Auto-)Biographie als Reaktion auf Modernisierungsprozesse vgl. außerdem Peter Alheit: „‚Individuelle Modernisierung' – Zur Logik biographischer Konstruktion in modernisierten modernen Gesellschaften". In: *Differenzen und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses für Soziologie 1996 in Dresden*. Frankfurt/M., New York 1997, S. 941–952.

272 Ebd., S. 3.

konkreter Individuen“ und die „Entfaltung subjektiver Einzigartigkeit“[273] erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts Leitmotiv des biographischen Diskurses.

Bei der Vorstellung des „eigenen Lebens“, der individuellen Biographie, in deren Fokus der originäre Lebensvollzug eines Individuums steht, muss man also von einem „historisch vergleichsweise junge[n] Phänomen“[274] sprechen. Umso eindringlicher wird seit dem 18. Jahrhundert in der theoretischen Auseinandersetzung mit der Biographie deren Bedeutung für die Herausbildung individueller Identität betont. Biographien würden beispielhafte Lebensentwürfe vermitteln, die als modellhafte Grundlage der Entwicklung einer mündigen Persönlichkeit dienen sollen. Die erbauliche Funktion der Biographie wird dabei als anthropologische Konstante dargestellt. Schlichtegroll spricht von einem „allgemeinen Hang zu erdichteten Lebensgeschichten“, von der „Jugenderfahrung eines Jeden“, auf die er verweisen könne, um zu zeigen, „wie sehr das Lesen guter Biographien das Herz erhebt, wie vielleicht nichts im Stande ist, uns zur Tugend, zum Fleiße, zur Stetigkeit, zur Seelengröße so sehr aufzumuntern, als sie!“ (Schlichtegroll 1791, S. 20). Der Herausgeber des *Nekrologs* bezeichnet die Biographie schließlich sogar als den „allgemeinste[n] und wichtigste[n] Gebrauch“, den der Mensch von seiner „Vernunftfähigkeit“ (ebd., S. 3) machen könne. Der Wert des Biographischen läge Schlichtgroll zufolge in der unmittelbaren Applikationsfähigkeit der aus den Lebensbeschreibungen gezogenen Erkenntnis. Durch die Möglichkeit der „Anwendung“ und damit durch den Gebrauch und die Aneignung des biographischen Textes „erhält diese Gattung der Erzählung eben jenen Grad von allgemeinem Interesse für alle einzelne Menschen und alle Nationen auf jeder Stufe ihrer Bildung“ (Schlichtegroll 1791, S. 11). Die narrative Lebensbeschreibung, unter die Schlichtegroll in seinen Betrachtungen auch fiktionale Gattungen wie den zeitgenössischen Roman oder das antike Epos subsumiert, wird zur Grundfigur in der Formierung eines individuellen Persönlichkeitsentwurfs.

> Sang nicht so der alte Barde seinem Zirkel beym frohen Gastmahl die Thaten der Vorväter und bildete dadurch die Seelen zum Großen und Edlen? (Ebd.)

Im archaischen Bild des Barden, dessen Heldengesänge in seinem Publikum das Begehren wachruft, selbst nach Heldentaten zu streben, wird hier die charakterformende Kraft der Erzählung gefasst. Schlichtegroll integriert die moralisch-didaktische Funktionalisierung biographischer Narrationsmuster also in seinen Ansatz, versteht die Biographie aber auch in einem weitaus umfassenderen Sinn als kulturstiftendes und persönlichkeitsbildendes Instrument. Die literarische Tradition der Lebensbeschreibung, so Schlichtegroll, befördere die allgemeine „Glückseligkeit, Nützlichkeit, Humanität und Duldung“ (ebd., S. 19) auf ausgezeichnete Weise und setze Vorbilder historischer Größe, die nicht nur hinsichtlich partikularer Verhaltensweisen oder einzelner Charakterzüge, sondern in Bezug auf ihr gesamtes Wesen zur Inspiration künftiger Generationen dienen.

273 Peter Alheit: „‚Biografizität‘ als Schlüsselkompetenz in der Moderne“. http://freiealtenarbeitgoettingen.de/cms/upload/2_LERNEN/pdf-Dateien/Alheit_Biographizitaet_2006.pdf (Zugriff: 6.11.2016), S. 2.
274 Ebd., S. 2f.

> Die graue Sage, wie Ulysses herumirrte, wie Fingal tapfer war, hörte das Ohr der aufwachsenden Helden mit Bewunderung; sie sehnten sich, zu werden, was jene gewesen waren, und wurden um vieles mehr. Sind nicht so Plutarchs Biographien das Lieblings- und Lehrbuch der ganzen Nachwelt geworden? (ebd., S. 11f.)

Schlichtegroll verdeutlicht, dass sich die Anwendung biographischer Lektüre nicht in der Imitation spezifischer Handlungsmuster oder der Einsicht in moralische Maximen erschöpft. Grundlage der Biographie bildet für ihn die Synthese von lebensgeschichtlicher Totalität und personaler Individualität. Die Biographie widmet sich dem Leben eines Menschen in seiner Gesamtheit und berichtet daher von Begebenheiten, die in ihrem Zusammenhang einzigartig bleiben müssen. Und dennoch ist es gerade aus der Perspektive literarischer Rezeption möglich, von der Einzigartigkeit des Berichteten zu abstrahieren, und die Begebenheiten eines fremden Daseins in den eigenen, ebenso individuellen Lebenszusammenhang zu integrieren: als Erfahrungen, deren Lehren nicht bereits gegeben sind, sondern erst in ihrer Aktualisierung unter je unterschiedlichen neuen Verhältnissen gezogen werden können.

Von diesem Punkt aus muss die spezielle Bedeutsamkeit, die Schlichtegroll der biographischen Erzählung über ihre didaktische Vermittlungsfunktion hinaus zumisst, betrachtet werden. So stellt für ihn etwa die Idee der *imitatio morum* eine Alternative zu legalistischen Moralauffassungen dar. Im Gegensatz zu starren Verhaltensregeln und -normen ermöglicht die Orientierung an konkreten Lebensgeschichten vorbildhafter Individuen ein Repertoire an bewährten Handlungsmustern, das sich flexibel an die unterschiedlichsten Gegebenheiten anpassen lässt. Dabei fungiert stets die Gesamtheit einer Persönlichkeit und ihrer Lebensumstände als Quelle ethisch fundierter Handlungsentwürfe. Durch den Leser der Biographie wird in der Anwendung und Applikation des biographischen Wissens auf die eigene Lebensrealität ein Akt der Interpretation und Übersetzung vollzogen. Gerade darin sieht Schlichtegroll im Unterschied zu einem rationalistisch-deduktiven Ansatz die Qualität biographisch-narrativer Ethik. Sie zielt nicht auf die systematische Erfüllung moralischer Pflichten, sondern auf die individuelle Aneignung fremder Lebenserfahrung durch identifikatorische Einfühlung und Reflexion. Schlichtegroll übernimmt das Argument der Wirkmächtigkeit lebensgeschichtlicher Vorbilder aus der *imitatio morum,* integriert im Gedanken interpretativer Auslegung des biographischen Exempels aber die Vorstellung eines souveränen Individuums, dessen Autonomie konträr zu statischen, von außen gesetzten moralischen Richtlinien steht.

> Zu welchen Vorsätzen man sich belebt, zu welchen Aufopferungen man sich stark genug fühlt, wenn man eben das wohlgezeichnete Bild eines großen und edlen Mannes aus der Hand legt! Wie man sich dadurch zum Guten verpflichtet hält, ohne daß man die gewöhnlichen Imperative der Moral, gegen die sich zuweilen ein dunkles Gefühl von Freyheit regt, vor sich sieht, und ohne daß selbst die gemeine Ausflucht dagegen laut werden dürfte, als sey diese Vollkommenheit zu idealisch und die Schwierigkeit sie zu erreichen, für die Kräfte des Menschen zu groß. (ebd., S. 21)

Auch der freie und mündige Mensch der Aufklärung bedarf realer Vorbilder, wie sie ihm etwa durch biographische Berichte vermittelt werden. Allerdings sind historische Persönlichkeiten nun nicht mehr als zeitlose und unbestrittene moralische Autoritäten zu betrachten. Vielmehr erwartet sich Schlichtegroll, dass sich die Leser einer Biographie in die Rolle ihrer Protagonisten versetzen, um sich selbst zu fragen, wie sie unter den gleichen Umständen gehandelt hätten. Die Einfühlung in das biographische Objekt beruht auf dem individuellen Lebenszusammenhang als Bezugsgröße. Das moralische Exempel der Biographie stellt im Sinne Schlichtegrolls keine eindeutigen sittlichen Forderungen an ihre Rezipienten, sondern erzeugt emotionales Begehren, dem Beispiel nachzueifern und die eigenen Kräfte und Anlagen im selben Maße zu verwirklichen, wie es das biographische Vorbild getan hat.

Die Perspektive auf die Biographie als Reflexionsraum handlungspragmatischer Fragestellungen wird ergänzt durch die Funktion der narrativen Lebensbeschreibung als integrierender Rahmen inhomogener Wissensbestände. Im Leben eines Menschen treffen die unterschiedlichsten Erfahrungsfelder aufeinander und werden in einen gemeinsamen Zusammenhang gebracht. Damit kann die Biographie einer Tatsache begegnen, die in der Moderne zunehmend als problematisch, sowohl für die Selbstvergewisserung des Einzelnen als auch für den gesellschaftlichen Zusammenhalt, verstanden wird. Die Heterogenität der Wahrnehmungswelten einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaftsordnung und die zunehmende Komplexität neuzeitlicher Wissenschaft sowie deren Entkoppelung von religiös geprägten Ordnungsmustern lassen die Lebensrealitäten des 18. Jahrhunderts inkohärent und in ihrer Gesamtheit kaum fassbar erscheinen. Schlichtegroll stellt dieser kollektiven Erfahrung des Orientierungsverlusts das Projekt historisch-biographischer Syntheseleistung gegenüber, das abstraktes Wissen an seine lebensgeschichtlichen Entstehungsbedingungen rückzubinden versucht und propagiert damit die Biographie als Repräsentationsform des „ganzen Menschen“[275]. Denn letztlich wären alle kulturellen Phänomene auf das Tun und Handeln und auf die individuellen Lebensumstände einzelner Menschen zurückzuführen.

> Es läßt sich auf die Art ohne Paradoxie behaupten, daß alles, was uns zu cultivirten Menschen macht, alle Erfindungen, alle Künste und Wissenschaften in der Geschichte des Lebens, Denkens und Handelns einzelner Menschen liegen und in dieser enthalten seyn müßten, wenn wir im Stande wären, eine Reihe von Biographien nach der Ordnung, wie ein Mensch immer um einen Schritt weiter als sein Vorfahre ging, aufzustellen. (ebd., S. 8f.)

Schlichtegroll sieht die kollektive Biographik als Ort einer narrativen Bewältigung der Komplexitätssteigerung im zeitgenössischen System wissenschaftlicher Erkenntnis. Die Biogra-

275 Unter dem Begriff drückt sich bei Hölderlin die Vorstellung einer „Integration des von der Philosophie auseinandergenommenen Menschen“ durch poetische Mittel aus. Ulrich Gaier: „‚...ein Empfindungssystem, der ganze Mensch‘. Grundlagen von Hölderlins poetologischer Anthropologie im 18. Jahrhundert“. In: *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*. Hg. v. Hans-Jürgen Schings. Stuttgart, Weimar 1994, S.724–746, hier S. 725. Zur Rolle der Biographie für die Wiedererlangung eines integrierten Menschenbildes vgl. Zimmermann: *Biographische Anthropologie,* S. 187.

phie dient dazu, die kategorial-enzyklopädische Disposition des Wissens mit einem individuell-ganzheitlichen Erfahrungshorizont zu versöhnen.[276] Neben abstraktem Fachwissen, das in den „Annalen der bestimmten Wissenschaft“ (ebd., S. 11) aufgezeichnet würde, wären damit auch die spezifischen historischen und biographischen Bedingungen dokumentiert, denen die Entwicklung dieses Systems geschuldet ist. Denn wenn die begrifflich-konzeptuelle Form der „Überlieferung“ in den Einzelwissenschaften auch „nothwendig zur Fortbildung des Menschen und der Gesellschaft“ ist, sind für „Wahrheit, Lebens-Weisheit und Klugheit die Nachrichten von der besondern Denkungsart und Lebensweise einzelner Menschen, von ihren eigenthümlichen Schicksalen und Handlungen, die sich von der Geschichte ihrer Personen nicht trennen lassen“, für Schlichtegroll doch zumindest ebenso „wichtig und lehrreich“ (ebd., S. 11f.). Die Welt zu verstehen hieße in diesem Sinne, nicht nur abstrakte Zusammenhänge zu erkennen, wie sie von den Fachwissenschaften vermittelt werden, sondern auch anzuerkennen, dass das System des Wissens auf dem Denken und Handeln Einzelner gründet und damit von jeher durch individuelles Bewusstsein geprägt ist.

3.4 Translatio Biographiae

Die Biographie führt an der Schnittstelle von Wissenschaft und Kunst kraft ihrer narrativen Verfasstheit und ihres identifikatorischen Potentials die heterogenen Erfahrungswelten der Moderne in kohärenten Erzählungen zusammen. Der Analogieschluss zwischen fremder und eigener Lebensgeschichte sowie die Vorstellung biographischer Möglichkeitsentwürfe als Bezugspunkte in der Herausbildung der eigenen Persönlichkeit greifen auf ästhetisch-literarische Verfahrensweisen biographischer Narration und säkularisierte Formen der Aneignung und Applikation des Gelesenen zurück. Die erbauliche Wirkung der Biographie, das verdeutlicht Schlichtegroll, beruht auf dem menschlichen Vermögen, sich in die Protagonisten dieser Lebensgeschichten einzufühlen. Die Offenheit für eine Aneignung durch Identifikation ist das, was die biographische Erzählung für die Lebensentwürfe ihrer Leser fruchtbar werden lässt. In ihrer historisch-dokumentarischen Funktion erschließt sie einen zeitlichen Horizont, der über die Gegenwart des biographischen Objekts hinausreicht, und es vermag, in integrativem Sinne kulturelle Kontinuität zu stiften. In der Biographie habe der Mensch „das Mittel gefunden, der allgemeinen, todstillen Vergessenheit alles Gewesenen zu entgehen“ (ebd., S. 6). Die Aneignung, nicht die bloße Imitation biographischen Wissens ist für Schlichtegroll der Schlüssel zu der von ihm teleologisch gedachten Entwicklungsgeschichte der Menschheit.

> [D]iese ganze, große Verschiedenheit, dieser wunderähnliche Fortschritt ist bewirkt worden durch *Überlieferung,* da durch, daß der Vater seinen Sohn nicht bloß zum Erben seiner

276 Zur Biographie als Medium der Wissensintegration vgl. Carsten Kretschmann: „Biographie und Wissen“. In: *Handbuch Biographie*. Hg. v. Klein, S. 71–78, hier S. 77f.

> Höhle, sondern auch seiner Erfahrungen, seiner gelungenen und mislungenen Versuche, und kurz seiner *Lebensgeschichte* einsetzte. (ebd., S. 7)

Die Applikation biographischer Überlieferung steht für Schlichtegroll an den Nahtstellen der menschlichen Kulturgeschichte, die er als Prozess produktiver Aufnahme des Vergangenen und kontinuierlicher Weiterentwicklung versteht. Im Sinne ihrer Vorbildhaftigkeit wird die Substanz eines Lebensentwurfs dabei auf je spezifische Weise unter veränderlichen historischen und sozialen Bedingungen aktualisiert.

> So wirkte Tradition in ihrem ersten, einfachen Ursprunge, als der Enkel nur ein steinernes Messer oder ein Fischernetz von seinem alten Großvater erbte, oder einen Handgriff von ihm lernte, ohne diese Dinge erst selbst erfinden zu müssen; und so wirkte sie fort, bis bey Alexanders Bild Cäsar weinte, bis die Erzählung von dessen Thaten Friedrich den Großen bildete, und die Überlieferung von dem, was Aristoteles und Tycho in ihrem Leben dachten, unsere Leibnitze und Newtone hervorbrachte. (ebd., S. 7f.)

Der zeitgenössischen Vorstellung der *translatio culturae* wird hier das Modell einer *translatio biographiae* gegenübergestellt, in der sich die kulturelle Progression in der Übertragung biographischer Lebenskonzepte spiegelt. Die exemplarische Funktion der Biographie vermag für Schlichtegroll umfassenden Einfluss auf die Entwicklung einer Persönlichkeit, die Ausbildung ihrer geistigen Anlagen, aber auch auf die Disposition der moralischen Werthaltungen eines Menschen und sein Selbstbild im sozialen Gefüge zu nehmen. Lebensbeschreibungen sind hier also in einem universalen Sinn „das beste Erziehungs- und Bildungs-Mittel“ (ebd.).

Die Frage nach kulturhistorischen Entwicklungsprozessen und den Vermittlungsinstanzen, die Geschichte nicht nur zu einer Abfolge unzusammenhängender Einzelphänomene, sondern zu einem kohärenten Ganzen machen, beschäftigt auch Johann Gottfried Herder. Für ihn sind es „aneinander geknüpfte Erfahrungen“, die „das Menschengeschlecht“[277] verbinden. In Absetzung von rationalistischen Theoremen integriert Herder dabei im Begriff der Erfahrung sowohl logisch-klare als auch sinnlich-dunkle Erkenntnisformen.[278] Nicht alles, was auf uns als Menschen einwirkt, kann rational erschlossen werden. Und dennoch ist gerade die Komplexität sinnlicher Erfahrung aus Herders Sicht maßgeblich für die individuelle Prägung einer Persönlichkeit. Sie spielt eine entscheidende Rolle, wenn es um die Entfaltung jener Kräfte geht, die im Individuum wie im sozialen Kollektiv angelegt sind. Hinsichtlich der Entwicklungspotentiale sowohl des einzelnen Menschen als auch der Menschheit an sich

---

277 Herder FA 8, S. 272.

278 Die Opposition von *cognitio clara* und *cognitio obscura* baut auf Leibniz auf, der epistemologisch allerdings vor allem die Kriterien der klaren Erkenntnis entwickelt. Herders Interesse für das, was Leibniz mit dem Begriff des Dunklen, Obskuren beschreibt, rührt aus der vor allem bei Baumgarten vollzogenen Aufwertung der sinnlichen Erkenntniskräfte. Vgl. Hans Adler: „Fundus Animae – der Grund der Seele. Zur Gnoseologie des Dunklen in der Aufklärung“. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 62 (1988), S. 197–220.

zeigen sich aber zwei Problemfelder: die kulturspezifischen Bedingungen der Möglichkeit und die kommunikationstheoretischen Voraussetzungen der Weitergabe von Erfahrung. Menschen müssen ihre Umwelt erfahren und das dadurch erschlossene Wissen weitergeben können. Die „sinnlich fundierte Fähigkeit, Erfahrung zu machen, sie zu generalisieren und zu kommunizieren" ist für Herder „anthropologische Grundbedingung" der „Menschheitsgeschichte".[279] Unter diesem Blickwinkel zeichnet er ähnlich wie Schlichtegroll ein ambivalentes Bild der Erkenntnisschemata seiner Gegenwart. Vor allem die durch mediale Innovationen erschlossenen Kommunikations- und Zirkulationsmöglichkeiten des Wissens machen „zusammenhangende und verglichene Erfahrung des menschlichen Geschlechts, Kritik, Geschichte, und eine Welt der Wissenschaften"[280] überhaupt erst möglich. Während der neuzeitliche Gelehrtendiskurs also eine Grundlage der Betrachtung von Wissensfeldern in ihrer Gesamtheit legt, wurde die Bedeutung primärer, sinnlicher Erfahrung dadurch aber drastisch reduziert. Herders Position deckt sich mit Schlichtegrolls Kritik an einer fragmentierten Wissenskultur, die in ihren abstrakt vermittelten Erkenntnisformen inkongruent zur konkreten Lebensrealität des Menschen erscheint. Die Entwicklung der Wissenschaften ist für ihn mit einer Entzauberung der Welt verbunden, durch die unmittelbar sinnliche Affizierung ihre erkenntnistragende Bedeutung einbüßt: „weil unsre Kenntniß der Natur durch Erfahrung und Wissenschaft gleichsam den fürchterlichen Dämon jedes Vorfalls vertrieben und eine natürliche Ursache an seine Stelle gesetzt hat".[281] Das Wissen vermittelter, sekundärer Erfahrung, wie es eine Schrift- und Buchkultur dominiert, steht dem einzelnen Menschen nur indirekt und damit gebrochen zur Verfügung und führt zu einem „Verlust an Mit- und Einfühlungsvermögen" und zur „Diffusion"[282] der Erfahrungsräume. Als Lösung dieses Problems sieht Herder aber nicht die Rückkehr zu einer schriftlosen Gesellschaft, sondern die Poetisierung schriftgebundenen Wissens. Es geht ihm um die Möglichkeit, mit den Mitteln von Poesie und Literatur auch unter den Bedingungen der „gegenwärtigen, bürgerlich gewordenen Welt" noch „mythische Erfahrungen"[283] zu machen. Als Gegenimpuls zur Dezentrierung des Menschen als Subjekt seiner Erfahrung müsse sich die Poesie darum bemühen, Erfahrungsräume zu schaffen, in denen die Lebenswelt des Individuums wieder als Einheit verfügbar wird.[284] „Sollte Ganzheit wirklich erfahrbar, d.h. anschaulich sein, so bedurfte das zerstreute Wissen der Transformation auf eine neue symbolische Ebene: die ästhetische".[285]

Die Biographie, wie sie Schlichtegroll und Herder entwerfen, steht als narratives Ordnungsmuster paradigmatisch für die Rückbindung ausdifferenzierter Wissenssysteme an ihre

279 Johannsen: „Der Erfahrungswandel der Moderne", S. 258.

280 Herder FA 7, 529.

281 Herder SWS 32, 117.

282 Johannsen: „Der Erfahrungswandel der Moderne", S. 262.

283 Simon: *Das Gedächtnis der Interpretation,* S. 148f.

284 Hans Adler: „Wunschzettel der Aufklärung. Wissenschafts-Desiderata in Herders *Ideen"*. In: *Vom Selbstdenken: Aufklärung und Aufklärungskritik in Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Beiträge zur Konferenz der International Herder Society Weimar 2000.* Hg. v. Regine Otto u. John H. Zammito. Heidelberg 2001, S. 99–104, hier S. 102.

285 Hardtwig: „Historismus als ästhetische Geschichtsschreibung", S. 112.

personengebundenen Entstehungsbedingungen. In diesem Sinne bleibt abstrakte Erkenntnis als individuelle Erfahrung auch über ihre mediale Vermittlung für die Rezipienten nachvollziehbar. Die „toten Worte“ werden zur „Hülle“ (Herder: Torso, S. 569) eines seine Leser „belebenden Geistes“. Der Lebenszusammenhang kann sowohl als Ausgangs- als auch Endpunkt im Prozess des Wissenstransfers betrachtet werden, insofern jede Erfahrung in ihrer primären Form an die Existenz eines Subjekts gebunden ist, die Aneignung von Wissen aber zugleich auch dessen Einbezug in den individuellen biographischen Horizont bedeutet. Vermittelte Erfahrung kann nur zu Erkenntnis führen, indem sie dem eigenen Lebensverlauf eingeschrieben wird, wie die rezente Bildungswissenschaft verdeutlicht: „[A]lles, was wir lernen, muss sozusagen ‚durch uns hindurch‘, muss mit einer inneren Logik verbunden werden, die nur für uns gilt“.[286] Analog zur Debatte im 18. Jahrhundert bedeutet die Rezeption biographischen Wissens sowohl die Anteilnahme an fremden Erfahrungswelten als auch deren Integration in die eigene Lebenswirklichkeit. Lernen heißt aus der Perspektive der biographisch orientierten Bildungsforschung die Einbettung von Erlebtem und Erfahrenem in ein von der Struktur des Lebensverlaufs geprägtes Sinngefüge. Ein solcher Akt verlangt aber auch die konzeptionelle Verfügbarkeit der eigenen Biographie. Um das alltägliche Erleben zur Formung der eigenen Identität fruchtbar zu machen, also nicht bloß passiv Betroffene der Lebenserfahrung, sondern aktiv handelnde Subjekte zu sein, müssen die spezifischen Bedingungen der Entwicklung der eigenen Identität und die Prozesshaftigkeit dieses Vorgangs bewusst sein. „[U]nser Leben ‚in der Hand [zu] haben‘“ bedeutet immer auch, „Subjekt[ ] unserer Biografie“ zu sein.[287]

Seine didaktisch-exemplarische Wirkung entfaltet der biographische Text damit auf dreifache Weise: inhaltlich in seiner dokumentarischen Funktion, formal im biographischen Narrativ als epistemischer Ordnungsstruktur und modellbildend in seiner Kongruenz zum subjekthaften Bewusstsein seiner Rezipienten. Die Biographie, wie sie von Schlichtegroll und Herder skizziert wird, bildet ihre Leser in einem ganzheitlichen Sinn. Sie vermittelt das Wissen eines Lebenszusammenhangs nicht theoretisch-abstrakt, sondern als Ergebnis eines organischen Entwicklungsprozesses. Die Exemplarizität des dargestellten Lebensvollzugs erschöpft sich nicht in imitierender Nachahmung. Vielmehr geht es im Sinne der *aemulatio* um eine produktive Fort- und Weiterführung. So wird Thomas Abbt in der postumen Würdigung nicht zum klassischen Ideal eines gelehrten Schriftstellers. Vielmehr ist sich Herder gerade auch der Schwächen und der unvollendeten Aspekte im Werk Abbts bewusst und will seine Zeitgenossen deshalb dazu anregen, an die Positionen des Verstorbenen anzuknüpfen und seine Gedanken weiterzuentwickeln:

> Wenn […] Männer aus unvollendeten Planen gerissen werden, so wie jener wilde Römer den Archimedes niederstieß: alsdenn sollte auf ihrem Grabe die himmlische Stimme schallen, die andere aufriefe, zu vollenden diese verlassnen Entwürfe […]. Wenn ich einem an-

286 Alheit: „‚Biografizität‘ als Schlüsselkompetenz“, S. 4.
287 Ebd., S. 5.

> dern die zerstückten Entwürfe darlegte, damit er sie ergänze: einen andern auf die Spur brächte, sich Abbts Denkart zu eigen zu machen, und einen andern wenigstens vom Nachäffen rettete: – eine einzige dieser Hoffnungen erleichtert, eine einzige Erfüllung derselben belohnt meine Arbeit. (Herder: Torso, S. 569f.)

Wie Herder in den *Briefen zu Beförderung der Humanität* als Reaktion auf Schlichtegrolls Nekrolog schreibt, sollte nicht die Trauer ob des Verlusts im Zentrum biographischen Andenkens stehen, sondern die Pflege des intellektuellen Vermächtnisses.[288] Die Leistungen, die ein Mensch in seiner Lebenszeit vollbracht hat, sind nicht gebunden an seinen vergänglichen Leib, sondern vermögen den Tod zu überdauern, wenn sie als Potential verstanden werden, das über das Vehikel der aktiven Memoria auch in anderen Menschen produktiv werden kann. Aufgabe der Biographie wäre es, die in einer Persönlichkeit wirkende Kraft, den „Geist", das „Wesen" eines Menschen, zu rekonstruieren und auf eine sinnlich erfassbare Weise darzustellen, um kommende Generationen damit zu inspirieren. Was einen Menschen ausmacht, versteht Herder als *„Möglichkeit,* die nie ganz in ihren Realisationen aufgeht".[289] „Vergangenheit" kann als „potentielle Zukunft" verstanden werden, wenn „eine historisch-genetische, die Unwiederholbarkeit eines geschichtlichen Phänomens demonstrierende Interpretation, seine fruchtbare Anwendung auf ganz andere Inhalte in der Gegenwart"[290] ermöglicht. Herder beschreibt in seinem Entwurf der Biographie die „Offenlegung der internen Motivstränge"[291] eines Lebens. Doch die Introspektion reflektiert wieder zurück auf den Betrachter. Bedeutung erfährt der biographische Text auch aus Herders Perspektive in seiner Anwendung, in seiner je unterschiedlichen Realisierung im Leben der Rezipienten: „Originalität erwächst nur aus der produktiven, individuellen Aneignung der Tradition, nicht aus ihrer blinden Kopie".[292]

---

288 Vgl. Heinrich: „Das lebendige Gedächtnis der Biographie", S. 25.

289 Hans Dietrich Irmscher: „Beobachtungen zur Funktion der Analogie im Denken Herders". In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 55 (1981), S. 64–97, hier S. 81.

290 Ebd.

291 Menges: „Was leistet ‚Pragmatische Geschichtsschreibung'?", S. 195.

292 Ebd.

4 Kollektiv

Historisch ist die Einzelbiographie, die seit Ende des 18. Jahrhunderts, durch den Einfluss verwandter Genres wie dem Roman oder der Autobiographie die konzeptionelle Vorstellung der Lebensbeschreibung prägt, in ihrer dominanten Stellung im biographischen Gattungskanon ein vergleichsweise junges Phänomen. Nicht nur im abendländischen Raum stellen kollektive biographische Formen für lange Zeit die traditionsbildenden Muster dar.[293] Die Biographie erscheint dabei im Plural und konstituiert auf diese Weise kollektive Identitäten. Die einzelnen Lebensgeschichten sollen meist vergleichend miteinander, teils aber auch in Abgrenzung gegeneinander gelesen werden, um die Geschichte von Völkern, Kulturen und Religionen zu dokumentieren. Wenn sich zu Beginn der Neuzeit humanistische Gelehrte in ihrem Projekt einer Wiederbelebung antiker Gattungen auch der Biographie zuwenden, dienen ihnen nicht nur die Reihen- und Parallelbiographien Plutarchs und Suetons als Vorbild, sondern auch die mittelalterliche Tradition der Heiligenviten, etwa die einflussreiche *legenda aurea* des Dominikanermönchs Jacobus de Voragine. Der Rückgriff auf griechische und römische Muster korrespondiert also mit der Fortführung christlicher Biographik. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts unternehmen Francesco Petrarca und Giovanni Boccaccio unter dem Titel *De viris illustribus* (Petrarca, 1338–1353) bzw. *De casibus virorum illustrium* (Boccaccio, 1356–1373) den Versuch einer Zusammenführung der beiden biographischen Traditionsstränge, indem in diesen Sammlungen mythische Gestalten wie Jason oder Herkules, aber auch biblische Figuren, wie Abraham, Moses, Samson und Saul, der erste König Israels, und historische Persönlichkeiten, wie Xerxes, Alexander, Caesar oder der römische Kaiser Diokletian gewürdigt werden. Der nachhaltige Erfolg dieser Werke und deren zahlreiche Nachahmungen zeigen die Bedeutung der Gattung im kulturpolitischen Programm der Renaissance.

Giorgio Vasari wählt 200 Jahre später für seine Biographien der Künstler und Architekten im Gegensatz zu Petrarca und Boccaccio zeitgenössische Beispiele, nutzt aber eine vergleichbare Strategie, um das Genre der neuzeitlichen Künstlerbiographik zu etablieren. Die von

293 Auch die chinesische biographische Tradition gründet mit den *Shiji* (Historische Aufzeichnungen) des Hofastrologen Sima Quian (ca. 140–90 v. Chr.) auf kollektiven Sammlungen, genauso wie arabisch-islamische Geschichtsschreibung, die ihre Vorbilder in biographischen Lexika wie dem *Kitab al-tabqat al kabir* (Das große Klassenbuch) des Historikers Ibn Sa'd (784–845 n. Chr.) findet. Vgl. Zhao Baisheng: „Sima Quian". In: *Encyclopedia of Life Writing*. Bd. 2. Hg. v. Margaretta Jolly. London, Chicago 2001, S. 813–814; Hans van Ess: „Sima Quian und die Anfänge der chinesischen Biographik". In: *Biographie – „So der Westen wie der Osten"? Zwölf Studien.* Hg. v. Walter Berschin u. Wolfgang Schamoni. Heidelberg 2003, S. 15–32; Grant Hardy: „Can an Ancient Chinese Historian Contribute to Modern Western Theory?" The Multiple Narratives of Ssu-Ma Ch'ein". In: *History and Theory* 33 (1994), S. 20–38; Paul Auchterlonie: *Arabic Biographical Dictionaries: A Summary Guide and Bibliography*. Durham 1987; Wadad al-Quadi: „Biographical Dictionaries: Inner Structure and Cultural Significance". In: *The Book in the Islamic World. The Written Word and Communication in the Middle East*. Hg. v. George N. Atiyeh. Albany, NY 1995, S. 93–122.

ihm in Form von Lebensgeschichten beschriebene Entwicklung der italienischen Malerei und Bildhauerkunst vom 13. bis zum 16. Jahrhundert ist nicht allein als Dokumentation einer kunstgeschichtlichen Epoche zu verstehen. Vasari verfolgt mit Hilfe hagiographischer Motive und heilsgeschichtlicher Strukturen das Ziel, einen Prozess der schrittweisen Perfektionierung der bildenden Kunst zu beschreiben, an deren Endpunkt die Apotheose des Künstlers steht, personifiziert in der Figur Michelangelos.[294] Vasari bedient sich mit der Biographie einer literarischen Form, die bis dahin fast ausschließlich den Lebensbeschreibungen von Herrschern und Heiligen vorbehalten war, und appliziert sie in seinen Künstlerviten auf einen Berufsstand, dem vor Anbruch der Renaissance keine hervorgehobene Aufmerksamkeit zuteil geworden war. Selten sind die Namen mittelalterlicher Künstler überliefert und noch viel seltener deren Biographien. Vasari gelingt es, im Vergleich der von ihm geschilderten Maler und Bildhauer die Veränderung künstlerischer Techniken und Darstellungsmittel zu historisieren. Um diesen Wandel für seine Zeitgenossen als einen Entwicklungsprozess nachvollziehbar zu machen, bedient er sich der Struktur der christlichen Heilsgeschichte. In Michelangelo schildert er schließlich den Prototypen des genialen Künstlers, der sich in seinem Schaffen eigene Regeln setzt und nicht mehr an die traditionellen Gesetzmäßigkeiten der Kunst gebunden ist. Der Einfluss von Vasaris Biographien auf die neuzeitliche Ästhetik und gerade auf den Geniekult des 18. Jahrhunderts kann damit gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die *vite dei più eccellenti architetti, pittori et scultori* sind ein Werk, das nicht nur kunsthistorisch deskriptiv gelesen werden will, sondern auch den Anspruch stellt, neue Normen für die gesellschaftliche Anerkennung von Künstlern zu etablieren.

294 In Rückgriff auf Cicero entwickelt Vasari ein Modell, in dem die Kunst in ihrer historischen Entwicklung einer zunehmenden Perfektion zustrebt. Vgl. Ernst Gombrich: „Vasari's Lives and Cicero's Brutus". In: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 23 (1960), S. 309–311. Er bettet diese Idee in die Vorstellung zyklischer Kulturgeschichte, aus der heraus *rinascita,* Wiedergeburt, überhaupt erst vorstellbar wird. Matteo Burioni: „Vasari's *Rinascita*: History, Anthropology or Art Criticism?" In: *Renaissance? Perceptions of Continuity and Discontinuity in Europe, c. 1300 – c. 1550.* Leiden 2010, S. 115–127. Vasari ordnet seine Vitensammlung in drei Teile und stellt darin eine Analogie zur paulinischen Gliederung der Heilsgeschichte in drei Zeitalter her: *ante legem, sub lege* und *sub gratia*. Vasari adaptiert die Abgrenzung historischer Epochen in ihrem Verhältnis zu einem höheren Gesetz auf die Kunstgeschichtsschreibung. Giotto und die Künstler des 14. Jahrhunderts hätten ihre Kunst aus sich selbst heraus und ohne das Wissen um spezifische Regeln entwickelt. Die Künstler des 15. Jahrhunderts schufen einen Kanon ästhetischer Regeln, konnten damit aber noch keine künstlerische Vollendung erreichen. Erst Leonardo, Raffael und Michelangelo und damit die herausragenden Künstler des beginnenden 16. Jahrhunderts hätten in der vollkommenen Beherrschung der Regeln eine Freiheit gewonnen, in der sie das regelgeleitete Kunstschaffen selbst übertrafen und damit in ihrer Kunst an das Göttliche rührten. In Anlehnung an das heilsgeschichtliche Denkmodell konstruiert Vasari die Vorstellung der schrittweisen Entfaltung künstlerischer Vollkommenheit, die schließlich jedes menschliche Maß übersteigt und in die Sphäre des Göttlichen hineinreicht. Gerd Blum: *Giorgio Vasari. Der Erfinder der Renaissance*. München 2011, S. 156–164. Der synchrone Blickwinkel auf kollektive Biographien, der über spezifische Exklusions- und Inklusionsstrategien normative Kriterien von Gruppenidentitäten entwickelt, wird auch im 18. Jahrhundert von einer diachronen Perspektive, wie sie etwa Vasari repräsentiert, ergänzt, die ihr kulturpolitisches Programm auf geschichtsphilosophischen Entwicklungsnarrativen gründet. Vgl. dazu auch die Ansätze Schlichtegrolls und Herders, Kapitel 3.4.

Am Beispiel Vasaris zeigt sich, wie Biographiesammlungen auf vielschichtige Weise Ausdruck einer gesellschaftspolitischen Agenda sein können. Für die Renaissance ist die Biographie in ihrer kollektiven Form, nicht zuletzt durch das kulturelle Ansehen, das mit dem Rückgriff auf antike literarische Praktiken verbunden war, ein wirkmächtiges Werkzeug diskursiver Transformation. In Mittel- und Nordeuropa lässt sich eine ähnliche Konstellation im Zuge der Reformation beobachten. Die Biographien der Reformatoren und ihrer Anhänger dienen sowohl der Popularisierung des theologischen Paradigmenwechsels als auch der propagandistischen Polemik der Reformationsgegner.[295] Neben ihrer kritischen oder apologetischen Funktion in Glaubensfragen dienen Lebensbeschreibungen gerade im Falle der Schweizer Reformation dazu, deren Natur als kollektives Unternehmen herauszustreichen.[296] Die biographischen Darstellungen ihrer Protagonisten wie Huldrych Zwingli, Johannes Oekolampad, Joachim Vadian oder Heinrich Bullinger verdeutlichen das Changieren zwischen theologischer Erneuerung und politischer Machtausübung, das sich in den dargestellten Persönlichkeiten auf je unterschiedliche Weise realisiert. In ihrer Wirkintention vereint die Biographik des Reformationszeitalters einen didaktisch-erbaulichen Anspruch, der den Lesern die Doktrin der Bewegung vermitteln sollte, mit einem gemeinschaftsbildenden und erinnerungsstiftenden Impetus, der die politisch-historische Tragweite des Bruchs mit der katholischen Kirche und deren weltlichem Herrschaftsanspruch artikuliert.[297]

Kollektivbiographien haben in der Frühen Neuzeit über ihre Rolle in der Herausbildung einer protestantischen Identität hinaus, wie das Beispiel Vasaris gezeigt hat, auch außerhalb konfessioneller Kontexte ihr Wirkungsfeld. Bereits in den Lebensbeschreibungen des 15. und 16. Jahrhunderts vermehrt sich aufgrund des politischen Einflusses bürgerlicher Kräfte in Norditalien die Präsenz nicht-adeliger Protagonisten.[298] Auch im deutschsprachigen Raum entwickelt sich die Gattung der Kollektivbiographie schrittweise zu einem Werkzeug der Selbstverständigung des gehobenen Bürgertums. In Fortsetzung der humanistischen Tradition handelt es sich dabei vornehmlich um die Biographien der Bildungselite, so etwa in den *Vitae* Melchior Adams, Rektor des Gymnasiums in Heidelberg, die zwischen 1615 und 1620 in zwölf Bänden erscheinen und die Leben von über fünfhundert deutschen und holländischen Gelehrten versammeln. Die Kollektivbiographien des 17. und frühen 18. Jahrhunderts konstituieren selbstbewusst einen europäisch geprägten Geistesadel als Gegenpol zu den zeitgenössischen Formen territorialpolitischer Herrschaft. Das Buch als Symbol der Gelehrsamkeit ist der Raum, in dem sich ihr Machtanspruch manifestiert. Auch wenn es sich

295 Vgl. Irena Backus: *Life Writing in Reformation Europe. Lives of Reformers by Friends, Disciples and Foes.* Aldershot 2008, S. 1–46; Eike Wolgast: „Biographie als Autoritätsstiftung: Die ersten evangelischen Lutherbiographien". In: *Biographie zwischen Renaissance und Barock. Zwölf Studien.* Hg. v. Walter Berschin. Heidelberg 1993, S. 41–71; Herbert Immenkötter: „Von Engeln und Teufeln. Über Luther-Biographien des 16. Jahrhunderts". In: *Biographie und Autobiographie in der Renaissance.* Hg. v. Buck, S. 91–102.

296 Backus: *Life Writing in Reformation Europe,* S. 95.

297 Ebd.

298 Martin McLaughlin: „Biography and Autobiography in the Italian Renaissance". In: *Mapping Lives*. Hg. v. France u. St Clair, S. 37–65, hier S. 64.

vorerst nur um die Nennung des Namens und der wichtigsten Lebensdaten handelt. Die Gelehrtenbiographik der Frühen Neuzeit verschafft der *res publica literaria* einen bleibenden Erinnerungsort.

Rhetorisch bedeutsam ist in diesem Kontext der panegyrische Gestus. Den Sammlern von gelehrten Lebensbeschreibungen wie Melchior Adam, der seine Arbeit auf die Fülle gedruckter Leichenpredigen stützen konnte, ging es darum, die intellektuellen Leistungen der von ihm vorgestellten Persönlichkeiten darzulegen und damit die Bedeutung bürgerlicher Gelehrsamkeit festzuschreiben. Die kollektive Biographie formte und verstärkte das Klassenbewusstsein der intellektuellen Elite. Dabei ist der Umstand signifikant, dass die neuzeitliche Vorstellung von Gelehrsamkeit bereits in ihren Ursprüngen als Gemeinschaftsprojekt angelegt ist. „Wissenschaft" solle „sich nicht mehr nur im Erkenntnisgewinn des einzelnen Gelehrten erschöpfen", sondern wird „als ein über Generationen fortschreitender, die Wissenschaftler zur Zusammenarbeit zwingender Erkenntnisprozeß"[299] verstanden. Die stetig wachsende Gelehrtengemeinschaft bedient sich der kollektiven Biographie als Medium der Selbstverständigung. Wo der Umfang des gemeinsamen Unterfangens die traditionellen Kommunikationsmöglichkeiten des unmittelbaren Gesprächs oder der brieflichen Korrespondenz übersteigt, bedarf es spezifischer Instrumente wie der biographischen Sammlung, um dem ambitionierten Ziel einer Vereinigung der Gelehrten als Gegengewicht zur spätfeudalen Gesellschaftsordnung Realität zu verleihen.[300]

Kennzeichnendes Merkmal der Biographiesammlungen des 17. und 18. Jahrhunderts ist neben der Beschreibung des gelehrten Lebens auch eine zeittypische Tendenz zur Systematisierung und Klassifikation. Die breit angelegte humanistische Gelehrtenbiographik differenziert sich zunehmend in ein vielfältiges Spektrum berufsständischer Kategorien. Neben Dichter- und Künstlerbiographien werden die Lebensläufe von Theologen, Medizinern, Wissenschaftlern und Juristen dokumentiert.[301] Dabei verweist die Segmentierung der Kollektivbiographie nicht nur auf das Standesbewusstsein der gebildeten Schichten, sondern zeigt auch den Bedarf an einem aufgefächerten Set von Normlebensläufen, die die Rezipienten in Bezug zu ihrer eigenen Lebensgestaltung setzen können.

In den komplexen Auswahlkategorien, die vor diesem Hintergrund zu biographischen Sammelprojekten führen, manifestiert sich ein differenziertes Selbstverständnis der jeweiligen sozialen und gesellschaftlichen Gruppen. Einen besonderen Fall, der durch das Paradigma klassifizierender Biographik begünstigt wird, stellen Sammlungen weiblicher Lebensläufe dar. In Fortführung der Arbeit Boccaccios, der bereits im 14. Jahrhundert historische und

299 Wolfgang Weiss: „Die Gelehrtengemeinschaft: Ihre literarische Diskussion und ihre Verwirklichung". In: *Res Publica Litteraria. Die Institution der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit*. Teil I. Hg. v. Sebastian Neumeister u. Conrad Wiedemann. Wiesbaden 1987, S. 133–151, hier S. 133.

300 Die kollektive Biographik ermöglicht der Gelehrtenrepublik öffentliche Kommunikation und identitäre Selbstvergewisserung in einer Form, die auch den Wissensaustausch im Gelehrtendiskurs prägt: als Verzeichnis, Liste, Enzyklopädie.

301 Einen guten Überblick bietet Michael Maurer: *Die Biographie des Bürgers. Lebensformen und Denkweisen in der formativen Phase des deutschen Bürgertums (1680–1815)*. Göttingen 1996, S. 116.

mythische Frauengestalten unter dem Titel *De mulieribus claris* versammelt hatte,[302] werden im Zeitalter des Humanismus biographische Kataloge herausragender Frauengestalten erstellt und spätestens seit dem 17. Jahrhundert lässt sich eine Fülle enzyklopädisch ausgerichteter Sammelbiographien nachweisen, die sich ausschließlich dem Leben gebildeter und gelehrter Frauen widmen.[303] Die umfangreichen Kompendien führen den Lesern eindrucksvoll die intellektuellen Leistungen von Frauen vor Augen und stärken damit die Position jener, die in der *Querelle des Femmes* für die geistige Ebenbürtigkeit von Männern und Frauen argumentieren.[304] Den Beweis liefern vor allem die Summe der vorgeführten Persönlichkeiten und die Breite ihrer Tätigkeitsfelder. Die Sammlungen verzeichnen Naturwissenschaftlerinnen, Medizinerinnen und Mathematikerinnen genauso wie Poetinnen, Philologinnen und weibliche Universalgelehrte.[305] Die dargestellten Biographien sind nicht auf einen spezifischen Lebensentwurf als Idealtyp orientiert. Vielmehr wird gezeigt, wie Frauen in allen Bereichen der zeitgenössischen Gelehrsamkeit vertreten sind und weibliche Gelehrte damit nicht bloß als Einzel- und Ausnahmefälle betrachtet werden können. Die Heterogenität des Materials wird somit zum signifikanten Argument eines emanzipativen Diskurses. Implizit entfaltet sich in den Kompendien weiblicher Gelehrtenbiographien auch eine Debatte um die struk-

302 Boccaccios Sammlung, die erste abendländische Kollektivbiographie, die ausschließlich Frauen gewidmet ist, umfasst sowohl historische Persönlichkeiten, wie Kleopatra und Sappho, als auch mythische Gestalten, wie Medea, Minerva oder die altorientalische Königin Semiramis. Die Verbindung fiktiver und historischer Stoffe ist in diesem Kontext nicht nur dem Geschichtsbild des ausgehenden Mittelalters geschuldet. Vielmehr vermag Boccaccio über die allegorische Bedeutungsebene des Mythos die kulturgeschichtliche Bedeutung der Weiblichkeit zu demonstrieren. Ihm geht es also noch nicht, wie in späteren Biographiesammlungen, um beispielhafte Lebenskonzepte, sondern um die Artikulation einer Gegenposition zur Scholastik, die, geprägt durch Thomas von Aquin, Frauen in der Schöpfungsgeschichte eine „defizitäre“ Rolle zuschreibt. In diesem Sinne wird die Exzeptionalität der vorgestellten Frauenfiguren exemplarisch fruchtbar gemacht. Vgl. Brita Rang: „‚Jus fasque esse in rempublicam litterariam foeminas adscribi‘: Gelehrt(inn)en-Enzyklopädien des 17. und 18. Jahrhunderts“. In: *Paedagogica Historica. International Journal of the History of Education* 28 (1992) H. 3, S. 511–549, hier S. 524; zu Thomas von Aquins Genesis-Kommentar, in dem er mit Bezug auf Aristoteles dem Männlichen als Prinzip der Vollendung das Weibliche als Prinzip der Unvollkommenheit gegenüberstellt vgl. Ian MacLean: *The Renaissance Notion of Woman. A Study in the Fortunes of Scholasticism and Medical Science in European Intellectual Life*. Cambridge 1980, S. 8f.

303 Etwa: Johann Frawenlob (Pseudonym): *Die lobwürdige Gesellschaft der Gelahrten Weiber / oder kurtze historische Beschreibung der fürnehmsten / gelahrten / verstandigen / und kunst=erfahrenen Weibes Personen / so in der Welt biß auf diese Zeit gelebet haben*. o.O. 1631; Johann Kaspar Eberti: *Eröffnetes Cabinet deß gelehrten Frauen-Zimmers. Darinnen die Berühmtesten dieses Geschlechtes umbständlich vorgestellet werden*. Frankfurt 1706; Frantz Paullini: *Hoch- und Wohlgelahrtes Teutsches Frauen-Zimmer*. Frankfurt, Leipzig 1705. Gottlieb Siegmund Corvinus (Pseudonym: Amaranthes): *Nutzbares, Galantes und curiöses Frauenzimmer Lexicon*. Leipzig 1715; Georg Christian Lehms: *Teutschlands galante Poetinnen.* Frankfurt/M. 1715; Peter Paul Finauer: *Allgemeines historisches Verzeichnis gelehrter Frauenzimmer*. München 1761.

304 Vgl. Rang: „Gelehrt(inn)en-Enzyklopädien“, S. 515.

305 Vgl. ebd., S. 539; Jean M. Woods: „Das ‚gelahrte Frauenzimmer‘ und die deutschen Frauenlexika. 1631–1743“. In: *Res Publica Litteraria. Die Institution der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit*. Teil II. Hg. v. Sebastian Neumeister und Conrad Wiedemann. Wiesbaden 1987, S. 577–587, hier S. 581.

turellen Voraussetzungen der frühneuzeitlichen Wissenschaften. Die versammelten Lebensgeschichten verweisen auf informelle Kommunikationsräume als Gegenentwurf zum Wissensmonopol der Universitäten und verdeutlichen damit die Rolle alternativer und ergänzender Partizipationsformen der Gelehrtengemeinschaft.[306] Verglichen mit Sammlungen, die sich vornehmlich an männlichen Lebensmodellen orientieren,[307] manifestiert sich in diesen Biographien ein breiterer Begriff von Gelehrsamkeit, der Frauen die Möglichkeit der Teilhabe einräumt, auch wenn ihnen die klassischen Institutionen höherer Bildung verschlossen sind.[308]

Auch wenn die Biographiesammlungen gelehrter Frauen fast ausnahmslos von Männern herausgegeben wurden, spielen sie eine nicht zu unterschätzende Rolle für das weibliche Selbstbewusstsein der vormodernen Epoche. Ein Blick auf die Subskriptionslisten zeigt die Popularität, die solche Werke gerade auch bei Frauen genießen konnten. Leserinnen fanden hier ein reichhaltiges Potential an vorbildhaften Lebensläufen, die dokumentieren, wie sich gelehrte Frauen auch angesichts sozialer Einschränkungen und Hemmnisse wissenschaftlich betätigen und damit einen Anspruch auf Teilhabe an der Gelehrtengemeinschaft stellen konnten. Dabei zeigen die versammelten Biographien nicht nur die Aneignung männlicher Lebensmodelle durch Frauen. Vielmehr können zahlreiche Beispiele belegen, dass eine gelehrte Existenz auch mit der Rolle einer Ehefrau und Mutter vereinbar ist.[309] Gerade die Unterschiedlichkeit der versammelten Lebensmodelle führt zeitgenössischen Leserinnen die Möglichkeiten vor Augen, ihr eigenes Potential auszuschöpfen.

Die Tradition der frühneuzeitlichen Biographiesammlungen gelehrter Frauen zeigt exemplarisch, wie Dokumentation und Zusammenführung partikularer Einzelfälle zur Argumentation in Debatten um die Natur des Menschen und die Verfassung einer Gesellschaft herangezogen werden. Die Fülle an biographischen Beispielen relativiert das Moment des Außergewöhnlichen und Abnormen, das gebildeten Frauen ob der ihnen auferlegten Einschränkungen in den Debatten um weibliche Gelehrsamkeit zukam, und trägt damit dazu bei, diese sozialen und pädagogischen Ausschlusskriterien zu hinterfragen. Diskursiv bedeutsam werden die Lebensgeschichten weiblicher Gelehrter damit gerade durch die geschlechtliche Markierung als Distinktionsmerkmal und Ordnungskriterium. Es zeigt sich, dass die Signifikanz von Biographiesammlungen neben der Quantität ihres Materials gerade auch in den spezifischen Ein- und Ausschlussfaktoren liegen kann, durch die sie sich definieren.

---

306 Rang: „Gelehrt(inn)en-Enzyklopädien“, S. 540.

307 Heinrich Bosse nennt die durch die Lateinschulen vermittelte Kenntnis der Bildungssprache, den Besuch einer Universität und das Verfassen eines Buches als Voraussetzungen, unter denen eine Person als gelehrt bezeichnet werden konnte. Heinrich Bosse: „Die gelehrte Republik“. In: *„Öffentlichkeit“ im 18. Jahrhundert*. Hg. v. Hans-Wolf Jäger. Göttingen 1997, S. 51–76, hier S. 60.

308 Claudia Opitz, Ulrike Weckel: „Einleitung“. In: *Ordnung, Politik und Geselligkeit der Geschlechter im 18. Jahrhundert*. Hg. v. Ulrike Weckel, Claudia Opitz, Brigitte Tolkemitt und Olivia Hochstrasser. Göttingen 1998, S. 7–21, hier S. 10.

309 Rang: „Gelehrt(inn)en-Enzyklopädien“, S. 547.

4.1 Soziale Inklusion

Die wirtschaftlichen, religiösen und sozialen Spannungen des 17. und 18. Jahrhunderts führen im Sinne des Erhalts einer stabilen Gesellschaftsordnung zu einer Reihe politischer und kultureller Veränderungen, die auf Überwindung der partikularisierenden Tendenzen und verstärkte Integration aller Schichten in das gemeinsame Staatsgefüge zielen. In der Loslösung von ständischen Zuordnungen besteht im Zeitalter der Aufklärung für breite soziale Gruppen nun erstmals die Perspektive einer individuellen, durch eigene Handlungen und Entscheidungen bestimmten Identität. Gleichzeitig führt dieses neu erworbene Selbstbewusstsein zu Verschiebungen in der Bewertung des kollektiven Selbstverständnisses, die sich etwa durch den semantischen Bezugsrahmen im Begriff des „Bürgers" spiegeln. Darin drückt sich nun nicht mehr vordringlich eine politische und rechtliche Position aus, vielmehr verkörpert er die Sehnsucht nach einem alle Klassen und sozialen Schranken übersteigenden Prinzip des allgemein Menschlichen.[310]

> In der altständischen Gesellschaft hatte der Standesangehörige […] nicht nur seinen Platz in der Arbeitsteiligkeit der Hierarchie der Geburtsstände, sondern sein Status als Person war gleichzeitig damit festgelegt. Im Gegensatz dazu galt der Angehörige des neuen Bürgertums nun in seiner kulturellen Identität, in seinen Qualitäten als Mensch unabhängig von seinem Beruf.[311]

Es ist nun nicht mehr allein die soziale Hierarchie, sondern zunehmend gemeinsame Normen und Werte, kulturelle Identitäten und Leitprinzipien, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt garantieren.[312] Das Motiv des „Patriotismus", von dem der politische Diskurs des 18. Jahrhunderts durchdrungen ist, stellt eines jener Denkmodelle dar, in dem sich die Idee der Gesellschaft als Solidargemeinschaft manifestieren kann, um unterschiedliche Gruppen und Individuen zu einem gemeinsamen Ziel zusammenzuführen.[313] In den sozialen Distinktionsstrategien der gebildeten Schichten[314] und der Nationalisierung des politischen Diskurses[315], die das integrative Verständnis des Patriotismus um eine aggressive, abgrenzen-

---

310 Manfred Riedel: „Bürgerlichkeit und Humanität". In: *Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung*. Hg. v. Rudolf Vierhaus. Heidelberg 1981, S. 13–34, hier S. 23.

311 Wolfgang Ruppert: „Bürgertum im 18. Jahrhundert". In: *Die Bildung des Bürgers. Die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft und die Gebildeten im 18. Jahrhundert*. Hg. v. Ulrich Herrmann. Weinheim, Basel 1982, S. 59–80, hier S. 63.

312 Ebd., S. 65.

313 Rudolf Vierhaus: „‚Patriotismus' – Begriff und Realität einer moralisch-politischen Haltung". In: *Die Bildung des Bürgers.* Hg. v. Herrmann, S. 119–131.

314 Maurer: *Die Biographie des Bürgers,* S. 149f.

315 Zum politisch-literarischen Nationalismus des 18. Jahrhunderts: Harro Segeberg: „Nationalismus als Literatur. Literarisches Leben, nationale Tendenzen und Frühformen eines literarischen Nationalismus in Deutschland (1770–1805)". In: *Polyperspektivik in der literarischen Moderne. Studien zur Theorie, Ge-*

de Komponente ergänzt, zeigt sich aber, dass die Überwindung ständischer Partikularität nicht unumgänglich in ein universelles weltbürgerliches Gemeinschaftsgefühl mündet, das alle sozialen und nationalen Schranken hinter sich lässt. Vielmehr entwickeln die Transformationsbewegungen identitärer Kategoriensysteme auch neue Exklusionsmechanismen, die dazu beitragen sollen, eine Gruppe nach innen zu homogenisieren und nach außen deutlich von anderen Kollektivformationen abzugrenzen.

Die Ambivalenz dieser zugleich ein- und ausschließenden Neubestimmung bürgerlicher Identität manifestiert sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch auf dem Feld der Biographik. So wird der klassifizierende und sozial segmentierende Charakter vorangegangener Biographiesammlungen schrittweise abgelöst von Ansätzen, die in ihrer programmatischen Rhetorik Grundsätze der Inklusion und Synthese hervorkehren, gleichzeitig aber auch Einschränkungen gegenüber der konzeptuellen Breite älterer Systeme vornehmen. Hier wird also einerseits eine Öffnung des Feldes behauptet, andererseits werden zugleich neue Einschränkungen eingeführt, um die Homogenität der Gemeinschaft zu wahren. Ein Beispiel liefern die biographischen Sammelwerke Johann Matthias Schröckhs. Im Jahr 1764 publizierte er, ganz der Konvention folgend, noch *Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten,* die im Kontext seiner Tätigkeit als außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Leipzig entstanden. Dabei reflektiert dieses Werk Schröckhs Interesse an der Kirchengeschichte. In den *Abbildungen* richtet er seinen Blick auf Zentralgestalten des Christentums, „Gottesgelehrte von den drey Hauptreligionen der Christen", widmet sich aber auch „Weltweisen und Gelehrten anderer Art".[316] Während Schröckhs erste biographische Sammlung als Beitrag zur Religions- und Gelehrtengeschichte durchaus konventionell verfährt, beginnt er drei Jahre später unter dem Titel *Allgemeine Biographie* ein umfangreicheres und ambitionierteres Projekt, das in acht Bänden bis 1791 erscheinen sollte. Den umfassenden Charakter der *Allgemeinen Biographie* erläutert Schröckh ausführlich in der Vorrede zum ersten Band. Der Autor beschreibt sich, in einer Geste der *captatio benevolentiae,* von den Aufmunterungen der Freunde und Kollegen auf das „weite[ ] Feld" einer universalen Biographik „verführt" (Schröckh 1767,):(2r) und deutet bereits Zweifel an, ob das Unternehmen einer Biographiesammlung abseits tradierter Klassifikationen überhaupt zu bewältigen wäre. Trotz dieser selbstkritischen Einschätzung gelingt es Schröckh in der rhetorischen Ausgestaltung seiner Vorrede, eine programmatische Doppelstrategie zu verfolgen. Er kann sich vom Modell einer exklusiven, an geschlossene soziale und ständische Gruppen gebun-

schichte und Wirkung der Literatur. Hg. v. Jörg Schönert u. Harro Segeberg. Frankfurt/M. u.a. 1988, S. 298–326; Hans Peter Herrmann: „‚Ich bin fürs Vaterland zu sterben auch bereit'. Patriotismus oder Nationalismus im 18. Jahrhundert? Lesenotizen zu den deutschen Arminiusdramen. 1740–1808". In: *Machtphantasie Deutschland. Nationalismus, Männlichkeit und Fremdenhaß im Vaterlandsdiskurs deutscher Schriftsteller des 18. Jahrhunderts.* Hg. v. Hans Peter Herrmann, Hans-Martin Blitz u. Susanna Moßmann. Frankfurt/M. 1996, S. 32–65; Hans-Martin Blitz: *Aus Liebe zum Vaterland. Die deutsche Nation im 18. Jahrhundert.* Hamburg 2000.

316 Johann Matthias Schröckh: *Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten*. Leipzig 1764,):(3r.

denen Biographik lösen, ohne den Wert und die Stellung solcher Werke im Spektrum gemeinschaftlicher Erinnerungspraktiken zu bestreiten. Schröckh streicht die Innovation seines Ansatzes hervor, will dabei aber nicht auf das intellektuelle Kapital der Tradition verzichten. In Bezug auf das Epitheton im Titel seiner Sammlung warnt er deshalb eindringlich vor zu hoch gegriffenen Erwartungen:

> Man hüte sich, das Allgemeine, welches sie verspricht, weder in einer Sammlung oder einem Auszuge von allen Lebensbeschreibungen, die jemals zum Vorschein gekommen sind; noch in neuen Nachrichten von allen, welche die Geschichte berühmt gemacht hat, zu setzen. Beydes würde eine thörichte und vergebliche, zugleich aber unermeßliche Arbeit seyn. (ebd.,):(2v)

Selbst eine „allgemeine" Biographie konnte nicht intendieren, das gesamte biographische Wissen, das Schröckh und seinen Zeitgenossen zur Verfügung steht, zu vereinen. Das musste mit Blick auf die unüberschaubare Produktion biographischer Sammlungen und Monographien und die zahlreichen Übersetzungen, Überarbeitungen und Neuausgaben historischer Biographien, die den Buchmarkt überschwemmten, als nicht zu bewältigendes Unternehmen erscheinen. Schröckh will vielmehr in einem durchaus konventionellen Ansatz Geschichtsschreibung in Form der Biographie betreiben und seine Auswahl auf besonders signifikante Lebensgeschichten beschränken, die den Bogen von der Antike bis zur Gegenwart spannen. Dabei soll aber nicht nur historisch, sondern auch sozial ein breites Tableau entstehen, um eine biographische Zusammenschau zu gewährleisten, die den veränderten sozialen Bedingungen des bürgerlichen Zeitalters gerecht wird. Sein Werk würde, so das ambitionierte Programm, gerade in der Durchmischung der sozialen Rollen seiner Protagonisten ein Abbild der tatsächlichen gesellschaftlichen Verhältnisse zeigen:

> Meine Biographie heißt allgemein, weil sie keinen Zeitraum der Geschichte, kein Volk, keine Classe berühmter Personen, selbst die großen Seelen des weiblichen Geschlechts nicht übergehen soll. (Ebd.)

Auch wenn die konkrete Umsetzung den programmatischen Ankündigungen Schröckhs schließlich nicht in vollem Umfang gerecht wird und er, wie zu zeigen sein wird, seinen universalen Ansatz sogar noch innerhalb der Vorrede relativiert, verdeutlicht die zitierte Passage, dass Schröckh in seinem biographischen Projekt eine Zusammenschau der identitätsstiftenden Dimensionen Nation, Klasse und Geschlecht veranstalten will. Hier manifestiert sich die Tendenz zu einem enzyklopädischen Universalismus, der das Instrument kollektiver Biographik nicht mehr als Vehikel der Selbstversicherung einzelner sozialer Gruppen, sondern der umfassenden Darstellung des gesellschaftlichen Ganzen in der Vielfalt seiner möglichen Lebensentwürfe anstrebt. Das Prinzip der Homogenität wird damit durch Diversität ersetzt:

> In der Reihe dieser großen und berühmten Männer, welche ich zu beschreiben gedenke,

> wird man keine Einförmigkeit bemerken. Könige und Feldherren, Staatsmänner und Päbste, Fürstinnen, Gelehrte und Künstler, werden darinne mit einander abwechseln. (ebd.,):(4r/v)

Schröckh wendet sich also explizit von einer ständisch strukturierten Biographik ab und entwirft ein biographisches Panorama, das konventionelle Eingrenzungen und Ausschlussmechanismen zu öffnen bestrebt ist. Während die berufsständische Biographiesammlung das gebildete Bürgertum in das Feld der Gruppenbiographie integrieren konnte und in der summarischen Zusammenschau der Lebensberichte die herausragenden Leistungen einzelner sozialer Klassen dokumentiert, wird im Entwurf einer universellen oder allgemeinen Biographik das Leben und damit auch die gesellschaftliche Bedeutung von Individuen in direkten Vergleich gesetzt. Die ständische Biographie der Frühen Neuzeit zielte auf Homogenität als Prinzip der Selbstvergewisserung. Im Kontext des ausgehenden 18. Jahrhunderts tritt nun erstmals die Individualität des einzelnen Lebenszusammenhangs und damit eine kalkulierte Heterogenität als Ordnungskriterium der Kollektivbiographik hervor. Es drückt sich hier auf dem Feld der Biographie ein zeittypisches philosophisch-anthropologisches Interesse für den einzelnen Menschen abseits seiner präformierten gesellschaftlichen Rolle aus.[317] Getragen wird dieser Paradigmenwechsel nicht zuletzt von den sozialkritischen Positionen der europäischen Aufklärung, wenn sie die Distinktionsmerkmale einer ständisch-hierarchischen Gesellschaftsordnung in Frage stellt. Fürsten und Könige können nun nicht mehr allein ob ihrer herausgehobenen Stellung im sozialen Gefüge Biographiewürdigkeit für sich beanspruchen, sie müssen sich genauso wie Künstler und Gelehrte, Naturforscher, Mediziner oder Juristen durch vollbrachte Leistungen für die Aufnahme in eine biographische Sammlung bewähren. Auch wenn Schröckh damit noch weit entfernt ist von der konzeptionellen Offenheit sozialgeschichtlicher Biographieforschung des 20. Jahrhunderts, in der potentiell jedes Leben zum Gegenstand einer Biographie werden kann, so lässt sich anhand seiner Ausführungen doch die angestrebte Öffnung oder zumindest ein Gegenentwurf zum biographischen Kanon einer ständisch organisierten Gesellschaft beobachten.[318] Den Begriff des Ruhms, den Schröckh

---

317 Colin Matthew: „Dictionaries of National Biography“. In: *National Biographies & National Identity. A Critical Approach to Theory and Editorial Practice.* Hg. v. Iain McCalman. Canberra 1996, S. 1–18, hier S. 2. Vgl. etwa die für die europäische Tradition äußerst nachhaltigen Ausführungen von Samuel Johnson: „The Dignity and Usefulness of Biography“ *[The Rambler* 60 (13.10.1750)]. In: Samuel Johnson: *The Rambler*. Hg. v. W. J. Bate u. Albrecht B. Strauss. New Haven, London 1969, S. 318–323, hier S. 320. Die Bedeutung, die das einzelne Individuum um 1800 für die Biographik gewinnt, deckt sich mit dem Umbruch, den Michel Foucault an der Grenze zwischen „klassischer“ und „moderner“ Episteme konstatiert. Das Zeitalter des Absolutismus ist demnach vom Prinzip der Repräsentation gekennzeichnet, in dem die Wissenschaften einer klassifizierenden Ordnung der Wirklichkeit dienen. Die anbrechende Moderne lässt gegen Ende des 18. Jahrhunderts den Menschen zum zentralen Gegenstand der Diskurse werden und bricht mit der stabilen Einheit des „klassischen“ Wissens, indem sie die Individualität, die Begrenztheit und Veränderlichkeit des menschlichen Erkenntnishorizonts zur Grundlage des Denkens macht. Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt/M. 1974.

318 Vgl. dazu Hannes Schweiger: „Biographiewürdigkeit“. In: *Handbuch Biographie.* Hg. v. Klein, S. 32–36.

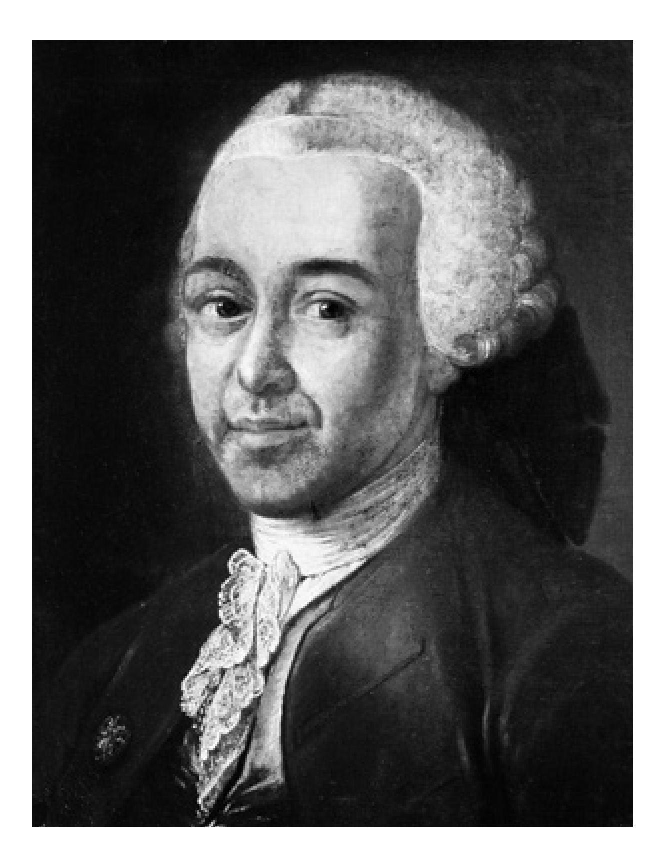


Abb. 4: Porträt Johann Matthias Schröckh, gemalt von Benjamin Calau, 1770, Gleimhaus Halberstadt – Museum der deutschen Aufklärung.

mit der traditionellen Auswahl in biographischen Sammlungen und daher mit einer an Geburt und Stand orientierten Selektion verbindet, möchte er durch ein alternatives Konzept historischer Größe ersetzen. In seiner traditionellen Form gelte das biographische Andenken vor allem dem, „der die Macht in seiner Hand, und ein fertiges Lob zu seinen Diensten hat“ (ebd.,):(4r). Die Biographik im Dienste aristokratischer Machtansprüche speist sich aus dem genealogischen Anspruch auf postume Erinnerung. Das Leben einer Persönlichkeit wird dokumentiert, um die Legitimität ihrer Nachfolger zu stützen. Schröckh strebt jedoch danach, den Menschen losgelöst von seiner sozialen Herkunft und den panegyrisch-biographischen Konventionen zu betrachten. Für ihn ist derjenige einer Aufnahme in die *Allgemeine Biographie* würdig, „der seinem Glücke und Stande, seinen Freunden, gewissen günstigen Umständen seiner Zeit, wenig oder nichts, sich selbst hingegen beynahe alles schuldig ist“ (ebd.). Schröckhs Interesse gilt den Persönlichkeiten, die kraft ihrer Handlungen und Taten nachhaltig auf das Schicksal der Menschheit gewirkt haben. Die geschichtliche Bedeutsamkeit eines Lebens, nicht allein schon Stand oder Geburt begründen also den Anspruch auf biographische Würdigung. Deutlich lässt sich hier Schröckhs Versuch erkennen, die Individualität einer Biographie aus historischer Perspektive zu bewerten, ohne sich den festgefügten Bewertungskriterien der ständischen Gesellschaft bedienen zu müssen.

Wer angesichts der sozialkritischen Anklänge der Einleitung in Schröckhs Sammlung eine große Zahl bürgerlicher Lebensläufe vermutet, wird allerdings enttäuscht. Nach einer langen Reihe antiker, mittelalterlicher und neuzeitlicher Herrscher und Monarchen begegnet uns erst im fünften Teil, 1778 erschienen, mit Christian Thomasius der erste Protagonist bürgerlicher Herkunft. Der Leipziger Philosoph und Zeitgenosse Leibniz' folgt auf die Lebensgeschichten von Königen und Kaisern, darunter mit Christina von Schweden zumindest eine Frau, sowie kirchlicher Würdenträger.[319] Im sechsten Teil tritt der Pietist Philipp Jacob Spener hinzu. Darüber hinaus beschränkt sich Schröckhs *Allgemeine Biographie* aber auf die Lebensberichte ausgewählter Fürsten und Päpste. Man mag darüber spekulieren, warum Schröckh seine ursprüngliche Zielsetzung nicht eingelöst hat, selbst seinem Plan, Schriftsteller- und Künstlerbiographien aufzunehmen, untreu geworden ist und in die acht Teile seines Werks, die über einen Zeitraum von knapp fünfundzwanzig Jahren erschienen, nur zwei Lebensläufe von Persönlichkeiten, die nicht der Aristokratie entstammten, aufnahm.[320]

319 Durch die Aufnahme der kirchlichen Elite in seine biographische Sammlung knüpft der protestantische Historiker Schröckh an eine biographische Tradition an, die im Zeitalter der Reformation einen Ausgleich zwischen Hagiographie und profaner Lebensbeschreibung in der biographischen Kirchengeschichtsschreibung zu finden bestrebt war: ein Schema, das im Blick der reformatorischen Biographik innovativ, im 18. Jahrhundert aber durchwegs etabliert und konventionell erscheinen musste. Vgl. Ijsewijn: „Die humanistische Biographie", S. 7.

320 Es lassen sich zwei Gründe vermuten, die auf eine Neuausrichtung der *Allgemeinen Biographie* im Verlauf ihres Erscheinens hindeuten: Nachdem sich für Schröckh in Leipzig, wo er sich 1756 habilitiert hatte, keine akademische Anstellung mit fixer Besoldung finden ließ, übernahm er 1767 eine Professur für Poesie in Wittenberg. Der erste Band der *Allgemeinen Biographie* war im selben Jahr erschienen und stand noch ganz im Zeichen der prekären finanziellen Verhältnisse, unter denen Schröckh in Leipzig gelitten hatte. Das Werk war in Nachfolge der *Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten* für den Publikumsgeschmack entworfen. Die Vorrede reflektiert damit vor allem das ambitionierte Programm des Berliner Buchhändlers und Verlegers August Mylius (1731–1784), der Schröckh zu dieser Arbeit angeregt hatte. In der Umsetzung ist die *Allgemeine Biographie* aber stark von der Arbeit an Schröckhs Hauptwerken, der 35-bändigen *Christlichen Kirchengeschichte* (1768–1803) sowie der *Christlichen Kirchengeschichte seit der Reformation* (1804–1812), und seinem Interesse für globalgeschichtliche Zusammenhänge und die Entwicklung der christlichen Religion geprägt. Die Biographie erscheint in diesem Kontext als eine durchaus privilegierte Perspektive auf spezifische historische Formationen. Eine Möglichkeit zur politischen Partizipation nicht-adeliger Akteure ergibt sich aus Schröckhs Sicht allerdings erst mit der Reformation, sodass im Sinne biographischer Geschichtsschreibung nur hier die angekündigte Integration bürgerlicher Lebensläufe mit einem globalhistorischen Erkenntnisinteresse vereinbar ist. Der Protestantismus verleiht dem gebildeten Individuum die Freiheit, sich von religiösen Dogmen und Institutionen zu emanzipieren und den eigenen Glauben als selbstgewählte Entscheidung zu realisieren. Für Schröckh wird damit der Grundstein zur Ablöse der politischen Potenz des Herrschers durch die geistig-rhetorische Handlungsmacht des Gelehrten gesetzt. In der Darlegung dieses Prinzips lassen sich die unterschiedlichen historiographisch-biographischen Ansätze in Schröckhs Werk letztlich verbinden. Zum Leben Schröckhs vgl. dessen Autobiographie: Johann Matthias Schröckh: „Johann Matthias Schröckh, Professor der Geschichte zu Wittenberg". In: *Allgemeines Magazin für Prediger nach den Bedürfnissen unsrer Zeit*. Hg. v. Johann Rudolph Gottlieb Beyer. Bd. 5. Leipzig 1791, S. 209–218; Carl Ludwig Nitsch: „Ueber Schröckh's Studienweise und Maximen". In: *Der Neue Teutsche Merkur vom Jahr 1809*. Hg. v. Christoph Martin Wieland. Bd. 1. Weimar 1809, S. 228–282; Wilhelm Kühnert:

Festzuhalten ist jedoch, dass der Autor in der programmatischen Vorrede seiner Biographie das nachhaltige Bedürfnis nach einer Sammlung von Lebensgeschichten artikuliert, die traditionelle Standesgrenzen überwindet und eine neue Form universaler Kollektivbiographik etabliert. Gerade die Biographien des pietistischen Reformers Philipp Jacob Spener und des bedeutenden Vertreters der Frühaufklärung, Christian Thomasius, sind als Ansätze zu einer Integration nichtadeliger Lebensläufe in die Geschichtsschreibung und des Anspruchs der politischen Wirkmächtigkeit der bürgerlichen Sphäre zu verstehen. Auch wenn Schröckh in der konkreten Umsetzung seiner biographischen Sammlung noch traditionellen Mustern folgt, lässt sich bereits deutlich das Bedürfnis einer Neuausrichtung kollektivbiographischer Formen erkennen.

In breitem Rahmen umgesetzt findet sich das integrative Modell, das Schröckh in der Einleitung zum ersten Band seiner *Allgemeinen Biographie* entwickelt, erst bei Friedrich Schlichtegroll, der zugleich die bei Schröckh nur verhalten artikulierte Kritik an der sozialen Geschlossenheit konventioneller Biographiesammlungen expliziter formuliert. Schlichtegroll orientiert sein Unternehmen eines jährlichen Totenregisters mit ausführlichen biographischen Berichten dezidiert an einer bürgerlich-egalitären Programmatik, die keine Standesunterschiede mehr kennen will:

> Wie der Tod mit freywählender Hand heute den König und morgen seinen Knecht, heute den berühmten, und morgen den unbekannten, in der Stille wirkenden Mann, in derselben Stunde einen Helden in Europa und einen braven Bürger in der neuen Welt, ergreift, und sie in rangloser Ordnung in sein stilles Land geleitet; so gehen sie auch hier vor dem Auge des Lesers vorüber, jeder an dem Tage der für ihn auf der Erde der letzte war. (Schlichtegroll 1791, S. 60)

Die Sammlung soll Lebensgeschichten von Menschen enthalten, „die sich durch besondere Schicksale, durch nützliche Thätigkeit, durch umfassende Kenntnisse, oder sonst eine Art ausgezeichnet haben, in was für einem Stande und durch welche Wirksamkeit das immer geschehen seyn mag“ (ebd., S. 35). Neben „Fürsten“ und „Wohltäter[n] des Vaterlandes“, denen in den memorialen Praktiken des 18. Jahrhunderts ein differenziertes Spektrum an Repräsentationsformen zur Verfügung steht, soll in Schlichtegrolls *Nekrolog* auch dem „stillen nützlichen Mitbürger“ (ebd., S. 48f.) ein Denkmal gesetzt werden. Schlichtegroll äußert

„Johann Matthias Schroeckh. Ein Beitrag zum Problem Kirchengeschichte und Diaspora“. In: *Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich* 74 (1958), S. 71–106. Zur *Christlichen Kirchengeschichte* und der Beziehung Schröckhs zur Geschichtsphilosophie der Aufklärung vgl. Dirk Fleischer: „Der Strukturwandel der evangelischen Kirchengeschichtsschreibung im 18. Jahrhundert“. In: *Aufklärung und Historik. Aufsätze zur Entwicklung der Geschichtswissenschaft, Kirchengeschichte und Geschichtstheorie in der deutschen Aufklärung*. Hg. v. Horst Walter Blanke u. Dirk Fleischer. Waltrop 1991, S. 173–201; Dirk Fleischer: „Urchristentum, Reformation und Aufklärung. Zum Selbstverständnis des Wittenberger Historikers Johann Matthias Schroeckh“. In: *Christentum im Übergang. Neue Studien zu Kirche und Religion in der Aufklärungszeit*. Hg. v. Albrecht Beutel, Volker Leppin u. Udo Sträter. Leipzig 2006, S. 269–281.



Abb. 5: Porträt Friedrich Schlichtegroll, Lithographie von Peter von Rausch, 1820, Staatliche Graphische Sammlung München.

wie Schröckh Kritik an einem aristokratisch-repräsentativen Konzept des Nachruhms und entwirft sein Modell biographischer Erinnerungskultur vor dem Hintergrund erwerbstätiger, bürgerlicher Lebensläufe, die er in der zeitgenössischen Biographik nicht ausreichend vertreten sieht. So soll seine Sammlung dazu dienen, auch das Andenken von Menschen zu erhalten, die in ihrem Leben nicht das Licht der öffentlichen Anerkennung gesucht, sondern sich „durch edle, uneigennützige Betriebsamkeit" ein „geräuschlose[s] Verdienst" (ebd., S. 40) erworben haben.

Bewusst beruft sich Schlichtegroll in der Metaphorik der Ehrenbekundung nicht auf das reiche Repertoire aristokratischer Lobespraktiken, sondern auf republikanische Traditionen, wenn er mit seinem Werk die Lebensgeschichten solcher Menschen einem breiten Publikum bekannt machen möchte, die aufgrund ihres Standes und ihres bescheidenen Lebenswandels im konventionellen Spektrum kultureller Gedächtnisrituale keinen Platz gefunden hätten: „[E]s würde vielleicht das Vorzüglichste an dieser Sammlung seyn, wenn sie hier und da einem solchen Manne, ob gleich nach seinem Tode erst, die Bürgerkrone aufsetzen könnte" (ebd., S. 40). Mit der Verleihung der *corona civica* war im antiken Rom auch für den einfachen Bürger durch außergewöhnlichen Heldenmut in der Schlacht eine den Senato-

ren vergleichbare hervorgehobene Stellung verbunden.[321] Schlichtegroll greift also eine Form der Anerkennung auf, die in einer zwar republikanischen, aber dennoch streng hierarchisch gegliederten Gesellschaftsordnung wie dem vorkaiserlichen römischen Staat Standesgrenzen durchlässig werden ließ.

> Das Leben jedes in vorzüglichem Grade thätigen und nützlichen Mannes hat einen Anspruch auf unser Andenken, und vielleicht dann am mehresten, wenn es so im Stillen verlebt wurde, daß nur Wenige von dieser Rechtschaffenheit und Nützlichkeit Zeugen werden konnten. (ebd., S. 35.)

Biographiewürdig sind für Schlichtegroll also nicht nur Individuen, denen bereits zu Lebzeiten öffentliche Anerkennung zugekommen ist. Vielmehr will er die Lebensbeschreibungen des *Nekrologs* nutzen, um aufzuzeigen, warum gerade auch solche Personen der Erinnerung würdig sind, die nicht durch einzelne, außergewöhnliche Leistungen, sondern durch eine vorbildhafte Lebensführung hervortraten. Ausdrücklich versucht Schlichtegroll so die bürgerliche Lebenssphäre abseits aristokratischer Repräsentationstraditionen einzubeziehen, ohne sich dabei auf das bereits etablierte Gegenmodell der Künstler- und Gelehrtenbiographik zu beschränken:

> Es scheint eine verkehrte Schätzung des Verdienstes und eine Ungerechtigkeit gegen ausgezeichnete Männer des thätigen Lebens vorauszusetzen, wenn wir ihnen nicht eben so gut, wie dem Künstler, dem Gelehrten oder dem Kriegsmanne bey ihren Zeitgenossen und der Nachwelt ein rühmliches Andenken zu verschaffen suchen […]. (ebd., S. 25)

Das Muster eines solchen Lebenslaufs, der ganz auf ökonomische Tugenden wie Gewissenhaftigkeit, Aufrichtigkeit und Pflichtbewusstsein ausgerichtet ist, bietet die Biographie des Erfinders, Verlegers und Politikers Benjamin Franklin. Diesem widmet Schlichtegroll den mit knapp fünfzig Druckseiten umfangreichsten Eintrag im ersten Band seines *Nekrologs*. Franklins Leben nimmt damit deutlich mehr Raum ein als der zweitlängste Beitrag der Sammlung, die Biographie Kaiser Josephs II., der ebenfalls 1790 verstorben war. In der Lebensbeschreibung Franklins kann Schlichtegroll bereits auf dessen Autobiographie zurückgreifen, die 1791 als *Mémoires de la vie privée de Benjamin Franklin* in Paris erschienen war.[322] Schlichtegroll schildert in detailreicher Fülle den Werdegang eines Self-Made-Man, der es aus einfachen Verhältnissen zu einem der einflussreichsten Publizisten seiner Zeit gebracht hatte, sich trotz einer Schullaufbahn, die er bereits nach wenigen Jahren abbrechen musste, das Wissen eines Universalgelehrten aneignete und der schließlich als einer der maßgeblichen

321 Birgit Bergmann: *Der Kranz des Kaisers. Genese und Bedeutung einer römischen Insignie*. Berlin, New York 2010, S. 135f.

322 Die erste, französische Ausgabe der Autobiographie Benjamin Franklins umfasst allerdings nur einen Bruchteil des eigentlichen Manuskripts, das erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts in den Editionen von William Temple Franklin *(Memoires of the Life and Writings of Benjamin Franklin*. London 1818) und John Bigelow *(Autobiography of Benjamin Franklin*. Philadelphia 1868) publiziert wurde.

Autoren ihrer Verfassung zu den Gründervätern der Vereinigten Staaten zählt. Doch auch Joseph II. betrachtet Schlichtegroll durch die Brille der Aufklärung und hebt in seiner Schilderung jene Charakterzüge des verstorbenen Kaisers hervor, in denen sich der bürgerliche Tugendkatalog spiegelt. Er stützt sich auf die Aufzeichnungen Johann Pezzls, einem der bedeutendsten politischen Schriftsteller im damaligen Wien.[323] Schlichtegroll hebt den Arbeitseifer Josephs hervor[324], die einfache Ausstattung seiner Gemächer[325] und seine Abneigung gegen das steife Hofzeremoniell.[326] Leitmotivisch beschreibt er, wie der Kaiser seine Regentschaft allen Gepflogenheiten und Standesregeln zum Trotz unter die Prinzipien der Gerechtigkeit und Vernunft stellt:

> Er fühlte, daß alles Conventionelle nicht nothwendig sey, daß jeder rechtschaffene und unschädliche Mensch einen Anspruch auf Achtung des andern machen könne, und wenn dieser andere durch die Umstände auch noch so hoch gestellt ist [...]. (ebd., S. 164)

In einer abschließenden Gegenüberstellung der Leistungen Josephs II. und Benjamin Franklins verdeutlicht Schlichtegroll, dass die politische Handlungsmacht mit der Idee der Volkssouveränität ihre ständische Bindung verloren hatte. Nicht der absolutistische Monarch, auch wenn seine Motive dem Geist der Aufklärung verpflichtet sind, sondern der einfache Bürger wird für Schlichtegroll zum Träger gesellschaftlicher Transformationsprozesse:

> [E]ine auffallende Vergleichung zwischen den zwey größten Verstorbenen desselben Jahres dringt sich uns auf. *Joseph* ward im Purpur geboren; glänzende Kronen vererbten sich früh auf sein Haupt; aber als er die Augen schloß, wankten sie alle, und er konnte nicht wissen, welche von ihnen auf seinen Nachfolger übergehen würden. *Franklin* gieng in seiner Jugend mit einem Pfennigbrod durch die Straßen von Philadelphia, und stillte seinen Durst aus dem Flusse; kein Mensch kannte seinen Nahmen; aber bey seinem Tode ließ er einen

---

323 Johann Pezzl: *Charakteristik Josephs II*. Wien 1790.

324 „Selten hat vielleicht ein Monarch die vielen Mittel, die ihm sein Stand darbietet, so wenig zu sogenannten Vergnügen angewendet als Joseph. Es läßt sich ohne Uebertreibung behaupten, daß er mehr arbeitete und sich weniger Ergötzlichkeiten machte, als der geringste Handwerker in seinen Staaten." (Schlichtegroll 1791, S. 165f.).

325 „Seit dem Tode seines Vaters bestand sein Nachtlager aus Matratzen mit Stroh gefüllt, einer Hirschhaut darüber, und einem ledernen Kopfküssen mit Pferdehaaren ausgestopft. So auch auf Reisen, und zwar nicht bloß in geringen Herbergen; sondern selbst in Palästen der Fürsten ließ er die Betten aus dem Schlafzimmer räumen, und legte sich auf sein Stroh." (ebd., S. 158).

326 „Die Gesellschaft, die er in Wien gewöhnlich des Abends besuchte, bestand gemischt aus geistreichen Männern und Frauen. [...] Hier erschien Joseph bloß als Bürger und Gesellschafter, und wie sehr er die Gabe der angenehmen Unterhaltung, Leichtigkeit im Ausdruck, Witz und Feinheit besaß, davon zeugt allein schon der allgemeine Beyfall, den er in andern Ländern fand. Freylich sorgte der Kaiser durch diese gesellschaftliche Zwanglosigkeit am besten für sein eigenes Vergnügen, und viele Große der Erde betreten jetzt dieselbe Bahn; aber wenn man bedenkt, welchen Contrast sein Betragen mit der spanischen Sitte seines väterlichen Hofes machte, so muß man gewiß den starken und edlen Geist bewundern, der diesen natürlichen Weg zum Vergnügen trotz aller Hindernisse fand." (ebd., S. 166).

> Staat hinter sich, größer als irgend eine Monarchie, der in ihm einen seiner Stifter verehrte; und wo nur auf unserer Erdkugel gebildete Menschen wohnen, wurde dieser Bürger mit Achtung genennt. Beyde; Joseph und Franklin, ehrten die Menschheit, und waren eifrige Vertheidiger ihrer Rechte, obgleich auf ganz verschiedenen Wegen, und mit ganz verschiedenem Erfolge. Denn dem mächtigsten aller Monarchen gelang sein Unternehmen nicht; dem Buchdrucker aber gelang es. So gewaltig herrscht das allwaltende Schicksal über seine Menschen. (ebd., S. 310f.)

Im Kontrast der Lebensbeschreibungen Josephs II. und Benjamin Franklins demonstriert Schlichtegroll mit didaktischem Gestus die Potentiale, die dem einzelnen Subjekt unabhängig von seiner sozialen und ökonomischen Herkunft durch die Überwindung der feudalen Ordnung offen stehen, wenn es sich der Verfügbarkeit des eigenen Lebensentwurfs bewusst ist. Entsprechend dem allgemeinen Zukunftsoptimismus der Aufklärung erscheint auch die biographische Perspektive des Einzelnen nicht mehr durch Geburt und Schicksal vorbestimmt. Benjamin Franklin wird als Musterbeispiel eines Menschen dargestellt, der nicht nur Autor seines Lebens ist, sondern auch zu einem der Gründungsväter der eigenen Nation avanciert. In der Auflösung einer standesbezogenen Identität als Strukturprinzip biographischen Schreibens wird deutlich, wie der Sohn eines einfachen Kerzenmachers mitunter eine politische Wirkungskraft entfalten kann, die dem absolutistischen Monarchen als Repräsentant einer streng hierarchisch gegliederten Gesellschaftsordnung verschlossen bleibt. Die Offenheit und Wandelbarkeit der eigenen Biographie wird in diesem Zusammenhang zum Kennzeichen bürgerlicher Identität und zum allgemeinen, standesübergreifenden Ideal.[327]

Die Aneignung biographischer Gattungen durch breite soziale Schichten, die in der Renaissance begonnen hatte und in den darauffolgenden Jahrhunderten in Form berufsständischer Biographien ihren Ausdruck fand, führt im ausgehenden 18. Jahrhundert dazu, dass sich die konventionelle Segmentierung als Abbild einer hierarchischen Gliederung der vormodernen Gesellschaft aufzulösen beginnt. Die Ordnungsprinzipien kollektivbiographischer Unternehmen verändern sich. Was Johann Matthias Schröckh in der Vorrede seiner *Allgemeinen Biographie* ankündigt, ist in Friedrich Schlichtegrolls *Nekrolog* Programm: ein gleichberechtigtes Nebeneinander bürgerlicher und aristokratischer Lebensläufe. Damit einher geht die Neubestimmung der Kriterien für die Biographiewürdigkeit eines Menschen. Das Ideal des selbstbewussten, autonomen und tätigen Subjekts wird zum Paradigma einer Biographik, die sukzessive versucht, ihr repräsentatives Erbe zu tilgen und die Varietät und Dynamik von Lebensentwürfen in die biographische Darstellung zu integrieren. Nicht mehr

327 Schlichtegroll bemüht sich dementsprechend in seiner Darstellung Josephs II. dessen Bemühungen hervorzuheben, auch die eigene Lebensführung nach universalen, standesübergreifenden Prinzipien zu gestalten: „Wo das Bürgertum gesellschaftlich den Ton angab, mußte der Kaiser zum Bürger werden […]. Das heißt, daß die bürgerlichen Werte in bürgerlicher Sicht im späten 18. Jahrhundert als schlechthin universale gesehen werden; indem sich der Kaiser nur als „Bürger und Gesellschafter“ beträgt, verliert er nichts, sondern gewinnt in Wahrheit; er ist nicht bloß Fürst, sondern wird Mensch.“ Maurer: *Die Biographie des Bürgers,* S. 302.

die Zugehörigkeit zu einer homogenen sozialen Gruppe, sondern die Bedeutung der individuellen Lebensführung und damit die Einzigartigkeit der Biographie wird zum Kriterium der Aufnahme in die biographische Sammlung.

4.2 Kollektive Biographie und nationale Identität

Während die ständische Ordnung als Strukturmotiv biographischer Sammlungen allmählich in den Hintergrund tritt, gewinnen neue Faktoren an Bedeutung – allen voran das Konzept der Nation. Kollektivbiographien versammeln nun immer seltener Vertreter eines einzelnen Standes oder einer Berufsgruppe, sondern sollen für die nationale Gemeinschaft in ihrer Gesamtheit stehen. Dabei ist die regionale oder geographische Einschränkung biographischer Sammlungen allerdings keine neue Entwicklung. Seit jeher waren die meisten Kollektivbiographien spezifischen Kulturräumen gewidmet oder setzten programmatisch einen regionalen Bezugspunkt, was sich oft schon aus der Quellenlage ergab, mit der sich die Sammler und Herausgeber konfrontiert sahen. Vasari beschränkt seine Viten auf die italienischen Künstler und zahlreiche der deutschen Gelehrtenbiographien versammeln ausschließlich Leben von Persönlichkeiten aus deutschsprachigen Ländern, ohne dies überhaupt explizit zu thematisieren. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts verändert sich jedoch die Tragweite, die solchen Einschränkungen für die Konzeption kollektivbiographischer Projekte zukommt. Eine französische, britische oder deutsche Biographie dokumentiert nun nicht mehr bloß einen sprachlichen oder topographischen Raum, sondern eine als zunehmend signifikant empfundene kulturelle und politische Einheit.[328] Schon Schröckh lässt in der Einleitung der *Allgemeinen Biographie* erkennen, dass er trotz globalbiographischem Anspruch die Frage der Nation nicht unberücksichtigt lassen kann. Nach Erscheinen des ersten Teils seiner Sammlung sieht er sich der Kritik ausgesetzt, ein all zu breites Feld an Lebensläufen zu dokumentieren, und muss konstatieren, dass „die Wahl der Personen" dem Publikum „nicht völlig gefallen" (Schröckh 1769, S. X) habe. Es sei der Wunsch geäußert worden, der Autor möge das Spektrum seiner Biographie reduzieren und diese doch „ganz der deutschen Geschichte wiedmen" (ebd.). Das an der Idee der Gelehrtenrepublik[329] orientierte Konzept einer Nationen und Kulturräume übergreifenden Biographiesammlung, das etwa im Falle von Johann Burckhardt Menckes *Compendiösem Gelehrten-Lexicon* (1715) oder auch Gabriel Wilhelm Göttens *Das Jetzt-lebende Gelehrte Europa* (1735) umfangreiche Nachschlagewerke hervorgebracht hatte, scheint für das

328 Die Nation als identitätsbildende Kategorie ist im Anschluss an das antike Weltbild auch im frühneuzeitlichen Denken präsent. Allerdings tritt sie nur als untergeordnete Größe neben die weitaus bedeutsameren Faktoren der konfessionellen und ständischen Identität. Vgl. Maurer: „Nationalcharakter", S. 61.

329 Zur transnationalen Natur der Gelehrtenrepublik etwa François Arnaud, Abbé de Grandchamp und Mitglied der Académie française: „Nous regardons tous les gens de lettres sans aucune distinction comme Citoyens d'une seule et même République, dont tous les nombres sont égaux et où il n'est permis à personne d'affecter la tyrannie" *Prospectus d'un nouveau Journal étranger* (1760) XXXIII, zit. nach Wolfgang Knispel: „Gelehrtenrepublik", *HWPh* Bd. 3, Sp. 226–232, hier Sp. 226.

Publikum der *Allgemeinen Biographie* bereits fragwürdig. Dennoch bemüht sich der Autor in der Vorrede zum zweiten Teil seiner Sammlung, einen Ansatz in den Vordergrund zu rücken, der keine nationalbiographische Einschränkung der Auswahl vornimmt, sondern eine globale Perspektive verfolgt. In einem dialektischen Argumentationsweg beruft er sich dabei aber gerade auf die Vorstellung geschlossener Nationalcharaktere. Jedem Volk, so Schröckh, sei eine jeweils unterschiedliche „Denckungsart" und je nach historischer Konstellation auch „ein herrschender Geschmack in Ansehung der Religion, der Sitten, des Witzes" und „der Gelehrsamkeit" eigen, der diese von anderen Nationen unterscheide (Schröckh 1769, S. XII). Wo man nun vielleicht vermutet, dass der Autor anhand kultureller Unterschiede eine Differenz in den Lebensentwürfen der biographierten Persönlichkeiten konstatieren würde, sieht Schröckh nationale Prägungen weniger in den unterschiedlichen Leben selbst, als vielmehr in Aufbau und Struktur der Biographien und damit in der Schreibweise und im spezifischen Stil der jeweiligen Lebenserzählungen. Ein französischer oder englischer Biograph würde also ganz anders über das Leben einer Persönlichkeit schreiben, als dies ein deutscher oder russischer Autor täte. In einem vergleichenden Ansatz, so Schröckh, wäre es notwendig, die Divergenzen biographischer Beschreibungen auf die unterschiedlichen Voraussetzungen ihrer Urheber zurückzuführen. Spezifische kulturelle Prägungen eines Biographen erweisen sich aus seiner Sicht als maßgeblich für die Art und Weise, wie das Leben einer historischen Persönlichkeit betrachtet wird. Schröckhs Position zeugt von einem hoch reflektierten Bewusstsein der subjektiven Komponente jeder Lebensbeschreibung. Kein Biograph könne seinen eigenen, kulturell bedingten Dispositionen entkommen. Der Autor der *Allgemeinen Biographie* möchte diesen Umstand nun aber ins Produktive wenden, indem er seinem Publikum Darstellungen ein und derselben Persönlichkeit aus unterschiedlichen biographischen Perspektiven zur Lektüre empfiehlt. Über das Mittel des Vergleichs ließen sich so tiefe Einsichten, wenn nicht auch in den Charakter der porträtierten Person, dann zumindest in die kulturellen Voraussetzungen gewinnen, aus denen heraus der jeweilige Text entstanden ist. Aus Lebensbeschreibungen können ihre Leser also nicht nur über die biographierte Persönlichkeit lernen, sondern auch Erkenntnisse über die kulturellen Eigenheiten ihrer Autoren gewinnen. Für Schröckh besteht daher für das Feld der Biographik die Notwendigkeit, ja geradezu die Verpflichtung, sich mit den gleichen Themen aus immer wieder neuer Perspektive zu befassen, sodass sich die daraus entstehenden Texte gegenseitig ergänzen, kommentieren und erhellen:

> Daher kann man von dem Leben großer und berühmter Männer aus Einem Schriftsteller sehr selten eine vollkommen wahre und sichere Vorstellung ziehen; er müßte denn die Stimmen mehrerer Zeiten und Völcker mit einer gewissenhaften Aufrichtigkeit gebraucht haben. Ueberhaupt erhält ein Theil der Geschichte nicht anders eine unpartheyische Abbildung, als wenn Schriftsteller aus mehrern Nationen sich mit demselben beschäftigen; (Schröckh 1769, S. XII)

Nicht nur jeder Versuch objektiver Lebensbeschreibung müsse für Schröckh als Resultat multiperspektivischer Biographik gedacht werden. Der biographische Text birgt für ihn auch das

Potential einer Verständigung zwischen den Nationen. Die Selbstbeschränkung eines Biographen auf Lebensberichte solcher Persönlichkeiten, die seinem eigenen kulturellen und historischen Umfeld entstammen, würde ein wesentliches Potential der Biographie unterschlagen. Der Blick von außen könne, so Schröckh, die blinden Flecken in der eigenen Wahrnehmung aufdecken, genauso wie er die Konturen des „fremden" Betrachters in das Bild einwebt. Lebensbeschreibungen können als Vermittler zwischen die Völker treten und fördernd auf die gegenseitige Kenntnis von den jeweiligen kulturellen Voraussetzungen und Eigenheiten wirken. Schröckh fasst, um seinen Standpunkt zu verdeutlichen, das Motiv des biographischen Kulturtransfers[330] in die Metapher der Bildungsreise:

> Ich und meine Leser, wir reisen: und das historische Reisen ist den meisten unter uns noch dienlicher als dasjenigen, welches auf dem Postwagen angestellt wird. Wir lieben unser Vaterland; aber so lange wir die Vortheile und Sitten anderer Länder nicht kennen, bleiben wir sehr kurzsichtig: wir bewundern nur unser Eigenthum, und finden uns fast unverbesserlich. Die großen Männer anderer Nationen erleichtern uns die Bekanntschaft mit uns selbst auf die angenehmste Art; ja unser Stolz erkühnt sich nicht einmal, darüber Klagen zu führen. (ebd., S. XIIIf.)

Indem exemplarische Lebensläufe den Lesern den Charakter eines Volkes näherbringen sollen, ist die Biographie hier Medium der Fremdwahrnehmung. Zugleich fungiert sie aber auch als ein Instrument kultureller Selbstreflexion. Schröckh vertritt den Standpunkt, dass sich die Konturen sozialer und kultureller Gemeinschaften in Austausch und Vergleich mit anderen als Einheit empfundenen Gruppen erfahren lassen. Diese Einsicht spielt auch in der gegenwärtigen kulturwissenschaftlichen Debatte eine bedeutende Rolle. Das Eigene und das Fremde müssen sich wechselseitig erhellen. Dabei wird dieser Standpunkt konstruktivistisch erweitert, indem kulturelle Spezifika nicht als natürliche Gegebenheiten, sondern als Ergebnis diskursiver Konstruktionsprozesse betrachtet werden.[331] Schröckhs Lebensbeschreibungen stellen damit im Sinne einer kritischen Biographik nicht nur Identifikationsfiguren dar, an denen sich das eigene kulturelle Profil schärfen lässt, sondern können auch als biographische Annäherungen an das Fremde betrachtet werden. Der Autor positioniert seine Biographien also trotz eines universalen Ansatzes im nationalen Diskurs – allerdings weniger als Symbolträger kollektiver Identität, denn als Erkenntnisinstrument im pluralen Zusammenspiel der Kulturen.

Auch Schlichtegroll propagiert im *Nekrolog* zu Beginn einen universellen Anspruch. Potentiell soll dieser Persönlichkeiten aus allen Nationen und Kulturräumen würdigen. Er

330 Mit Hannes Schweiger und Deborah Holmes werden Biographien zum Medium kultureller Transferprozesse, indem im Prozess ihrer Produktion und Rezeption nationale und kulturelle Grenzen verhandelt werden. Vgl. Hannes Schweiger und Deborah Holmes: „Nationale Grenzen und ihre biographischen Überschreitungen". In: *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Hg. v. Fetz, S. 385–418.

331 Hartmut Böhme: „Aufgaben und Perspektiven der Kulturwissenschaft". In: *Kulturwissenschaften. Konzepte, Theorien, Autoren*. Hg. v. Iris Därmann u. Christoph Jamme. München 2007, S. 35–52, hier S. 39f.

räumt aber ein, dass es sich bei den meisten der Lebensbeschreibungen, die er zu versammeln gedenke, aus Gründen der Verfügbarkeit biographischer Quellen um Persönlichkeiten aus den deutschsprachigen Ländern handeln wird. Von ihnen ließen sich „noch am ersten sichere und geprüfte Nachrichten […] erwarten" (Schlichtegroll 1791, S. 37). Aus dieser Konstellation solle allerdings kein absolutes Ausschlusskriterium entstehen:

> [I]ch [möchte] mich […] nicht so beschränken, daß ich den Biographien großer Ausländer, welche die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen haben, und die ich die Heroën des Zeitalters nennen möchte, keinen Platz in dieser Sammlung einräumen dürfte. (ebd.)

Schlichtegroll wendet sich hier noch deutlich gegen eine streng national ausgerichtete Form biographischen Gedenkens. Die Sammlung orientiere sich zwar aus pragmatischen Gründen auf den eigenen Kulturraum, vertritt aber gerade dort, wo es um herausragende Persönlichkeiten geht, auch einen universellen Anspruch. Er weist sogar aus aufklärerisch-didaktischer Perspektive explizit darauf hin, dass Biographien bedeutender historischer Figuren unabhängig von deren Herkunft allen Menschen zum Vorbild gereichen können:

> Männer wie *Franklin, Howard,* und ihnen ähnliche, oder auch große Schriftsteller, von welcher Nation sie seyn mögen, gehören nicht mehr bloß ihrem Vaterlande, sie gehören der Welt, der gesammten Menschheit an, in deren Dienste sie standen und arbeiteten. (ebd., S. 37f.)

In der raum- und zeitübergreifenden Wirkung gedruckter Biographien, die nicht wie Gedenkfeiern oder steinerne Monumente auf einen bestimmten Ort oder nur ein zeitlich begrenztes Ereignis beschränkt sind, sieht Schlichtegroll ein Mittel der Verständigung zwischen den Nationen, in dem das Gemeinsame in den Vordergrund gestellt und ein positiv besetztes weltbürgerliches Bewusstsein vermittelt wird:

> Leichenreden und Grabmonumente erhalten das Andenken der Verstorbenen nur für ihre Landsleute im engern Sinne. So lange sich der Mensch nur als Bürger einer Stadt, als Bewohner eines Dorfs betrachtet, so lange ist ih[m] auch nur der Kirchhof *seines* Ortes wichtig, und die Nahmen seiner Bekannten und unmittelbaren Vorfahren, welche ihm jene einheimischen Grabmähler nennen. Wenn er aber durch Cultur und Mittheilung dahin gekommen ist, daß er sich als Glied einer großen, über die Erde verbreiteten Familie ansieht; so stirbt ihm in jedem Menschen ein Bruder, und in jedem guten und merkwürdigen Menschen, ein geliebter, ein des Andenkens werther Bruder. (ebd., S. 33)

Die Biographie erscheint angesichts einer bereits im 18. Jahrhundert zunehmend globalisierten Welt als probates Mittel, nationale und intellektuelle Grenzen zu überwinden. Die freie Zirkulation des Wissens, die der Buchdruck und die Entwicklung einer bürgerlichen Öffentlichkeit mit sich gebracht haben, fände in der gedruckten Lebensbeschreibung eine adäquate Form der Erinnerungskultur. Dabei zeichnen sich die biographischen Sammlungen gerade

durch ihre Pluralität aus. Die exemplarische Bedeutung der Biographie, die den programmatischen Kern von Schlichtegrolls Nekrologprojekt darstellt, zielt auf ein weites Spektrum biographischer Vorbilder, an denen die Leser ihre eigenen Lebensentwürfe schärfen können.

> Laßt uns daher einen allgemeinen Todtengarten anlegen, und in ihm die Kenotaphe aller Verstorbenen errichten, die uns der Erinnerung würdig scheinen und deren Beyspiel belehren und aufmuntern kann! Laßt uns durch das Zusammenstellen dieser Biographien ein Fest des Andenkens an jene Abgeschiedenen feyern, einen Aller-Seelen-Tag, an welchem wir Dankbarkeit und gute Vorsätze diesen Edlen zum Todtenopfer bringen! (ebd., S. 33f.)

Schlichtegroll versucht über das Bild des Totengartens die düstere Metaphorik des Grabmals durch ein positives Gegenstück zu ersetzen, das die didaktische Funktion des Andenkens an die Verstorbenen verkörpert. Analog zur Metapher der Galerie steht hier das Prinzip der Vielfältigkeit im Vordergrund. Schlichtegroll erwartet sich von einer biographischen Sammlung, ähnlich wie Schröckh, dass sie ihre Leser über die Beschränkungen ihrer eigenen Sprache und ihres eigenen Kulturkreises hinaushebt und eine Ahnung von der allgemeinen Natur des Menschen vermittelt. Die Biographik erlaubt es, den individuellen Horizont zu erweitern, wo der eigenen Lebenserfahrung durch sprachliche, räumliche und kulturelle Gegebenheiten enge Grenzen gesetzt sind.

Bereits im zweiten Jahrgang des *Nekrologs* nimmt Friedrich Schlichtegroll diese konzeptionelle Offenheit jedoch wieder zurück. So bemerkt er in der Vorrede zum zweiten Band aus dem Jahr 1793 lakonisch: „Uebrigens wird es hoffentlich allgemein gebilligt werden, daß sich der Nekrolog bey der Menge der Materialien immer mehr auf merkwürdige *Deutsche* Verstorbene beschränkt [...]“ (Schlichtegroll 1793,):(2v). Beginnend mit dem *Nekrolog auf das Jahr 1794* schlägt sich diese Wendung auch im Titel nieder, der nun vollständig lautet: *Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbener Deutschen*. Nun ist die nationalbiographische Ausrichtung für alle Leser schon auf den ersten Blick erkenntlich. In der reflektierenden Vorrede zu diesem Band nennt Schlichtegroll sein Unternehmen eine „Biographia Germanica“, einen „deutschen Plutarch“ (Schlichtegroll 1796, S. XI). Selbst der Rückgriff auf das antike Vorbild geschieht nun also unter nationalen Vorzeichen. Ein Rest des universellen Anspruchs findet sich noch in der an gleicher Stelle getätigten Aufforderung an das gelehrte Publikum, einen „Nekrolog der Ausländer“ (ebd., S. XII) zu begründen. Die Biographien von Persönlichkeiten außerhalb des deutschsprachigen Kulturraums erscheinen Schlichtegroll also weiterhin relevant. Er selbst entscheidet sich jedoch dafür, den *Nekrolog* allein nach dem Paradigma der nationalen Identität auszurichten.[332]

Schlichtegroll hebt in diesem Zusammenhang die gemeinschaftsstiftende Wirkung des *Nekrologs* hervor, den er nun dezidiert in den Rahmen einer nationalen Selbsterkundung setzt.

332 Auch Michael Maurer sieht in der Instrumentalisierung der Kollektivbiographik als „Forum der Nation“ die bedeutsamste Veränderung in der Struktur biographischer Sammlungen um 1800 und verortet Schlichtegroll in diesem Kontext. Maurer: *Die Biographie des Bürgers,* S. 118.

So äußert der Herausgeber die Hoffnung, dass durch Werke wie das seine „etwas mehr Gemeingeist und Nationalinteresse in den Völkerschaften deutscher Zunge geweckt und belebt werden“ (ebd., S. XIf.). Strebte die Sammlung ursprünglich noch nach einer globalen Perspektive, ist es nun gerade der abgegrenzte Raum der eigenen Nation, der von den versammelten Biographien dokumentiert werden soll. Ab 1802 ändert Schlichtegroll noch einmal den Titel seiner Sammlung, die nun *Nekrolog der Teutschen für das Neunzehnte Jahrhundert* heißt. Er betont die Integration seines Projekts in eine allgemeine Tendenz zur Nationalbiographik, die sich auch in den Reaktionen seiner Leserschaft ausdrückt, so etwa wenn Johann Gottfried Herder in den *Briefen zu Beförderung der Humanität* explizit dazu auffordert, den *Nekrolog* in den Dienst der politischen Verständigung des intellektuellen Deutschland zu stellen.

Herders erste Sammlung der *Briefe,* die 1793 erschien, zeugt von einer intensiven Beschäftigung mit Schlichtegrolls Biographiesammlung. Nicht nur, dass er sich ausführlich zu dessen Schilderung des Lebens Benjamin Franklins äußert, auch Aufbau und Struktur des Gesamtprojekts werden von Herder sowohl positiv als auch kritisch beurteilt. Besonders wichtig erscheint es ihm, auf das noch unausgeschöpfte Potential des *Nekrologs* zu verweisen, das Herder in der Funktion einer nationalen Gedächtnisinstitution sieht.[333] Er schließt dabei an die Ausführungen des Osnabrücker Justizrats und Publizisten Justus Möser an, dessen 34. Stück der *Patriotischen Phantasien* den Titel *Aufmunterung und Vorschlag zu einer westphälischen Biographie* trägt. Möser beschreibt die Biographik darin im positiven Sinn als eine säkularisierte Form der Heiligenverehrung, die dem Diskurs über bürgerliche Lebenskonzepte Raum gibt. Dabei geht es ihm vor allem um die strengen Urteilskriterien, die für den Prozess der Heiligsprechung entwickelt wurden. Das postume Andenken wird von ihm nicht als Geburtsrecht der höheren Stände betrachtet, sondern muss durch die von einem Menschen im Verlaufe seines Lebens erbrachten Leistungen gerechtfertigt werden. Wie Schlichtegroll sieht er im biographischen Schreiben damit aber die Möglichkeit, Persönlichkeiten zu würdigen, die zu ihren Lebzeiten nicht in jenem Maße an das Licht der Öffentlichkeit getreten waren, in dem sich ihr Handeln und Wirken für das Gemeinwesen als nützlich erwiesen habe:

> Männer, welchen ihre Demuth im Leben nicht gestattete, nach einem glänzenden Ruhm zu streben, und sich entweder an der Spitze eines Heers oder am Ruder des Staats in der Geschichte zu verewigen, erhalten auf diese Weise auch ihr verdientes Ehrenmahl; und die Vergötterung, womit Geschichtsschreiber und Dichter ein so unerlaubtes als gefährliches Monopolium treiben, muß einer Heiligsprechung weichen, welche nicht anders als nach der strengsten Untersuchung und von einsichtsvollen Richtern geschiehet.[334]

Möser wendet sich damit gegen eine Biographik im Dienste genealogischer Herrschaftsgeschichtsschreibung, aber auch gegen Lebensbeschreibungen, deren Interesse einzig auf das

333 Herder FA 7, S. 29.

334 Justus Möser: „Aufmunterung und Vorschlag zu einer westphälischen Biographie“. In: *Sämtliche Werke*. Historisch-kritische Ausgabe in 14 Bänden. Bd. 4: *Patriotische Phantasien 1*. Bearbeitet v. Ludwig Schermeyer unter Mitwirkung v. Werner Kohlschmidt. Oldenburg 1943, S. 297–300, hier S. 297.

Außergewöhnliche und Unerhörte zielt. Er argumentiert mit Hilfe der Topoi exemplarischer Biographik, deren Bestimmung darin läge, „den Frommen und Redlichen im Lande [...] Muster zur Nachahmung“[335] zu sein. Dieser pädagogisch-moralische Ansatz wird von Möser mit spezifischen staatspolitischen Überlegungen verknüpft. Gerade im Falle der politischen Verhältnisse in den deutschsprachigen Ländern würde eine Sammlung „*einheimischer* Biographien oder Lebensbeschreibungen“[336] das Nationalgefühl maßgeblich befördern:

> Deutschland macht kein recht vereinigtes Ganze[s] aus, wie andre Reiche. Es hat keine Hauptstadt wie Frankreich oder England, und folglich stehen diejenigen Personen, welche dem Staate und gemeinen Wesen dienen oder auch sonst in stiller Größe leben, nicht auf der Höhe und in dem Lichte, worin sie sich in jenen Reichen befinden.[337]

Die staatliche Legitimität wird hier nicht mehr mit der Herrschaft eines aristokratischen Souveräns assoziiert, sondern mit der nationalen Gemeinschaft. Als symbolische Träger der Nation gelten Möser nicht militärische und künstlerische Heroengestalten, sondern die im Dienste des Staates stehenden Politiker und Beamten. Während solchen Persönlichkeiten aber in anderen Ländern durchaus öffentlicher Respekt gezollt werde, so Möser, stellt sich die Lage in Deutschland anders dar:

> Wir können uns [...] nie schmeicheln, solche Biographien zu erhalten, wie unsre Nachbaren haben. Wir können höchstens Helden und Gelehrte (und dergleichen Muster brauchen wir so gar viel nicht), aber nie den Mann, der dem Staate im Kabinett und auf dem Rathause dienet, zu einem Terray oder Beckford machen.[338]

Möser wählt mit dem französischen Finanzminister Joseph Marie Terray (1715–1778) und dem englischen Politiker William Beckford (1709–1770) zwei Beispiele von Persönlichkeiten, die nicht nur eine bedeutsame Rolle für die politische Entwicklung ihrer jeweiligen Heimatländer gespielt haben, sondern darüber hinaus auch zu durchaus umstrittenen Repräsentanten ideologischer Prinzipien geworden waren. Terray, der sich bei seinem Amtsantritt 1769 mit den katastrophalen Finanzen der Ära Ludwigs XIV. konfrontiert sah, erscheint aufgrund seiner Neuordnung des Steuer- und Abgabensystems als richtungsweisender Vertreter einer volkswirtschaftlich orientierten Finanzpolitik. Auch in William Beckford, einem prominenten Unterstützer der bürgerlichen Mittelklasse im englischen Parlament, ruft Möser das Bild eines Mannes auf, dessen Leben sowohl von ökonomischen als auch von politischen Erfolgen gekennzeichnet ist und der Zeit seines Lebens vehement gegen überkommene Strukturen im Wirtschaftsleben und der Staatsverwaltung eintrat.

335 Ebd.
336 Ebd., S. 298.
337 Ebd., S. 298f.
338 Ebd.

An faktischen Beispielen propagiert Möser damit die politische Wirksamkeit biographischer Sammlungen im ideologischen Dienste des modernen Nationalstaats. Die Biographie politischer Akteure soll Vorbildfunktion für die Lebensentwürfe von Bürgern haben, deren Verbundenheit mit dem Staat sich nicht mehr durch ein Untergebenenverhältnis zu ihrem Landesherren, sondern durch die Identifikation mit der nationalen Gemeinschaft auszeichnet. Dabei hat Möser, wie das Beispiel Terrays zeigt, weniger die Lebensgeschichten charismatischer Führerpersönlichkeiten im Sinn, als vielmehr den zielstrebigen Staatsdiener, der auch auf Kosten der eigenen Popularität seinen politischen Weg konsequent verfolgt.

Herder setzt nun an Mösers Gedanken zu einer identifikatorischen, nationalen Biographik an und spitzt sie zu. Biographien dienen ihm nicht nur als individuelle Beispiele staatsbürgerlicher Identität, sondern vermögen zugleich in ihrer kollektiven Form die politische Einigung der Nation vorwegzunehmen. Schlichtegrolls Nekrologsammlung, so sie sich der nationalen Geschichtsschreibung der Deutschen annähme, könne damit auf dem Feld der Biographik ein politisches Gemeinwesen propagieren, das aufgrund der historischen Umstände noch weitgehend utopisch erscheinen musste:

> Ein *Athanasium, ein Mnemeion* Deutschlands! Wahrlich unser Vaterland ist zu beklagen, daß es keine allgemeine Stimme, keinen Ort der Versammlung hat, wo man sich sämtlich höret. Alles ist in ihm zerteilt, und so manches schützet diese Zerteilung; Religionen, Sekten, Dialekte, Provinzen, Regierungen, Gebräuche und Rechte. Nur auf dem Gottesacker kann uns etwa eine Stelle gemeinsamer Überlegungen und Anerkennungen gestattet werden.[339]

Herder sieht in der Entwicklung einer deutschen biographischen Erinnerungskultur ein Symbol politischer Vereinigung, das in umfassendem Sinn die intellektuelle und kulturelle Gemeinschaft der Nation repräsentiert:

> In jeder Provinz Deutschlands leben Männer, die […] Dinge tun, deren Anblick jedermann schönen und großen Mut einspräche, wenn sie bekannt wären. Denen vollends wünsche ich keinen Hof, keine Hauptstadt; einen *Altar der Biedertreue* wünsche ich ihnen, an dem sie sich mit Geist und Herzen versammeln. Er kann nur im Geist existieren, d. i. in Schriften; und, o daß ausgezeichnet vor allen eine solche Schrift da wäre! An ihr würden sich Seelen entflammen und Herzen stärken. Der Deutsche Namen, den jetzt viele Nationen gering zu halten sich anmaßen, würde vielleicht als der erste Name Europa"s erscheinen, ohne Geräusch, ohne Anmaßung, nur in sich selbst stark, fest und groß.[340]

Herder und Möser greifen die identitäts- und gemeinschaftsbildende Funktion kollektiver Biographik auf und stellen sie in den Dienst einer Vision der Volkssouveränität. Wie der absolutistische Herrscher die Einheit des Staates in seiner Person repräsentiert, so versuchen

339 Herder FA 7, S. 33.
340 Ebd., S. 35.

die aufgeklärten Denker des 18. Jahrhunderts, einen angemessenen symbolischen Ausdruck für die Pluralität des Volkes zu finden, das in den republikanischen Staatsentwürfen jenen Platz beansprucht, den zuvor noch der Monarch als einzelnes Individuum eingenommen hatte. Die Synthese aus individueller Vielfalt und nationaler Einheit finden Schriftsteller und Publizisten wie Möser, Herder oder Schlichtegroll schließlich in der Gattung der Kollektivbiographie, die sie für die Zwecke der nationalen Identitätsstiftung reklamieren.

4.3 Kollektive Biographik um 1800 – Ränder und Grenzen

Die nationale Biographik des ausgehenden 18. Jahrhunderts kann, wie sich gezeigt hat, als Prozess sozialer Inklusion in einen öffentlichen Gedächtnisraum gelesen werden. Die Rolle der ständischen Identität als dominierendes Distinktionsmerkmal kollektivbiographischer Unternehmungen wird von der nationalen Zugehörigkeit der biographierten Persönlichkeiten abgelöst. Damit entwickeln sich offene Formen wie Schlichtegrolls *Nekrolog* zur Norm, in dem aristokratische Biographien neben bürgerlichen Lebensgeschichten, Gelehrte neben Künstlern, Kaufleuten und Unternehmern ihren Platz finden. Geschlossene, berufsständische Sammlungen werden als dominierende Form der Biographik schrittweise abgelöst, auch wenn sie durchaus heute noch, etwa nach dem Modell der 1847 in Schottland gegründeten Reihe *Who's Who,* weiterexistieren.

Die neuen Formen kollektiver Lebensbeschreibung erscheinen zunächst einen umfassenderen Anspruch bei gleichzeitiger sozialer Durchlässigkeit zu verfolgen. Bei genauerer Betrachtung erweisen sie sich gegenüber den Sammelwerken des 17. und frühen 18. Jahrhunderts in vielen Aspekten aber durchaus auch exklusiver als ihre Vorgänger. An erster Stelle wirkt sich hier naturgemäß die Tendenz zum nationalen Reduktionismus aus. Manifestierte sich in den biographischen Sammlungen früherer Zeit oftmals noch die europäische Dimension der Gelehrtenrepublik als Gegenstück zur spätfeudalen Partikularität eines dynastisch geordneten Staatensystems, so wird die Biographik im 18. Jahrhundert zum Vorläufer und Motor im Prozess der Nationalisierung. Während die Nation nach innen vom Prinzip der Einheit strukturiert wird, soll sie sich nach außen von anderen politischen und kulturellen Gemeinschaften abgrenzen. Die Differenzen unterschiedlicher nationaler Identitäten werden dabei durchaus als real empfunden, auch wenn die rezente Nationalismusforschung unter dem Schlagwort der „imagined communities“[341] vielschichtige diskursive Konstruktionsprozesse identifizieren konnte, die gerade um die Epochenschwelle zum 19. Jahrhundert Vorstellungen einer geschlossenen und homogenen nationalen Gemeinschaft überhaupt erst hervorbringen. Dieser Prozess lässt sich auch an den kollektivbiographischen Unternehmungen der Zeit beobachten. Während sich Schlichtegroll bei der Biographie Benjamin Franklins noch auf eine globale Verbundenheit im Zeichen aufgeklärter Werte berufen hatte, steht der

341 Benedict Anderson: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London 1983.

Nekrolog der Teutschen bereits ganz unter dem Paradigma des nationalen Diskurses und stellt sich zur Aufgabe, die Spezifika deutscher Identität in den einzelnen Lebensgeschichten zu dokumentieren. Das Programm Schlichtegrolls entfernt sich damit klar von der Vorstellung multiperspektivischer Biographik, wie sie Schröckh propagiert hatte, der die Biographie als Medium des gegenseitigen Austausches und der kulturellen Vermittlung über nationale Grenzen hinweg sieht. Im 19. Jahrhundert wird die Biographie schließlich in der Darstellung idealisierter Heroengestalten als Repräsentanten von Volk und Nation zu einer der tragenden Ausdrucksformen nationalistischer Ideologeme.[342]

Die Entwicklung spezifischer Ausschlussmechanismen bzw. die Verschiebung bestehender Exklusionskriterien in der kollektiven Biographik um 1800 lässt sich jedoch nicht nur am Paradigma der Nation, sondern auch mit Blick auf die Dominanz männlicher Biographien im biographischen Diskurs beobachten. Während im 17. und frühen 18. Jahrhundert eine ganze Reihe eigener biographischer Unternehmungen florierte, die sich zum Ziel gesetzt hatten, die Lebensgeschichten gelehrter Frauen zu versammeln, werden weibliche Biographien um 1800 zunehmend in allgemeine biographische Sammlungen integriert. Die Sonderform der Frauenbiographik verschwindet in dieser Zeit fast vollkommen und wird einem – scheinbar – integrativen Ansatz untergeordnet, der Standes- und Geschlechtergrenzen überwinden will. Sowohl Schröckh als auch Schlichtegroll betonen ausdrücklich ihre Intention, neben männlichen Lebensläufen auch Biographien von Frauen zu berücksichtigen. Allerdings geschieht dies nun unter veränderten Vorzeichen. Obwohl gebildeten Frauen, etwa als Künstlerinnen und Literatinnen oder im Rahmen der Salonkultur, durchaus Bereiche der Partizipation an der bürgerlichen Öffentlichkeit zugestanden werden, erweisen sich diese Räume hinsichtlich der durch sie definierten Rollenbilder und der Möglichkeiten ihrer Überschreitung oft rigider und enger gefasst als die sozialen Einschränkungen früherer Zeiten.[343] Eine solche Transformation im Bereich der Geschlechternormen manifestiert sich auch in der Biographik. Galt das Leben zahlreicher adeliger Frauen aufgrund ihrer sozialen Stellung über Jahrhunderte hinweg fraglos als biographiewürdig, gibt es dafür in der bürgerlichen Gesellschaft keine Entsprechung mehr. Gerade die Unterscheidung zwischen privater und öffentlicher Sphäre, die sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts von einer durchlässigen Schichtung in zwei streng voneinander getrennte und geschlechtlich markierte Bereiche differenziert, stellt die Integration weiblicher Lebensgeschichten in kollektive Biographien vor ein Problem.

Obwohl Frauen sowohl in den Sammlungen Schröckhs als auch Schlichtegrolls ihren Platz haben, zeigt die Auseinandersetzung der Herausgeber mit diesem Thema die konzeptionellen Schwierigkeiten, die ein inklusivistischer Ansatz abseits eines klassifizierenden biographischen Paradigmas für die Repräsentation weiblicher Lebensgeschichten mit sich bringt. Die Normbiographie ist männlich markiert. Schröckh möchte vor allem über „Männer" berichten,

342 So etwa im Umkreis der preußischen Historikerschule. Vgl. Scheuer: *Biographie,* S. 62–77; Zimmermann: *Biographische Anthropologie,* S. 130f.

343 Karin Hausen: „Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen". In: *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte*. Hg. v. Karin Hausen u. Heide Wunder. Frankfurt/M., New York 1992, S. 81–88.

„welche die Welt durch ihren Geist regieret, erleuchtet oder umgelehrt […], welche ganze Nationen umgeschaffen haben" (Schröckh 1767,):(3r). „Frauenzimmer" könnten nur dann Erwähnung finden, wenn sie „sich über ihr Geschlecht erhoben haben" (ebd.) und damit eine Biographie aufweisen, die dem klassischen Rollenbild entgegensteht. Während Schlichtegroll im ersten Teil der Vorrede zum *Nekrolog auf das Jahr 1790,* in dem er die Nützlichkeit biographischer Lektüre erörtert, noch allgemein von der Biographie als „Erzählung von dem Leben […] seltner, sich auszeichnender Menschen" (Schlichtegroll 1791, S. 1) spricht, ist später, wo es um die konkrete Auswahl und den Aufbau seiner Sammlung geht, fast nur noch von „Männern" die Rede – Frauen bleiben unerwähnt.[344] Obwohl es der Einleitung nach zu schließen also den Anschein hat, Schlichtegroll ziele vornehmlich auf männliche Biographien, enthält gleich die erste Sammlung mit den Leben der hochgebildeten Sabine Elisabeth Oelgard Gräfin von Bassewitz und Elisabeth Wilhelmine Ludovica von Württemberg, Erzherzogin von Österreich und Gemahlin des späteren Kaisers Franz II., zwei biographische Berichte über Frauen. Dieser Umstand erscheint für Schlichtegroll allerdings erst im zweiten Band des *Nekrologs,* jenem auf das Jahr 1791, erläuterungsbedürftig. Den Biographien Christine Gräfin von Auerspergs und Theresia Theschediks, Gattin des deutsch-ungarischen Pastors Samuel Theschedik (Sámuel Tessedik), stellt der Herausgeber einen Exkurs zur Bedeutsamkeit von Frauenbiographien voran: „Das Grab einer edlen Frau", so hebt er an, „ist eine sehr lehrreiche Stätte" (Schlichtegroll 1792, S. 138). Doch sogleich muss er einräumen, dass es um die Voraussetzungen für die biographische Würdigung eines Frauenlebens denkbar schlecht bestellt ist: „[…] so hat insbesondere die ganze zweyte Hälfte der Menschengattung keinen Beruf und keine Gelegenheit" zu den „glänzenden und in ihren Wirkungen großen Thaten", die öffentlich gepriesen und „durch Ausstellen der Nachahmung" (ebd., S. 139) empfohlen werden. Dennoch liege „in edlen Weiberseelen, so gut wie in den Männern, der Aufruf zur Tugend und zu edlen Handlungen" (ebd.). Schlichtegroll geht ganz selbstverständlich von einer Differenzierung der gesellschaftlichen Sphären aus, die dem Mann das öffentliche und politische Wirken, der Frau die maßgebliche Rolle in Haus und Familie zuweist. Im Gegensatz zu Schröckh möchte er nicht jene Frauenbiographien dokumentieren, die über die Grenzen, die weiblichen Lebensentwürfen gesetzt waren, hinausreichen und denen es gelungen war, sich Männern vorbehaltene Rollen anzueignen. Vielmehr bemüht sich Schlichtegroll, gerade jene Leistungen zu würdigen, die für ihn den spezifischen Lebensbereich der Frauen auszeichnen:

> Oft sind sie schwerer und ehrwürdiger als Heldenthaten, die stillen und ungepriesenen Tugenden des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens, die immer gleichförmigen Bemühungen, sich und das, was man zunächst um sich hat, zufrieden und glücklich zu machen, alles

344 Der Begriff „Mensch" oder „Menschen" kommt auf den ersten 20 Seiten der Vorrede insgesamt an 22 Stellen vor, „Mann" oder „Männer" bis dahin gar nicht. Ab Seite 21 bis zum Ende der Vorrede auf Seite 62 wird der Begriff „Mann" oder die Pluralform dann allerdings 29 Mal genannt, während „Mensch" bzw. dessen Mehrzahl nur noch an 17 Stellen vorkommt. Wann immer in der Vorrede auf die konkreten Biographien aus Schlichtegrolls *Nekrolog* Bezug genommen wird, ist fast ausschließlich von „Männern", nur selten von „Menschen" und niemals von „Frauen" die Rede.

> Ungleiche zu ebnen, alles Unvermeidliche ruhig zu ertragen, alles Leidende aufzurichten und zu trösten […]. (ebd., S. 139f.)

In der zeittypischen Dichotomie männlicher Aktivität und weiblicher Passivität entwirft Schlichtegroll die Rolle der Frau als Unterstützerin und Förderin ihres männlichen Gegenparts, paradigmatisch ausgeführt an der Biographie Theresia Theschediks. Der Autor zeigt sich bemüht, die Bedeutung solcher Lebensentwürfe nicht gering zu schätzen. Indem er die Biographien von Frauen auch seinen männlichen Lesern als Vorbild empfiehlt, wertet er die private und intime Sphäre des Hauses, die er der Frau zuordnet, ausdrücklich auf und stellt sie auf eine Stufe mit der männlich konnotierten Öffentlichkeit.

> Und wo lernen sich wohl […] wohlthätige[] Tugenden besser, als an dem Grabe edler Frauen, denen die Natur nur deshalb die Stärke der männlichen Seele versagt zu haben scheint, um die rauhen Dissonanzen des Lebens zu mildern und aufzulösen, und in der Beobachtung so mancher nothwendigen und doch leicht übersehenen Pflichten allen Geschlechtern und allen Ständen ein nachahmungswerthes Muster zu seyn. (ebd., S. 140)

Gleich darauf relativiert Schlichtegroll die Beispielhaftigkeit weiblicher Lebensläufe für Männer allerdings wieder, indem er mit Blick auf die beiden Biographien, die auf diese programmatische Passage zur Frauenbiographik folgen, ausschließlich das weibliche Publikum anspricht:

> Allenthalben, in der großen, glanzreichen Welt und im sparsamen und thätigen Mittelstande, kann [eine Frau] durch sanfte Güte, durch heitern Frohsinn, durch Ausdauern im Leiden, oder auch durch beystehende Thätigkeit und strenge Ordnungsliebe, das Glück ihres Hauses und ihres Zirkels machen, und so zum allgemeinen Wohl der Menschen mitwirken. So thaten die beyden guten und edlen Frauen, deren Andenken die folgenden Blätter für gefühlvolle Leserinnen aufbewahren mögen. (ebd., S. 141)

Schlichtegrolls Lob weiblicher Tugenden changiert also zwischen universaler Würdigung, wenn er weibliche Biographien seiner gesamten Leserschaft als Muster empfiehlt, und einer spezifischen Vorbildwirkung, die auf Frauen und deren Lebensbereich eingeschränkt bleibt. Es fehlen offensichtlich klare Kriterien, die es ihm erlauben, weibliche Biographien gleichrangig neben die Lebensbeschreibungen von Männern zu stellen. So bleibt seine Argumentation schlussendlich widersprüchlich und kann den *Nekrolog* nicht gegen die Marginalisierung der Frauenbiographik positionieren.

Ambivalent erscheint auch Schlichtegrolls Bewertung einer weiblichen Lebensgeschichte in der Biographie Johanna Sophia Kettners im ersten Band des *Nekrologs der Teutschen für das 19. Jahrhundert* (Schlichtegroll 1802, S. 161–166). Kettner diente, als Mann verkleidet, mehr als sechs Jahre als Soldatin in der kaiserlich-habsburgischen Armee und wurde, als man ihre Identität entdeckte, zwar aus den Diensten entlassen, aber dennoch öffentlich von Kaiserin Maria Theresia geehrt und mit einer, wenn auch bescheidenen, Pension ausge-

stattet.[345] Die Lebensgeschichte Johanna Kettners steht für ein Alternativmodell weiblicher Biographiewürdigkeit, in Ansätzen auch bei Schröckh formuliert, das die Geschichte einer außergewöhnlichen Frau honoriert, der es gelingt, die zeitgenössischen Geschlechtergrenzen zu durchbrechen und sich in einer männlich dominierten Welt zu etablieren. Allerdings wird in der Biographie Kettners keine Begründung der Bedeutsamkeit des weiblichen Normlebenslaufs etabliert, wie es Schlichtegroll in seinem Exkurs zur Frauenbiographie mit Blick auf die „häuslichen" Leistungen zumindest versucht hatte. Biographiewürdig macht die Soldatin das „Unglaubliche" (ebd. S. 165) ihrer Geschichte, der Bruch mit gesellschaftlichen Konventionen und die, zumindest vorübergehende, Aneignung eines männlichen Lebensentwurfs. Die in vergleichbaren Biographien dann aber oft beschriebene Reintegration in das klassische Rollenbild, in der die Geltung der Norm erneut bestätigt wird, findet bei Johanna Kettner jedoch nur zum Teil statt:[346]

> Ihre Beschäftigung war nie weibliche Arbeit. Sie blieb unverheiratet und brachte nach ihrem Abschiede ihre meiste Zeit mit Reisen in das Innere Oestreich und mit kleinem Handel zu; (ebd., S. 164)

Erwähnt wird allerdings, dass sich Johanna Kettner eines Waisenjungen annahm und ihn wie ein eigenes Kind erzog. Im Gegensatz zu den biographischen Sammlungen gelehrter Frauen,

345 Die Biographie Johanna Kettners muss im Bezug zu anderen dokumentierten Fällen von Frauen gesehen werden, die, als Männer verkleidet, in den Söldnerheeren der Frühen Neuzeit kämpften. Oft aus unmittelbarer Not, teils aber auch als bewusster Akt der Emanzipation zur Soldatin geworden, hielten viele von ihnen über Jahre hinweg ihre Tarnung aufrecht, bis sie durch eine meist „zufällige" Entdeckung gezwungen waren, wieder ein weibliches Rollenmodell anzunehmen. Vgl. Rudolf Dekker u. Lotte van de Pol: *Frauen in Männerkleidern. Weibliche Transvestiten und ihre Geschichte*. Berlin 1990; Klaus Reisinger: „Frauen und Militär in der Neuzeit. Francesca Scanagatta: Die militärische Karriere einer Frau im ausgehenden 18. Jahrhundert". In: *Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts* 16 (2001), S. 59–73; Marian Füssel: „Frauen in die Schlacht? Weibliche Soldaten im 17. und 18. Jahrhundert zwischen Dissimulation und Sensation". In: *Soldatinnen. Gewalt und Geschlecht im Krieg vom Mittelalter bis heute*. Hg. v. Klaus Latzel, Franka Maubach u. Silke Satjukow. Paderborn u.a. 2011, S. 159–178. Die Konsequenzen der „Entlarvung" der Soldatinnen waren höchst unterschiedlich. Mit Sanktionen hatten sie nicht so sehr aufgrund der militärischen Tätigkeit als vielmehr infolge einer symbolischen Überschreitung der Geschlechtergrenzen durch das Tragen von Männerkleidung zu rechnen. Reisinger: „Frauen und Militär in der Neuzeit", S. 68f. Wie im Falle Johanna Kettners sind aber auch positive Reaktionen belegt, die sich meist in einer finanziellen Zuwendung durch den Landesfürsten, teils auch in der Verleihung außergewöhnlicher Ehren und Privilegien ausdrückte. Die breite Dokumentation und zahlreiche literarische Verarbeitungen belegen jedenfalls ein vorhandenes öffentliches Interesse an den Schicksalen der als Männer verkleideten Soldatinnen, auch wenn oder gerade weil deren Lebensgeschichten meist mit der Rückführung in eine traditionelle Geschlechterrolle, Ehe und Mutterschaft, endeten. Vgl. ebd., S. 69f.; Füssel: „Frauen in der Schlacht?", S. 177.

346 Vgl. die von Klaus Reisinger untersuchte Biographie der Soldatin Francesca Scanagatta, die nach ihrer Entlassung aus der Armee Kaiser Franz' II. einen Leutnant heiratete, mit dem sie vier Kinder hatte, und sich aus dem öffentlichen Leben zurückzog. Reisinger: „Frauen und Militär in der Neuzeit", S. 63.

die teils weit über hundert Einträge verzeichnen und damit den breiten Anspruch der Partizipation an einer männlich geprägten Gesellschaftsordnung dokumentieren, bleibt Kettner ein Ausnahmefall im *Nekrolog* und das Besondere ihrer Biographie liegt gerade im Status des „Außergewöhnlichen". Die exemplarische Wirkung der Lebensbeschreibung für weibliche Rollenmodelle wird damit vordergründig gemindert. Im Kontext der vielfältigen vorhandenen biographischen Berichte über Soldatinnen wird dieses Motiv allerdings zumindest zum „Bezugsrahmen", an dem sich eine „Diskussion allgemeiner Unterschiede in den Rollen und Rechten der Geschlechter"[347] entfalten kann. Wenn die Soldatinnenbiographie auch kein emanzipatorisches Narrativ liefert, so gelingt es ihr wenigstens, die Gültigkeitskriterien tradierter Geschlechternormen zu befragen und einen Punkt zu liefern, von dem eine kritische Debatte ihren Ausgang nehmen könnte.

Als drittes Differenzkriterium in der Struktur von Schlichtegrolls *Nekrolog* tritt neben Nation und Geschlecht die soziale Identität der biographierten Personen, auch wenn die theoretischen Überlegungen des Herausgebers diese als bedeutungslos darstellen wollen. Mit der sukzessiven Auflösung einer geschlossenen ständischen Ordnung treten neue Bruchlinien im gesellschaftlichen Gefüge zutage. Bei Schlichtegroll spielt vor allem die Frage nach einer biographischen Repräsentation jener Bevölkerungsschicht aus einfachen Handwerksgesellen, Bauern und Gelegenheitsarbeitern eine Rolle, von denen sich das gebildete Bürgertum als privilegierte Klasse mit zunehmender ökonomischer Potenz und politischer Partizipationsmöglichkeit auch symbolisch abzugrenzen versucht. Dem habituellen Verhältnis zwischen bürgerlicher Elite auf der einen Seite und besitzloser Unterschicht auf der anderen steht aber der umfassende Bildungsimperativ der Aufklärung entgegen, aus dessen Perspektive jeder Mensch, gleich welchen Standes, das Potential hat, seinen geistigen Horizont zu erweitern und sich, zumindest im beschränkten Rahmen, Gelehrsamkeit anzueignen.[348]

Schlichtegrolls Biographien suchen die Synthese der beiden Ansätze. Das Beispiel von David Klaus, einem Hirten aus Halberstadt, zeigt, wie eine Lebensgeschichte, die nicht im bürgerlichen Milieu angesiedelt ist, dennoch implizit der Verständigung über die Voraussetzungen der bürgerlichen Identität dient. Das Leben David Klaus' erscheint gerade angesichts seiner einfachen Herkunft erwähnenswert, da es ihm gelungen war, sich trotz eines spärlichen Einkommens eine umfangreiche Bibliothek von mehr als 1000 Bänden anzueignen und nicht zuletzt dadurch über ein außergewöhnlich reiches Wissen auf dem Feld der Theologie und Philosophie zu verfügen.[349] Der einfache Hirte aus Halberstadt weist damit zwei kons-

---

347 Füssl: „Frauen in der Schlacht?", S. 165.

348 Maurer: *Die Biographie des Bürgers,* S. 144f.

349 Das Motiv des „gelehrten Landmanns" fungiert als zeitgenössische Faszinationsfigur und ist gleichzeitig Projektionsfläche für die Projekte der Volksaufklärer. Autodidakten wie der bei Leipzig wohnhafte Bauer und Astronom Christoph Arnold (1650–1695), der Tiroler Kartograph Peter Anich (1723–1766) oder Johann Ludwig (1715–1760) aus Cossebaude bei Dresden, der sich mit Mathematik, Astronomie und Geometrie befasst, dienen als empirische Bestätigung der intellektuellen Kapazitäten des Bauernstandes. Vgl. Heinz Otto Lichtenberg: *Unterhaltsame Bauernaufklärung. Ein Kapitel Volksbildungsgeschichte.* Tübingen 1970, v.a. S. 31; Reinhard Wittmann: „Der lesende Landmann. Zur Rezeption aufklärerischer Bemühungen durch die bäuerliche Bevölkerung im 18. Jahrhundert". In: *Der Bauer Mittel- und*

titutive Eigenschaften bürgerlicher Existenz auf: Bildung und ökonomisches Bewusstsein.[350] In einer eingeschobenen Vorrede zur Biographie von Klaus erläutert Schlichtegroll, welche Beweggründe ihn dazu geführt hatten, diese Lebensgeschichte in seiner Sammlung zu berücksichtigen. Zuerst rechtfertigt er dabei die notwendige Beschränkung kollektivbiographischer Projekte. So wäre es wohl „ein Unternehmen ohne Gränzen […], über alle Menschen des praktischen Lebens […] der Welt biographische Nachrichten vorzulegen" (Schlichtegroll 1794, S. 121). Ein solches umfassendes biographisches Archiv wäre ein Projekt, das,

> wenn es ausgeführt würde, sich selbst widerspräche und vernichtete; denn endlich würden, wenn das Geschäft einen Zweck haben sollte, die lebenden Menschen nichts anders mehr vornehmen können, als *lesen,* was die Verstorbenen *gethan* haben. (ebd., S. 121f.)

Eine Auswahl in der Breite biographischer Dokumentation müsse sich gerade mit Blick auf die niederen sozialen Schichten auf Schilderungen von Personen beschränken, die „sich vor vielen Tausenden von [ihres] gleichen stark auszeichne[n]" (ebd., S. 122). Nur „sich scharf unterscheidende[ ], merkwürdige[ ] Menschen" können das Interesse des Biographen auf sich lenken (ebd.). Wie im Falle der Soldatin Johanna Sophia Kettner liegt das Differenzmerkmal bei David Klaus in der Aneignung einer (männlich-)bürgerlichen Verhaltensnorm. Indem beide Lebensläufe die Abweichung von gesellschaftlichen Rollenentwürfen als Ausnahmefall und unerhörtes Beispiel schildern, bestätigen sie die geltende Ordnung und deren soziale und habituelle Grundlagen. So wie uns das Leben Johanna Sophia Kettners mehr über die Einschränkungen weiblicher Lebensperspektiven und die Normen der männlichen Soldatenwelt erzählt als über die biographische Wirklichkeit eines Frauenlebens des 18. Jahrhunderts, so vermittelt die Biographie von David Klaus das Mindestmaß an bürgerlicher Lebensweise, das notwendig ist, um über die Grenzen der eigenen sozialen Sphäre hinaus wahrgenommen zu werden. Die Auseinandersetzung mit „unterbürgerlichen Personen" dient in diesem Kontext also weniger der sozialen Öffnung der kollektivbiographischen Perspektive, sondern ist selbst im Dienst „der Selbstverständigung des Bürgertums"[351] zu betrachten.

Vereinzelt erscheinen jedoch auch im *Nekrolog* Schlichtegrolls Lebensgeschichten, die quer zu allen bürgerlichen Normen stehen. Hier sei auf die Biographie des Schreiners Geuß verwiesen, der in den Aufzeichnungen, die Schlichtegroll als Zusendung erhielt, weder Vorname noch Geburtsdaten besitzt und dessen Lebensbeschreibung schon allein deshalb aus dem traditionellen Raster biographischer Erinnerungsdokumente fällt. So negiert die Narration auch das im *Nekrolog* dominierende chronologische Erzählschema und nimmt eher die Form einer unsystematischen Anekdotensammlung an, deren Protagonist als „weiser Narr" erscheint,

---

Osteuropas im sozioökonomischen Wandel des 18. und 19. Jahrhunderts. Beiträge zu seiner Lage und deren Widerspiegelung in der zeitgenössischen Publizistik und Literatur. Hg. v. Dan Berindei u.a. Köln, Wien 1973, S. 142–196, hier S. 173.

350 Mehrmals wird auf die Sparsamkeit von David Klaus hingewiesen, der einen äußerst bescheidenen Lebensstil pflegte. Vgl. Schlichtegroll 1794, S. 126.

351 Maurer: *Die Biographie des Bürgers,* S. 144.

der durch gekonnten Wortwitz und bodenständige Klugheit herrschende Normen in Frage stellt. Obwohl Geuß in einigen der geschilderten Episoden gegen zahlreiche moralische Grundsätze der bürgerlichen Gesellschaft verstößt und so etwa wenig Respekt vor dem Besitz anderer zeigt, erscheint er nicht als negative Gestalt oder gar als abschreckendes Beispiel einer kriminellen Natur, sondern als bissiger Kritiker seiner Zeitgenossen, den der Verfasser gerne in einer Reihe mit Satirikern wie Jonathan Swift und selbst Philosophen wie Sokrates sehen möchte (Schlichtegroll 1805/2, S. 84).

Der Blick auf Biographien von Frauen und Lebensläufe von Personen, deren Leben außerhalb der gebildeten bürgerlichen Norm angesiedelt ist, zeigt die Ambivalenz in den Strukturprinzipien des *Nekrologs*. Einerseits ist auch Schlichtegrolls Sammlung trotz aller sozialkritischer Aspekte von der Tendenz zur Abgrenzung einer bildungsbürgerlichen Sphäre geprägt und fügt sich damit in die zeitgenössischen Konventionen zur Auswahl biographiewürdiger Persönlichkeiten.[352] Andererseits zeigt sich am *Nekrolog* aber auch das Potential, das kollektiven Projekten gegenüber der Einzelbiographie innewohnt. Sein editorisches Konzept ist tendentiell ein offenes und erlaubt so auch die Aufnahme von Biographien, die sich konventionellen Lebensentwürfen verweigern. Die Marginalität von Lebensgeschichten wie denen des Schreiners Geuß im Vergleich zur überwiegenden Mehrzahl der biographischen Erzählungen, die an den klar definierten Maßstäben einer bürgerlichen Musterbiographie festhalten, zeigt allerdings, wie um 1800 der Alltag eines großen Teils der Bevölkerung im kollektiven Gedächtnis beinahe keinerlei Spuren hinterlassen kann. Erst die Sozialwissenschaften des 20. Jahrhunderts entwickeln ein systematisches Interesse an Lebensgeschichten der Vergangenheit, die im Zuge einer „Diskursivierung des Alltäglichen“[353] etwa in den Polizei- und Verwaltungsarchiven als Hinterlassenschaften marginalisierter sozialer Gruppen überlebt haben. Dennoch lassen die vereinzelten Abweichungen von bürgerlichen Normlebensläufen, die bereits im 18. Jahrhundert zu beobachten sind, das Potential kollektiver Biographik erahnen. Es ist die Entscheidung der Herausgeber und Sammler dieser Biographien, welche Lebensgeschichten sie als bedeutsam erachteten und ob sie den Konventionen der Biographiewürdigkeit folgen oder diese Grenzen bewusst überschreiten. Kollektive Biographien können ebenso der „Tradierung eines Kanons dienen“, wie sie im Stande sind, diesen „in Frage [zu] stellen“ oder einen „Gegenkanon [zu] etablieren“.[354] Grundlegend ist dabei das Prinzip der Pluralität, dem jede biographische Sammlung unterliegt. Die Kollektivbiographik lebt im Gegensatz zur Einzelbiographie nicht von der Singularität ihres Gegenstandes, sondern von der produktiven Spannung, die sich aus dem Verhältnis zwischen den Teilen und dem Ganzen ergibt:

352 Schweiger: „Biographiewürdigkeit“, S. 33.

353 Michel Foucault: „Das Leben der infamen Menschen“. In: Michel Foucault: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*. Bd. 3. Hg. v. Daniel Defert u. François Ewald unter Mitarbeit v. Jacques Lagrange. Frankfurt/M. 2003, S. 309–332, hier S. 321.

354 Hannes Schweiger: „Die Macht der Archive. Zu Michel Foucault: ‚Das Leben der infamen Menschen'“. In: *Theorie der Biographie*. Hg v. Fetz u. Hemecker, S. 277–283, hier S. 282.

Collective biography is, on the face of it, about a multitude of distinctive lives. What, you might ask, could be a better way of giving voice to the differences of gender, ethnicity, race, sexuality and region – the diversity and heterogeneity of the nation – than a dictionary of biography? Some, particularly those who have worked close to the coal face in such enterprises, may argue that a register of heterogeneity is indeed what collective biography achieves.[355]

355 James Walter: „Seven Questions about National Biography". In: *National Biographies & National Identity*. Hg. v. McCalman, S. 19–34, hier S. 34. Christian von Zimmermann sieht gerade in der Pluralisierung von Individualität zu Individualitäten und dem Problem der Repräsentierbarkeit dieser Vielfalt die anthropologische Motivation der Biographik um 1800. Zimmermann: *Biographische Anthropologie,* S. 53.

5 Schrift

Wilhelm Dilthey beschreibt das Individuum in seiner hermeneutischen Begründung der Geisteswissenschaften als „Kreuzungspunkt“ für „Kultursysteme“ und „Organisationen“, „in die sein Dasein verwoben ist“.[356] Wenn dieses Individuum historisch und damit wissenschaftlich erschlossen werden soll, könne sich dies postum nur an „äußeren Begebenheiten“[357] verwirklichen, an Dokumenten, Briefen und Gegenständen, „welche als Ausdruck und Wirkung einer Persönlichkeit zurückgeblieben sind“.[358] Um das Leben eines Menschen im Nachhinein zu rekonstruieren, ist es daher nötig, sich an die materiellen Zeugnisse zu halten, die dessen Tod überdauern. Der biographische Nachvollzug, der sich damit entfaltet, hat für Dilthey einen maßgeblichen Stellenwert in seiner Unterscheidung geistes- und naturwissenschaftlicher Ansätze. Während Letztere nach Dilthey Phänomene der Welt *erklären,* wollen Erstere historisch-kulturelle Vorgänge *verstehen*.

Die Geisteswissenschaften finden ihre paradigmatische Form im objektivierten Nachvollzug des subjektiven Lebenszusammenhangs. Bezeichnend ist dabei Diltheys Hinweis auf die physische Qualität materieller Hinterlassenschaften, auf denen die Rekonstruktion eines Lebens durch einen Dritten, den Biographen, beruhen muss. „[I]m Stoff“ bewahre „[e]in Lebenslauf die Beziehung des Äußeren zu einem Inneren, zu der Bedeutung eines Lebens“.[359] Hier lasse sich das Individuum als „Mittelpunkt von Kraftwirkungen, die es erfährt und ausübt“,[360] zeigen. In seinen stofflichen Hinterlassenschaften spiegelt sich die Einzigartigkeit einer spezifischen Persönlichkeit. Diese legen aber auch Zeugnis davon ab, wie ein Mensch durch sein Umfeld beeinflusst wurde bzw. wie dieser selbst wieder auf seine soziale Umgebung eingewirkt hat. Neben dem zukunftsweisenden methodischen Plädoyer für eine biographische Analyse, die sich den gesellschaftlichen und kulturellen Strukturen widmet, in die der Lebensvollzug eingebettet ist,[361] macht Dilthey damit vor allem auf den stofflichen Aspekt der Aneignung biographischen Wissens aufmerksam. Kenntnis über ein Individuum lässt sich in seiner Vorstellung primär durch materielle Überlieferungsträger erlangen: Briefe oder Schriften, in denen sich die Persönlichkeit ihres Urhebers manifestiert, aber auch kulturhistorische Dokumente, die Zeugen der sozialgeschichtlichen Position sind, die das Subjekt eingenommen hat.[362]

356 Dilthey: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt,* S. 251.

357 Ebd., S. 249.

358 Ebd., S. 246.

359 Ebd., S. 249.

360 Ebd., S. 250.

361 Vgl. dazu Wilhelm Hemecker: „Zwischen Wissenschaft und Kunst. Diltheys Theorie der Biographie“. In: *Theorie der Biographie.* Hg. v. Fetz u. Hemecker, S. 65–71.

362 Bernhard Fetz weist auf das Spannungsverhältnis im Status biographischer Quellen zwischen Material

Trotz der konzeptionellen Ausweitung der Hermeneutik auf eine allgemeine Lehre vom Verstehen und Nachvollziehen kultureller Prozesse spielt für Dilthey die Auslegung geschriebener Texte die maßgebliche Rolle in der biographischen Konstitution des Subjekts. Im Weiterwirken der literarischen Empfindsamkeit gilt die schriftliche Selbstaussage, wie sie sich im persönlichen Brief und in der Autobiographie manifestiert, als reinster Ausdruck des autonomen, selbstbewussten Subjekts. Rezente kulturanthropologische und mediologische Untersuchungen zeigen einen ähnlichen Zusammenhang zwischen dem abendländischen Subjektbegriff und der Kulturtechnik des Schriftgebrauchs. So legt der Komparatist Christian Moser in seiner Studie zur vormodernen Hermeneutik des Selbst dar, wie die Vorstellung personaler Identität seit der griechischen Antike nur unter der Voraussetzung eines von der körperlichen Präsenz der Äußerungsinstanz losgelösten Mediums denkbar ist. Selbst Platon, so Moser, der sich wiederholt kritisch dem geschriebenen Wort gegenüber äußert, bewege sich doch stets im Paradigma der Schriftlichkeit.[363] Der geschriebene Dialog als von Platon bevorzugte literarische Gattung vereint Elemente objektivierender Distanz und identifikatorischer Nähe. Er erlaubt es dem Leser, einen festgefügten argumentativen Vorgang als Erkenntnisprozess nachzuvollziehen, ohne selbst direkt in den Hervorbringungsakt involviert zu sein. Platons philosophische Texte bedienen sich daher auch in ihren schriftkritischen Aspekten einer Rhetorik, deren Funktionieren auf genuin schriftbasierenden Argumentationsmustern aufbaut.

Auch die anthropologischen Fragestellungen des Literaturwissenschaftlers Albrecht Koschorke setzen bei Platon an und versuchen in Revision der dekonstruktiven Lesart Jacques Derridas und in Anlehnung an die Position Eric A. Havelocks den inhärenten Zusammenhang der platonischen Philosophie mit einer allgemeinen Verbreitung des Schriftgebrauchs in der griechischen Kultur nachzuweisen. Für Koschorke und Havelock besteht eine deutliche Relation zwischen dem metaphysischen Begriff der „Idee" als allgemeingültiger Wahrheit und der Emanzipation des Wissens von personen- und situationsgebundener Übermittlung durch den habitualisierten Einsatz der Schrift. So wie eine Tatsache dann als wahr gilt, wenn sie von der subjektiven Erfahrung des Einzelnen abgelöst werden kann, macht die Schrift das individuelle Denken unabhängig und medial kommunizierbar und scheidet es damit vom denkenden Subjekt.[364] Erst im Moment der Abtrennung geistiger Inhalte von

---

und Medium hin: „Die Frage nach den Materialien, aus denen Biographien gemacht sind, ist untrennbar verknüpft mit der Frage nach den Medien, in denen die Quellen überliefert wurden: Die Medialität der Überlieferung – Aufschreibesysteme, Übertragungs- und Speichermedien – und die Medialität der Dokumente definieren den Rahmen des Biographischen. Zusammen bestimmen sie auch die Gedächtnisfunktion von Biographien, das heißt ihre Einschreibung in ein kollektives und kulturelles Gedächtnis." Bernhard Fetz: „Der Stoff, aus dem das (Nach-)Leben ist", S. 107. Der Status der Quelle innerhalb des biographischen Textes ist allerdings prekär. Die Biographie absorbiert ihre Quellen und droht deren Eigenwert zu neutralisieren: „Das dem „fertigen" Text (der Biographie) vorausliegende Material ist beides: Träger von Bedeutungen und giftiges Abfallprodukt, das ausgeschieden wird, nachdem ihm der (Text-)Körper den Nährwert entzogen hat." (ebd., S. 149)

363 Christian Moser: *Buchgestützte Subjektivität. Literarische Formen der Selbstsorge und der Selbsthermeneutik von Platon bis Montaigne*. Berlin, New York 2006, S. 135.

364 Albrecht Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*. München 1999, S. 325f.

der physischen Präsenz des menschlichen Körpers sei die Bedingung für die Vorstellung der „Seele“ als einer „von den Wechselfällen und Abhängigkeiten der Körperwelt abstrahierten reinen Denkinstanz“[365] gegeben. Es erscheint daher schlüssig, dass sich die psychologisch motivierte Biographik des ausgehenden 18. Jahrhunderts hermeneutischer Verfahren bedient, wenn sie versucht neben den äußeren Lebensumständen auch den intellektuellen Werdegang eines Menschen zu rekonstruieren. Das Interesse an einem Wesenskern des Individuums, der nicht mehr im Sinne vormoderner Typologie unabänderlich feststeht, sondern das wandelbare Produkt seiner eigenen Geschichte ist, verwirklicht sich auf biographischer Ebene zunächst als eine Arbeit am Text: die Suche nach geistiger Urheberschaft in den schriftlichen Quellen.

Wie sich gezeigt hat, ist der Akt des Lesens für die Biographik um 1800 allerdings nicht nur in Hinblick auf die psychologische Ausgestaltung ihres Gegenstandes bedeutsam. In produktiver Adaption erbaulicher Lektürehaltung wird die Biographie als schriftliches Zeugnis eines fremden Lebenszusammenhangs auch Ausgangspunkt der Selbstkonstitution ihrer Leser. Die mediologischen Untersuchungen Christian Mosers, die ihren Schwerpunkt auf die Bedeutung der Schrift als Reflexionsmedium legen, zeichnen die Grundlagen dieser Konzeption in der antiken Philosophie nach und dokumentieren deren historische Transformation bis in die Frühe Neuzeit. Im Vollzug der Lektüre, so Moser, erschließe sich für die Rezipienten seit den Anfängen der Schriftkultur das Bewusstsein eigener Subjekthaftigkeit:

> Durch Lektüre gewinnt das Individuum Einsicht in die Wahrheit seiner selbst; mit Hilfe bestimmter Applikationsverfahren sorgt es dann dafür, daß es die Wahrheit nicht bloß versteht, sondern auch danach lebt. Es verinnerlicht das Begriffene und erhebt es zum Prinzip seines Handelns.[366]

Während der Begriff der Applikation an Hans-Georg Gadamers philosophische Hermeneutik anschließt, verweist die handlungspraktische Perspektive auf die subjekttheoretischen Überlegungen Michel Foucaults. Im Zentrum der abendländischen Kultur- und Geistesgeschichte, so Moser, stehe ein „variables Ensemble von Lektüre- und Schreibverfahren, mittels derer das Individuum sich eine Identität konstruiert“.[367] Wie bei Koschorke wird hier der Subjektbegriff in seiner Beziehung zum Artefakt der Schrift und den kulturgebundenen Praktiken, die dieses Medium definieren, ausgelotet. Die Absonderung einer ideellen, geistigen Sphäre des Denkens, die nicht an die Vergänglichkeit und Momenthaftigkeit des leiblichen Daseins gebunden ist, erlebt ihre Inkarnation in der zeitgreifenden Präsenz des geschriebenen Textes. Wie die platonische Idee ist auch das intersubjektive Wissen des Schriftmediums auf Dauer gestellt. Die Entwicklung eines subjektiven Selbstentwurfes, einer Vorstellung des eigenen Menschseins, und dessen Eingliederung in ein kulturelles Werte- und Bedeutungssystem vollzieht sich mittels schriftgebundener Auseinandersetzung mit fremden

365 Ebd., S. 326.
366 Moser: *Buchgestützte Subjektivität,* S. 23.
367 Ebd., S. 25.

Seinsweisen. Die Vorstellung vom eigenen Selbst entwickelt sich vor dem Horizont des Anderen, der allerdings erst über das Medium Schrift vermittelt und zugänglich wird.

Die Bedeutung der Schrift für eine Theorie der Biographie lässt sich in Mosers Analyse vor allem an der Wende vom scholastisch geprägten Spätmittelalter zum neuzeitlichen Humanismus aufzeigen. Der Autor exemplifiziert diesen Übergang an den Schriften Francesco Petrarcas. Dabei geht es darum, im Prozess der Lektüre „den Autor als eigenständige, widersprüchliche und dennoch integrale Persönlichkeit zu restituieren", diesen „als eine *andere,* vom Leser-Ich getrennte Person zu vergegenwärtigen, die mit ihrer eigenen, individuell markierten Stimme spricht".[368] Die Vorahnung eines komplexen, brüchigen Subjektbegriffs, die Moser in Petrarcas Cicerolektüre erkennt, wird Grundlage eines reflektierten Bewusstseins vom eigenen Ich, das zwar in klarer Abgrenzung zu der fremden Persönlichkeit des antiken Autors, aber dennoch in struktureller Analogie verfasst ist. Auf den modernen Werkbegriff vorausweisend spiegelt sich die Komplexität des Subjekts im Fragmentcharakter des einzelnen Werkes, das niemals gänzlich die vielschichtige Persönlichkeit seines Autors ausdrücken kann. Text und Autor sind nicht deckungsgleich. Eine konzise Vorstellung des Verfassers ließe sich erst imaginativ erschließen, wenn der Leser gefordert sei, „das unvollständige Bild zu komplettieren und die Autor-Persona wiederherzustellen, die der fragmentarische Text entstellt".[369] Der Autor erscheint mithin also nicht nur in seinem Verhältnis zum Leser, sondern auch zum Text als der Andere, der Entgegengesetzte, gekennzeichnet durch das Faktum seiner „Abwesenheit".[370] Der Lektürevollzug rekonstruiert aus dem monologischen Verhältnis zum Werk das dialogische Verhältnis zum Autor.

Dieses Motiv wird nun im 18. Jahrhundert in der Theoriedebatte zur Biographie unter den Bedingungen einer umfassenden Schriftkultur wieder aufgenommen. Auch für Johann Gottfried Herder erscheint die Rekonstruktion der Autorpersönlichkeit und mithin der Nachvollzug seiner intellektuellen Biographie als das Ziel einer ins Produktive gewendeten und damit an das eigene Schreiben gebundenen Lektürepraxis. Wo für Johann Georg Wiggers jeder Text durch die historische und körperliche Existenz eines Autors in einem konkreten soziokulturellen Kontext sein Fundament hat, sei umgekehrt für das Verstehen eines Werkes das Wissen um dessen Einbettung in das wissensgeschichtliche Umfeld seiner Entstehung unumgänglich. Die Leistung des genetischen Nachvollzugs in einer den Gegenstand der Lektüre kommentierenden Funktion sieht Wiggers als die wesentliche Aufgabe der Schriftstellerbiographie. Indem sie den Urheber eines Textes als Menschen zeigt, der selbst wieder eine Geschichte besitzt, konstituiert sie das literarische Werk als Ergebnis eines Hervorbringungs-

368 Ebd.

369 Ebd., S. 635.

370 „Der literarische Diskurs de[s] 17. und 18. Jahrhunderts folgt den Regeln der Rede in einem Kontinuum des Redens und Vernehmens – der literarische Diskurs des 19. und 20. Jahrhunderts bricht sich an den Grenzen des Geschriebenen: schreibt der Autor, so ist der Leser abwesend, liest der Leser, so ist der Autor abwesend. Das Spiel der Abwesenheiten kennzeichnet den modernen, den schriftlichen Diskurs." Heinrich Bosse: *Autorschaft ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit*. Paderborn u.a. 1981, S. 17.

prozesses, der intellektuell und narrativ nachvollzogen werden kann. Daniel Jenisch schließlich erweitert den Ansatz, der bei Herder und Wiggers noch auf das Gebiet der Literatur bzw. den schriftbasierten Gelehrtendiskurs beschränkt war, und macht ihn zu einem allgemeinen anthropologischen Erkenntnisinstrument. Die textbezogene biographische Hermeneutik seiner Vorgänger avanciert zur psychologischen Auslegepraxis, deren Gegenstand nun nicht mehr allein die wissenschaftliche und literarische Produktion ist, sondern der gesamte Lebensvollzug eines Menschen bzw. die vielfältigen Quellen, die darüber Aufschluss geben.[371] Die Biographie wird somit zur universalen Ressource der Wissenschaften vom Menschen.

Mit Koschorke lässt sich der funktionale Bedeutungswandel der Biographie im 18. Jahrhundert aus der Geschichte einer zunehmenden Entkörperlichung von Kommunikation verstehen. In scharfem Kontrast zur rhetorischen Bedeutung physischer Präsenz in der höfischen Barockkultur wird für Koschorke die zeitliche und räumliche Distanz zwischen Kommunikationspartnern zum wesentlichen Bestimmungsmerkmal der bürgerlichen Gesellschaft. In einer Epoche, in der nicht mehr das dialogische Gespräch, sondern stilles und in Vereinzelung vollzogenes Schreiben und Lesen die kennzeichnenden Figurationen zwischenmenschlichen Gedanken- und Empfindungsaustausches darstellen, geraten die diskursiven Voraussetzungen gelungener Kommunikation in Bewegung. Das Motiv der Authentizität etwa, im höfischen Arrangement tendenziell negativ bewertet und durch elaborierte Techniken der Verstellung und Verschleierung überdeckt, avanciert zum vielfach beschworenen Ideal bürgerlicher Poetiken. Die leibliche Präsenz der Gesprächspartner wird in der skizzierten Konstellation durch deren Distanz, als Kennzeichen der schriftlichen Kommunikation, abgelöst. Nicht mehr das mündliche Gespräch, sondern der briefliche Schriftverkehr werden zum kommunikativen Leitmotiv der bürgerlichen Epoche. Das 18. Jahrhundert entwickelt aber ein vielfältiges diskursives Instrumentarium, um den Verlust der Körperlichkeit vergessen zu machen und ursprünglich präsenzgebundene rhetorische Strategien in das mediale Austauschverhältnis der Schrift zu integrieren.

In der Poetik der Empfindsamkeit erscheint die Konstellation literarischer Interaktion im Zeichen von Schriftlichkeit auf mehrfache Weise paradox. Sie ist „zugleich anonym und intim, monologisch und mitteilsam, in ihrem Verbreitungsradius unüberschaubar und doch auch wieder mit den Insignien echter Freundschaft, mit der Weihe eines Arkanums versehen".[372] Schrift figuriert als Medium der geistigen Selbstreflexion, der Entäußerung des Innerlichen. Sie erhebt den Anspruch, authentischer Ausdruck der Seele und damit des wahren Ich eines Menschen sein zu können. Koschorke versteht Vorstellungen einer nur indirekt zugänglichen, aber dennoch für das menschliche Subjekt konstitutiven Komponente seiner Existenz, wie sie unter den Begriffen „Seele" und „Geist" subsumiert werden, jedoch als Imaginationen, die sich gerade unter den Bedingungen des Schriftgebrauchs entwickelt haben. Erst durch ihre analoge Entsprechung in der Absonderung einer Botschaft von ihrem Urheber im Prozess des Schreibens wird die Zweiteilung der menschlichen Existenz in eine kör-

371 Dilthey spricht von „Objektivationen des Lebens". Dilthey: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt,* S. 246.
372 Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr,* S. 181.

perliche und eine geistige Sphäre konzeptuell denkbar. Die „Entstehung von Innenwelten" sei möglich,

> wenn eine Semantik der Weltabwendung bereitsteht und kommuniziert werden kann, die diese Dunkelräume der Nicht-Interaktion gleichsam erleuchtet und mit dem Vermögen der Selbstreflexion als einem Modus kommunikativer Selbstreferenz […] auszustatten vermag. Individualisierung und Medialisierung sind dasselbe, je nachdem, ob man diesen Prozeß von „innen" oder von „außen" beschreibt.[373]

Die Bedeutung der Schrift für die soziale Interaktion innerhalb der bürgerlichen Sphäre äußert sich simultan in der Thematisierung der Erfahrungsräume individuell ausgestalteter Innerlichkeit. Die schreibende Exploration der eigenen Geisteswelt, etwa in Form der Autobiographie oder des bekenntnishaften Briefes, trägt zur diskursiven Konstruktion jenes Gegenstandes bei, den sie vorgibt, zu ergründen. Der medialen Entfremdung der Kommunikationsteilnehmer steht die vielschichtig ausgestaltete Motivik des direkten und authentischen Verhältnisses zwischen Schreibenden und Lesenden gegenüber, die eine bruchlose Verständigung von Seele zu Seele insinuiert. In den zeitgenössischen Poetiken des Wissens wird sodann ein weit aufgefächertes methodisches Inventar entwickelt, um die Verbindung zwischen dem schriftbasierten Universum der Texte und den seelischen Innenwelten, die sich selbst wiederum als rhetorisch-mediales Konstrukt charakterisieren lassen, als wechselseitigen Austauschprozess zu beschreiben. Die moderne Biographie lagert sich am Schnittpunkt dieser institutionalisierten Praktiken an, zu denen auch die Physiognomie, die Stilanalyse oder die literarische Hermeneutik zählen.[374] Sie greift auf den umfangreichen Bestand an Verfahrensweisen zurück, die der Beschreibung einer geistigen Seite der menschlichen Existenz dienen, und führt sie in der narrativen Form der Lebensbeschreibung zusammen.

5.1 Herder: Biographische Unsterblichkeit

Johann Gottfried Herder wird zu seinen Überlegungen um die Voraussetzungen und Möglichkeiten der Biographie durch den Tod des Gelehrten und Aufklärers Thomas Abbt angeregt. Doch nicht nur aus entstehungsgeschichtlicher Sicht gibt es einen konkreten Bezugspunkt: auch auf der Ebene der Narration bettet Herder den *Torso* in ein performatives Szenario, das dem argumentativen Vollzug seiner Überlegungen als plastischer Hintergrund dient. Im Sinne der Simulation von Mündlichkeit durch den schriftlichen Text ruft Herder zu Beginn seines Textes die Vorstellung der Grabrede auf: als rhetorische Gattung für den protestantischen Prediger selbst eine der Urszenen öffentlichen Sprechens.

Die Rede am Grab des Verstorbenen, die Würdigung seines Lebens und der Trost der

---

373 Ebd., S. 265.
374 Ebd., S. 269.

Hinterbliebenen vollzieht sich in einer spezifischen, von Herder schließlich auf die Gattung der Biographie schlechthin transformierten Konstellation zwischen Redner, Inhalt und Publikum der Rede. Die Grabrede beklagt die Abwesenheit des Verstorbenen. Wie bereits eingangs ausgeführt, zieht das öffentliche Sprechen über den Toten seine Legitimation allerdings genau aus der Absenz jenes Gegenstandes, auf den es sich bezieht. Herder integriert in seiner Schrift auf Thomas Abbt, in der literarischen Würdigung eines Schriftstellers also, durch die Referenz auf die Tradition der Leichenrede sowohl orale als auch religiöse Elemente. Er siedelt sein biographisches Schreiben damit an einer doppelten Schnittstelle an: zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, aber auch zwischen Sakralem und Profanem. Hinzu kommt noch eine weitere Dichotomie, die konstituierend nicht nur für den *Torso,* sondern für jede Form der Schriftstellerbiographie steht: die Spannung zwischen Autor und Werk. Die Gegenwart des Todes in der Rede auf einen Menschen, der in seiner physischen Präsenz nicht mehr im Kreis der Hinterbliebenen weilt, spiegelt sich gerade im deiktischen Gestus, mit dem das literarische Werk auf seinen Autor verweist. Seine Schriften werden zu Hinterlassenschaft, deren „tote[] Worte" (Herder: Torso, S. 569) für Herder nur leere Hüllen sind, wenn sie nicht als beseelt durch den Geist ihres Urhebers wahrgenommen werden. Auch wenn das Werk den Tod des Autors also zu überdauern vermag, so scheint es doch seiner zumindest imaginären Präsenz zu bedürfen, um im Sinne Herders auf seine Leser wirken zu können.

Der Tod des Schriftstellers als reales Ereignis setzt Herders Schreiben über die Werke Thomas Abbts in Gang. Metaphorisch gesprochen steht der Tod des Autors auch am Ursprung des modernen Literaturbegriffs. Der Text als abgeschlossenes, autonomes Kunstwerk ist im Gegensatz zu älteren, performativ orientierten Konzeptionen künstlerischen Ausdrucks dem Zugriff des Verfassers entzogen. Die Sublimierung der Schreibinstanz zur Autorfiguration, die gleichermaßen auch die Negation der physischen Präsenz des Schriftstellers beinhaltet, gründet maßgeblich in den ästhetischen Debatten des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Die Aufwertung des Schriftmediums ist, wie Michel Foucault konstatiert, dabei eng mit der Imagination des Todes verbunden:

> Das Merkmal des Schriftstellers besteht […] in der Eigentümlichkeit seiner Abwesenheit. Er muss die Rolle des Toten im Spiel des Schreibens einnehmen.[375]

Hier kehrt sich der Mythos vom Erzählen *gegen* den Tod um. Gerade die Anerkennung, die der individuellen Persönlichkeit eines Autors in der Rede vom Genie zukommt, transformiert den Schriftsteller zu einer idealisierten Figur, hinter der sich die reale Person verliert.[376] In die-

375 Michel Foucault: „Was ist ein Autor?". In: Michel Foucault: *Schriften zur Literatur*. Frankfurt/M. 2003, S. 234–270, hier S. 239.

376 Koschorke zeigt am Beispiel Herders, wie die schwärmerische Verehrung für die Texte eines Autors die eigentliche Persönlichkeit des Schriftstellers in den Schatten zu stellen vermag. Therese Heyne, Ehefrau des Göttinger Altphilologen Christian Gottlob Heyne und Mutter der gleichnamigen Schriftstellerin, beschreibt in ihren Briefen an Herder wortreich, wie dieser ihr durch die Lektüre seiner Werke im Geiste zu einer nahezu göttlichen Gestalt erwächst. Diese Imagination speist sich aber ausschließlich aus dem

ser Konstellation gründet nun auch die signifikante Position der Biographie im literarischen Diskurs, insofern sie ein schriftgebundenes und damit manifestes Reservoir für das Konstrukt der Autorschaft darstellt. Hier begegnet der Schriftsteller nicht mehr als Urheber des Textes, sondern als literarische Figur und betritt damit gleichermaßen jene der Vergänglichkeit entbundene Sphäre, in die sein Werk bereits Eingang gefunden hat:

> In der ästhetischen Negation des Todes verschwinden die Toten hinter den Texten, die ihre Unsterblichkeit festschreiben sollten. Unsterblich bleiben dabei nur die Texte.[377]

Der Tod – aus realer oder metaphorischer Sicht – ist End- und Anfangspunkt zugleich. Nun kann die schriftstellerische Produktion eines Autors als abgeschlossen betrachtet werden und seine Texte erwachsen zum Werk, das seinen Urheber überdauert. Hier setzt aber auch in der biographischen Tradition die Würdigung der Lebensführung einer Person an. Mit dem Tod erst ist es möglich, ein Urteil zu treffen. Aus der Perspektive einer autorbezogenen Hermeneutik eröffnet sich im Tod eines Autors der interpretative Bezugsrahmen für die Auslegung seiner Schriften, denn nun hat auch sein Leben den Charakter eines abgeschlossenen Textes angenommen.

Herder artikuliert den Bruch zwischen Autor und Leser, zwischen dem verstorbenen Thomas Abbt und sich selbst, in doppelter Weise. Die Distanz zum Gegenstand seiner Abhandlung ist nicht nur im Sinne der biographischen Konventionen, die eine abschließende Würdigung erst nach dem Tode vorsehen, konstitutiv, sondern auch für den individuellen Zugang, den Herder zum Werk des Verstorbenen hat (Herder: Torso, S. 565). Er betont ausdrücklich, dass sich der gegenseitige Kontakt allein auf die literarische Kommunikation beschränkte. Die Person Abbts ist für Herder ausschließlich in seinem schriftstellerischen Werk präsent. Weder standen die beiden in direktem Kontakt noch war es zu einer brieflichen Korrespondenz gekommen. Doch der Verfasser des *Torso* betrachtet die Rolle des Lesers, der nur durch dessen literarische Schriften mit einem Autor vertraut ist, geradezu als ideale Position, aus der heraus sich die biographische Annäherung an den Urheber seiner Lektüre verfassen ließe. Denn dort und vor allem dort – in der Literatur selbst, in Abbts Werk – sieht Herder „die Gestalt eines großen Geistes" (ebd.) sich verwirklichen. Diesen in seinen Betrachtungen zu würdigen, habe er sich vorgenommen. Herders einleitende Einschränkung, sein Wissen über den Verstorbenen weder aus persönlicher Bekanntschaft noch aus schriftlichem Austausch,

---

Bild des Autors, wie er für die Leserin in Herders Schriften erscheint. „So wie die Dichtung den Begriff der Seele vom Christentum erbt, erschafft sie auch eine eigene Göttergeneration. Ein neuer Himmel entsteht aus dem Fundus der Poesie. Herder [...] hat [...] Anteil an einem transfigurativen Mechanismus, der mit der emphatischen Erfahrung von Lektüre verknüpft ist. In Buchform erscheint die Tugend in ihrem reinen, ungeschmälerten Glanz. Die Verehrung bezieht sich zunächst auf das Werk und nur indirekt auf die Person, die es hervorgebracht hat. Erst auf einer zweiten Verwandlungsstufe, in Form einer angemessenen Wiedereinkleidung des Geistes, kann die Persönlichkeit Herders zum Objekt weiblicher Tugendschwärmerei avancieren: als Inkarnation dessen, was in der Schrift seinen privilegierten Existenzmodus hat; als Stimme, die sich der Bücherwelt leiht und von daher ihre Penetrationskraft empfängt." Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr,* S. 161.

377 Horn: *Trauer schreiben,* S. 107.

sondern allein aus der Lektüre seiner Werke zu beziehen, ist also keinesfalls das Eingeständnis fehlender biographischer Kompetenz, sondern vielmehr eine kunstvolle Transformation des Gegenstandes. Im Zentrum seiner biographischen Überlegungen steht nicht mehr der Mensch, sondern das Werk, das er dennoch aus lebensgeschichtlicher und damit genetischer Perspektive betrachten will.

Herder war indes nicht der Einzige, der sich um Abbts Andenken bemühte. Neben dem Marmordenkmal in der Bückeburger Schlosskirche bezieht sich der *Torso* auch ausdrücklich positiv auf den biographischen Lebensabriss, den Friedrich Nicolai verfasst hatte. Kritisch wendet Herder sich allerdings gegen die lateinische Gedenkrede von Christian Adolf Klotz, die Abbts Wirken in hymnischen Worten lobt. Bedeutsam erscheint Herder wiederum Moses Mendelssohns *Phädon,* der, aus dem intellektuellen Austausch mit dem Verstorbenen hervorgegangen, diesem gewidmet ist und in dem der Berliner Philosoph sich an einer kritischen Adaption der platonischen Metaphysik versucht. Herder, der sich später noch ausführlicher mit Mendelssohns Unsterblichkeitskonzept auseinandersetzen sollte, thematisiert im *Torso* ebenfalls die Frage der Vergänglichkeit, zielt hier allerdings auf ein weltliches Verständnis ewigen Lebens als ein Fortdauern des Geistes, das auf ideellem und literarischem Weiterwirken beruht. Herder schließt dabei jedoch ausdrücklich an Mendelssohns Schrift an und bedient sich in Anlehnung an den Dialog Platons einer szenischen Einkleidung der philosophischen Rede. So wie Sokrates im *Phaidon* „sich aus *Athen* an seinen Zauberort schlich, neben einer murmelnden Quelle unter dem Schatten eines Ahorns niedersank, an der Seite seines Lieblings sein Gesicht verhüllte, und Geheimnisse der Schönheit sah“, so stellt sich Herder Mendelssohn, „unseren Sokrates“, vor, „mit gesenktem Haupte über der Asche seines Freundes sitzen[d], und über die großen Worte: *Menschliche Bestimmung, Unsterblichkeit der Seele* denken[d]“ (ebd., S. 568). Wie Abbt für Mendelssohn inspirierend war, soll er nun auch auf die Leser des *Torso* und damit auf die nächste Generation der Denker und Philosophen wirken. In diesem Sinn versteht Herder das Weiterleben nach dem Tod. Die Verwendung des Modus „als ob“ in Herders Formulierung verdeutlicht dabei jedoch den metaphorischen Gebrauch des Unsterblichkeitsbegriffs:

> Vorübergehender Wanderer! setze dich neben ihn, und werde sein *Phädon:* denn wisse, dieser Ort ist heilig! *Lies,* als hörtest du noch aus dem Grabe die Stimme des philosophischen Zweiflers: und alsdenn *denke,* wie wenn du seinen unsterblichen Schatten vor dir sähest. In welch großem Verstande hast du das Andenken dieses würdigen Toten *gefeiret,* wenn du von seinem Grabe weiser und tugendhafter zurückkehrest. (ebd.)

Das Weiterleben eines Menschen in seinen Werken erscheint uns heute als konventionelle Denkfigur. Im Zeitalter der Aufklärung findet sich dagegen eine facettenreiche Debatte, in der sich sowohl die Konturen des religiösen Diskurses als auch eine säkulare Kritik an den etablierten theologischen Positionen abzeichnen.[378] In den Jahren, die der Abfassung des *Tor-*

378 Walter Sparn: „Unsterblichkeit. IV. Neuzeit“. In: *HWPh* Bd. 11, Sp. 275–294, hier Sp. 286ff.

so folgten, sollte sich auch Herder ausführlich mit dieser Frage befassen und den wirkungstheoretischen Gedanken des Weiterlebens in und durch die Schrift um einen metaphysischen Zugang zur Unsterblichkeitsproblematik ergänzen.[379]

Inspiriert durch Mendelssohns *Phädon* und die darin enthaltenen Gedanken zur Überwindung des Todes erschließt sich nicht nur der Assoziationsraum der Unsterblichkeit, sondern auch die Vorstellungswelt von Resurrektion und Belebung der Toten. In Ermangelung der physischen Präsenz des Verstorbenen sind es Ersatzobjekte, die an seine Stelle treten und zur Projektionsfläche semantischer und affektiver Aufladung avancieren. Die Hinterlassenschaften des Toten werden zu Stellvertretern. Auch damit bewegt sich Herder im Rahmen eines größeren historischen Transformationsprozesses, in dessen Zentrum der Verlust und die „Selbstauslöschung"[380] des Körpers als Medium sozialer Interaktion stehen. Substituiert wird dessen Abwesenheit von gegenständlichen Objekten mit metonymischem Charakter, die zu emotiven Bezugspunkten der zeitgenössischen Kommunikationsprozesse werden.[381] Gerade die Körperfeindlichkeit der bürgerlichen Moralphilosophie führt dabei zur Fetischisierung der Schrift, die als authentischer Ausdruck seelischer Regungen verstanden wird.[382] In metaphorischer Anwendung eines christlich-katholischen Motivs sind die Schriften Abbts für den protestantischen Theologen Herder *„Abdruck seines Geistes",* eine „Reliquie", „die wundertätig sein könnte", seine Leser zu „Schülern und Nacheiferern" zu machen (Herder: Torso, S. 569). So betrachtet geht von der Schrift als Stellvertreterin des Geistes eine nahezu magische Kraft aus. Die physische Form des literarischen Werks, das gedruckte Buch, wird zu einem hochgradig symbolischen Träger personaler Identität stilisiert, zugleich aber doch nur als Durchgangsstadium beschrieben, das es im Prozess der Rezeption zu überwinden gilt.

> [D]er Geist, der *Abbts* Körper überlebt, atmet in seinen Schriften: wisse ihre toten Worte zur Hülle zu nehmen um denselben zu erblicken, damit er in dich würke und dich wie mit einem Hauche, belebe. (ebd.)

---

379 Tino Markworth versteht das weltliche Unsterblichkeitsmodell, das Herder im *Torso* vertritt, bereits als kritische Reaktion auf die Thesen Mendelssohns. In diesem Sinne sind die Ausführungen in der Schrift auf Thomas Abbt jedoch als Entwicklungsschritt zu einem eigenständigen Ansatz zu betrachten, da sich Herder hier noch nicht in der Lage sah, Mendelssohn mit einem ausgearbeiteten theologischen Programm entgegenzutreten. „Dies ändert sich im April 1769 als Herder den ersten Entwurf einer eigenen metaphysischen Unsterblichkeitskonzeption entwickelt und nun eine zweigleisige Strategie zur Lösung der Unsterblichkeitsproblematik favorisiert. Die Unsterblichkeit der menschlichen Seele als einer individuellen Mischung von verschiedenen Kräften wird jetzt durch metaphysische Konzeptionen abgesichert, die aber zugleich die Möglichkeit einer Unsterblichkeit der gesamten Persönlichkeit negieren. Für das Weiterleben der Persönlichkeit nach dem Tod bleibt das diesseitige Modell der Unsterblichkeit durch Ruhm zuständig, das den Einzelnen zum gesellschaftlichen Engagement motivieren soll." Tino Markworth: *Unsterblichkeit und Identität beim frühen Herder*. Paderborn u.a. 2005, S. 21.

380 Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr,* S. 144.

381 Ebd.

382 Hedwig Pompe: „Natürlichkeitsideal". In: *HWR* Bd. 6, Sp. 182–203.

Die Vorstellung von Vitalität erfährt hier einen doppelten Gebrauch. Auf der einen Seite wird die Schrift zum Medium von Präsenz, die den physischen Tod ihres Autors zu überdauern vermag. Andererseits suggeriert Herder, dass auch die Rezipienten im Akt der Lektüre geistige Belebung erfahren. Animation erschöpft sich nicht in der Intention, „den Geist dessen, über den ich schreibe, zu erwecken“ (ebd., S. 570), sondern wird zum alles umfassenden Leitmotiv der Auseinandersetzung mit dem Verstorbenen, um in den Schriften Abbts „lebendige Abdrücke von dem Geiste ihres Verfassers“ (ebd., S. 576) aufzufinden. Diese zu lesen und dabei den Schriftsteller Thomas Abbt zu ergründen, hieße, sich „eine lebendige Werkstäte aufzuschließen“ (ebd., S. 570), an der die intellektuelle Arbeit des Autors nachzuvollziehen sei. Und ein biographisches Bildnis des Autors, auf diese Art gezeichnet, „ist nicht tot: es bekommt Leben: es redet in meine Seele“ (ebd., S. 577).

In der Vorstellung der Resurrektion beschwört Herder zwei Urszenen der Gemeinschaftsbildung: Aus dem rhetorischen Repertoire der Grabrede entnimmt er den tröstenden Gedanken postumer Wiedervereinigung. Die Trennung, die der Tod mit sich bringt, wird in der Auferstehung der Toten überwunden. Auf einer umfassenderen Ebene werden die Christen aber auch in ihrer Anerkennung der Auferstehung Jesu zu einer Gemeinschaft geformt. Mit Blick auf den Charakter des Christentums als Schriftreligion und der Bibel als Dokument dieses Bekenntnisses, handelt es sich dabei nicht nur um eine Gemeinschaft der Gläubigen, sondern auch eine Gemeinschaft der Lesenden. Mehrfach ruft Herder im Rückgriff auf dieses christliche Motiv die Vorstellung gemeinsamer Lektüre auf, in deren Vollzug die Rezipienten zu „Nachfolgern“ (ebd., S. 569) Abbts geweiht werden, um in die „Fußtapfen“ (ebd., S. 570) ihres Vorbildes zu treten. Wie die Grabszene als rhetorische Inszenierung kommunikativer Unmittelbarkeit dient die Evokation kollektiver Lektüresituationen dazu, der Erfahrung des einsamen und stillen Lesens die Vorstellung intersubjektiver Verbindung durch das Medium entgegenzustellen. Verschmolzen werden die beiden Ideen im Begehren, sich an Abbts „Grab zu schleichen und seine Schriften, wie in seiner Gegenwart, und wie vor den Richtern der Toten zu lesen“ (ebd., S. 569). Im gleichen Sinn ergeht auch die Aufforderung an die Rezipienten des *Torso:* „Leser! setze dich neben mich und lies mit mir“ (ebd.). Der Vollzug der Lektüre wird zu einem übernatürlichen Akt der Inspiration und wie zuvor bereits die Schrift als Trägerin der Unsterblichkeit zu einem säkularen Substitut religiös-metaphysischer Vorstellungen stilisiert. Die Aneignung fremden Denkens durch lesendes Verstehen betrachtet Herder dabei als entmystifizierte Entsprechung für den Gedanken der Wiedergeburt:

> Denn das, glaube ich, ist die wahre Metempsychosis und Wanderung der Seele, von der die Alten in so angenehmen Bildern träumen, wenn uns ein Genius oder ein Sokratischer Dämon daran zu erinnern scheint, daß der Geist dieses verstorbenen Weisen uns belebe: wenn uns, wie dort dem *Agamemnon* ein Traum vom *Jupiter* in Gestalt des weisen *Nestors* erscheint; noch wachend seine Stimme in unserm Ohr tönet, und uns aufruft, in ihre Fußtapfen zu treten: wenn alsdenn unser Herz schlägt, und in unsern Adern ein Feuerfunken sprühet, *wie sie zu sein!* Dies, glaube ich, ist das einzige Mittel, dem Tode zu trotzen, wenn

> er die Blüten eines Landes zuerst abschlägt, damit stets neue hervorkeimen, und er doch endlich sagen müsse […]: siehe! der ist mir doch entronnen. (ebd., S. 570)

Reinkarnation, deren reale Bedeutung Herder in seinem theologischen Unsterblichkeitskonzept ablehnt,[383] versteht er hier im übertragenen Sinn als intellektuelle Verständigung und Eingliederung des eigenen Denkens in einen historischen Traditionszusammenhang. Auch wenn der Mensch vergeht, so sind seine Gedanken medial vermittelbar und vermögen es andere auch nach seinem Tod zu inspirieren.[384]

Doch, und das ist der nur implizit zu erschließende Kern von Herders Entwurf, die Lektüre der Schriften Abbts geschieht nicht unvermittelt. Es ist die Aufgabe der Biographie und mithin des Biographen, vermittelnd zwischen den Verstorbenen und sein Publikum zu treten. Wie der Grabredner füllt er die Leerstelle des Todes mit kommunikativer Performanz. Der Biograph nimmt seine Leser an die Hand und führt sie zu dem Bild des Verstorbenen, das er ihnen vorstellen will. Herder sieht es als die Aufgabe seiner biographischen Würdigung Thomas Abbts, den Lesern jenen „Pfad" darzulegen, „den *Abbt* ging", ihnen die „Abwege" zu zeigen, „auf denen jener sich verirrte", die „Fußsteige" zu weisen, wo man „die Schriften seines Vorgängers überholen könnte" (ebd.).

> Wenn ich einem andern die zerstückten Entwürfe darlegte, damit er sie ergänze: einen andern auf die Spur brächte, sich *Abbts* Denkart zu eigen zu machen, und einen andern wenigstens vom Nachäffen rettete: – eine einzige dieser Hoffnungen erleichtert, eine einzige Erfüllung derselben belohnt meine Arbeit. (ebd.)

Aus diesem Anspruch entwickelt Herder ein biographisches Repräsentationsmodell, das sowohl den Prozess der Kreation als auch den der Rezeption doppelt. Die Biographie müsse es unternehmen, die Seele eines Menschen abzubilden, die er als ein „Individuum im Reiche der Geister" (ebd., S. 571) beschreibt, das je nach Erziehung und äußerer Umstände eine spezifische Bildung erfährt. Der Biograph habe an einem Menschen das zu zeigen, was ihn einzigartig mache, und gleichzeitig zu beschreiben, wie er zu dem geworden ist, der er war. Herder interessiert die Individualität eines Menschen dabei vor allem als dessen spezifische „Denkart", die in der Darstellung des Biographen „zu einem ganzen Körper" geformt werde, an dessen Oberfläche sich durch „Anstrich, Gewand, und Miene und Anstand" (ebd.) die Spezifika des Charakters ablesen lassen. Im physiognomischen Verhältnis von Leib und Seele ersetzt Herder hier die körperliche Komponente durch Schrift. Das Wissen um die geistige Verfasstheit eines Individuums erschließt sich im biographischen Zugang nicht mehr über die körperlichen Eigenschaften, sondern über die intellektuelle Hinterlassenschaft eines Menschen. Zur Verdeutlichung seiner Position verweist er aber metaphorisch wieder auf die

383 Markworth: *Unsterblichkeit und Identität,* S. 69.

384 Hier weist Herders hermeneutischer Ansatz voraus auf die transzendentale Bedeutung historischen Denkens, wie es bei Dilthey und Heidegger entwickelt wird. Vgl. Gumbrecht: *Die Macht der Philologie,* S. 104–108.

Visualität. Eine Biographie, so Herder, könne als gelungen bezeichnet werden, „wenn sie es erreicht, den Geist eines Menschen, wie ein einzelnes Phänomen, wie eine Seltenheit darzustellen, die würdig ist, unser Auge zu beschäftigen", wenn sie es vermag, „wie durch eine Zauberformel, […] unser Auge auf[zu]tun", um „Geister, wie körperliche Erscheinungen zu sehen, zu betrachten" (ebd.). Er verlangt also vom biographischen Text, ebenso direkt und scheinbar unvermittelt auf den Leser zu wirken wie die Welt der Bilder, wenn sie den Sehsinn affizieren. Doch während die körperlichen Attribute eines Menschen, die von der Physiognomik als Zeichen gelesen werden, unmittelbar gegeben sind, ist die Biographie das Werk eines Dritten, des Biographen, der zwischen seine Leser und die biographierte Persönlichkeit tritt, um zwischen ihnen zu vermitteln.

Das „Lies mit mir!", das Herder artikuliert, verschleiert die autoritative und hermeneutisch signifikante Rolle des Biographen.[385] Dieser besitzt letztlich die Auslegungshoheit über die Schriften des Verstorbenen. Er tritt als Mittler zwischen das Objekt der Biographie und sein Publikum und positioniert sich sowohl auf der einen, als Leser und Bewunderer des Verstorbenen, als auch auf der anderen Seite, als dessen Interpret mit privilegierter Perspektive. Der Biograph ist es, der seinen Rezipienten den Weg zum geistigen Gehalt der Schriften weisen kann, die sonst nur „tote Buchstaben" blieben. Analog lässt sich auch die Anonymität der Autorschaft des *Torso,* die Herder dringend gewahrt wissen wollte, nicht nur aus den historischen Konventionen erklären. Der Biograph selbst tritt als Person scheinbar weit in den Hintergrund. Mit kritischer Verachtung begegnet Herder jenen Schriftstellern, die in „zugespitzten Lobreden" (ebd., S. 568) darum ringen, einen Teil des Ruhms, den der Verstorbene genossen hatte, auch für sich zu reklamieren, und hält seine eigene Identität bei der Veröffentlichung des *Torso* zurück. Die Sprechinstanz, jenes anonyme Subjekt, das an das Grab Thomas Abbts tritt, bleibt namenlos. Und doch ist es bezeichnend, dass der Text mit eben diesem sprechenden Ich einsetzt. Der Geist, die Seele Abbts, die in seinen hinterlassenen Schriften aufzusuchen wäre, ist dem Leser auf direktem Wege nicht zugänglich. Es bedarf, so scheint der Autor des *Torso* auszudrücken, der Vermittlungsleistung des Biographen.

Die Biographie verliert damit im Entwurf Herders den Charakter einer Lebenschronik und steht vielmehr im Zeichen interpretatorisch-psychologischer Beschreibung, die den Lebensvollzug nicht nur als Sammlung von Daten und Fakten dokumentiert, sondern die Handlungen und Werke eines Verstorbenen auf seine individuelle Persönlichkeit hin auszulegen intendiert. Im Unterschied zur antiken Biographik und zur hagiographischen Tradition geschieht dies nicht vor einem typologischen Hintergrund, sondern vollzieht sich in Anwendung hermeneutischer Praktiken, die sich im 18. Jahrhundert vom textorientierten Spezialwissen zusehends zur Grundlage des allgemeinen Menschenbildes wandeln. In dessen Zentrum steht der Gegensatz zwischen der physisch-körperlichen Seite des Individuums und

385 Mit Hans Ulrich Gumbrecht könnte man hier von einer Verschiebung im Verhältnis von Schriftstellerbiographie und literarischem Text sprechen. Die externe Kommentarfunktion, in der das biographische Wissen sich dem literarischen Text beifügt und anlagert, wird durch einen interpretativen Gestus ersetzt, der die Biographie quasi in und hinter den Text dringen lässt. Gumbrecht: *Die Macht der Philologie,* S. 72.

seiner geistig-psychischen Verfasstheit, die in Weiterentwicklung der Leib-Seele-Problematik nur indirekt über Verfahren der Auslegung und Einfühlung zugänglich ist. Christian Moser und Albrecht Koschorke betonen in einem diachronen Ansatz die unabdingbare Schriftgebundenheit jedes Subjektentwurfs, der sich auf die Existenz einer geistigen Substanz des Individuums stützt. Mit Koschorke wird diese Perspektive gerade im 18. Jahrhundert besonders virulent, da das Medium der Schrift sich zunehmend auf alle Bereiche intersubjektiver Kommunikation auszudehnen beginnt. Die Vorstellung der menschlichen Seele muss daher im Zeitalter der Aufklärung weniger als „ontologische Entität", denn als „Relationsbegriff"[386] betrachtet werden, der die sinnlich wahrnehmbaren Gegebenheiten in einer den allgemeinen Säkularisierungstendenzen zugänglichen Weise bedeutungsvoll werden lässt. Die Seele des Anderen ist der unerreichbare Bezugspunkt, auf den der schriftgebundene Austausch hin strebt:

> [D]ie Schrift ist der Ort, wo der Körper nicht ist, und die Ausnutzung dieser simplen Tatsache bietet gerade der Empfindsamkeit vielfältige Variationsmöglichkeiten. [...] „Körper" und „Seele" figurieren dabei nicht als substantielle, sondern als relationale Begriffe. Medientheoretisch gesprochen, bezeichnen sie unterschiedliche Inanspruchnahmen der in die gesellschaftliche Semiose involvierten Personen. Sie sind Resultanten der kommunikativen Topographie.[387]

5.2 Wiggers: Die Hermeneutik der Gelehrtenbiographie

Knapp ein Jahrzehnt nach den biographietheoretischen Überlegungen Herders bemüht sich Johann Georg Wiggers, den Paradigmenwechsel, den der *Torso* exemplarisch dokumentiert, gattungstheoretisch und -historisch zu fassen. Wiggers erörtert in seiner Monographie systematisch allgemeine Fragen des Stils, der Biographiewürdigkeit und der Beziehung zwischen Biographik und Geschichtsschreibung und widmet das abschließende und umfangreichste Kapitel seiner Arbeit dem Thema der Gelehrtenbiographik. Wiggers sieht trotz der Fülle an zeitgenössischen Beispielen im Mangel an erzählbaren Begebenheiten ein entscheidendes Problem für den Entwurf einer Biographie, die ein Leben beschreiben soll, das vornehmlich der Literatur und Wissenschaft gewidmet ist. Konventionelle Formen der Helden- und Herrscherbiographie, deren narrative Struktur durch die chronologische Abfolge äußerer Ereignisse gegliedert ist, ließen sich nicht bruchlos auf die Darstellung eines gelehrten Lebens übertragen, das sich vor allem durch intellektuelles Streben und eine geistige Entwicklung auszeichnet.

386 Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr,* S. 156.
387 Ebd., S. 267.

> Der Begriff der Biographie ward gewiß anfangs von dem Leben solcher Männer abgezogen, welche äußerlich sehr geschäfftig gewesen. Zu diesen Männern gehört der Gelehrte nicht. Vernünftiger Weise konnte daher seinem Geschichtsschreiber nur der Eine oder andre von zweyen Gedanken beyfallen; es muß auch eine andre als äussre Thätigkeit das vollkommene Recht auf eine Biographie geben, oder, mein Held hat kein solches Recht. (Wiggers, S. 122)

Während Herder das Konzept hermeneutisch-interpretativer Biographik aus einem konkreten Anlassfall entwickelt und über vielschichtige Verweise in der zeitgenössischen Debatte um die Schriftlichkeit als sozialem Interaktionsparadigma verankert, nähert sich Wiggers der Frage nach einer biographischen Schreibweise, die sich den Transformationen im Menschenbild des 18. Jahrhunderts hin öffnet, induktiv. Er fragt nach der Geltung konventioneller biographischer Ansätze für das Feld der geistigen Arbeit. An den Aporien der Gelehrtenbiographik, so Wiggers, ließe sich zeigen, wo die überlieferten biographischen Erzählformen an ihre Grenzen stoßen und neue Ansätze zu entwickeln sind, die sich wie die zeitgenössische Psychologie und Anthropologie, die literarischen Gattungen des Romans und der Autobiographie dem Gestus der Introspektion als diskursiver Erschließung einer geistigen Innenwelt bedienen.[388] Der Paradigmenwechsel in der Biographik des ausgehenden 18. Jahrhunderts habe für Wiggers vordringlich im Sinne einer Erweiterung der Lebensbeschreibung um die Analyse und Betrachtung der geistigen Entwicklung eines Menschen zu erfolgen. Der Gelehrte ersetzt dabei die Figur des Herrschers, der im Kontext der höfischen Rede noch bis Gottsched als immanenter Bezugspunkt biographischer Repräsentationslogik gilt.[389] Wo sich nun aber die Fortführung der höfisch-feudalen Lebensbeschreibung unter den Vorzeichen einer als pragmatisch verstandenen Geschichtsschreibung vollzieht, deutet Wiggers in seinen Ausführungen zur Gelehrtenbiographik eine hermeneutische Dimension der Gattung an, die sich abseits des historiographischen Erkenntnisinteresses bewegt. So bettet er die Frage nach der Auswahl des biographischen Gegenstandes, die er in der Dichotomie von Denkwürdigkeit und Merkwürdigkeit entfaltet (ebd., S. 41–67), zwar in die Dimension historischer Relevanz,[390] bestimmt Biographie und Geschichtsschreibung allerdings als substantiell voneinander unterschiedene heuristische Modelle. Während die Historie „von dem Handelnden" berichte, „um aus ihm seine Handlungen zu erklären", erzählt die Biographie „Handlungen,

388 Hans-Martin Kruckis sieht im Möglichkeitsspektrum der introspektiven Narration für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts den Roman und die Autobiographie hinsichtlich des anthropologischen Interesses der Zeitgenossen den traditionellen Formen der Biographik überlegen. Ein guter Teil der theoretischen Gattungsreflexion dient ihm zufolge dazu, diesen Mangel zu kompensieren. Kruckis: *Ein potenziertes Abbild der Menschheit,* S. 44.

389 Das höfische Heldenlob, auch wenn es sich auf Dritte bezieht, birgt in sich die Huldigung an den Souverän: „Der lebende Herrscher ist, im Faltenwurf des toten Helden, immer schon ein wenig zukünftiger toter Held." Rüdiger Campe: *Affekt und Ausdruck. Zur Umwandlung der literarischen Rede im 17. und 18. Jahrhundert*. Tübingen 1990, S. 13.

390 „Wenn die Geschichtsschreibung aus der Reihe ihrer wichtigsten Menschen Einen herausnimmt, und, um ihn als ein seltnes Individuum zu zeigen, sein Leben zum besondern Vorwurf ihrer Analyse macht, so wird sie Biographie." (Wiggers, S. 75).

um von dem Handelnden ein genaues und vollständiges Bild zu geben" (ebd., S. 78f.). Die Biographik habe das Leben eines Individuums nicht als Baustein zur Erklärung geschichtlicher Prozesse, sondern als genuinen „Ausdruck dieses Individuums"[391] zu betrachten. Das bedeutet, der Biograph müsse sich in Bezug auf sein Objekt der „originale[n] Beschaffenheit seines Herzens", dem „besondern Ton seiner Empfindungen" und der „Eigenheit [seiner] mannigfaltige[n] Geistesgaben" (ebd., S. 41) widmen. Die Ableitung dieser Bestimmungsmerkmale von Individualität aus der rhetorischen Tradition zeigt sich in der Konkretisierung der Gelehrtenbiographie. Hier artikuliert sich in aller Deutlichkeit, dass sich die Darstellung einer Persönlichkeit, wenn sie im Sinne der Aufklärungsphilosophie das Wesen eines Menschen ergründen möchte,[392] nicht allein in der Wiedergabe lebensgeschichtlicher Fakten erschöpfen könne. Denn, so Wiggers, „der Stand, in welche[m] der Gelehrte zu leben pflegt", setze ihn nur in den seltensten Fällen „historischwichtigen Begebenheiten" aus, so dass es von seinem Leben bloß „Geistes Geschäfftigkeit" zu berichten gäbe (ebd., S. 122). Die Gelehrtenbiographik, deren Legitimität Wiggers damit nicht in Frage stellen möchte, müsse nun, statt sich in Gemeinplätzen über die Lebensumstände ihres Objekts zu ergehen, die „Eigenheiten" und den „besonderen Verdienst eines Autors" in dessen literarischen Werken aufsuchen (ebd., S. 123). Wiggers zielt mit seiner Fragestellung auf jenen Drehpunkt, an dem sich der vormoderne Diskurs rhetorischer, regelgeleiteter Verfertigung des Wissens mit dem hermeneutischen Paradigma überlagert, von dem die neueren ästhetischen Prinzipien, vom Individualstil bis zum Geniebegriff, getragen sind. Die Schriftstellerbiographie müsse sich der Art und Weise widmen, in der das gelehrte und das literarische Wissen hervorgebracht wird. Sie beschreibt mit den narrativen Mitteln der biographischen Erzählung ein Feld, das vor Anbruch des 18. Jahrhunderts noch primär als Refugium der Rhetorik galt, eingebettet in ein transparentes System kommunikativer Interaktion. Zunehmend wird die künstlerische Schöpfung nun aber als Akt der Kreativität wahrgenommen, der der rationalen Betrachtung unzugänglich ist und nur auf indirektem Wege erschlossen werden kann. Was in vorangegangenen Epochen als regelgeleitetes Unterfangen und daher als systematische Aneignung von rhetorischen und ästhetischen Gesetzmäßigkeiten und Normen galt, wird nun immer mehr als einzigartiger Ausdruck einer individuellen Persönlichkeit verstanden. Die Lebensbeschreibungen von Künstlern und Gelehrten legen die Herausbildung dieser Persönlichkeit dar und informieren damit über die biographischen Voraussetzungen kreativer Schaffensprozesse. Aber auch dazu bedarf es, so Wiggers, der kritischen Analyse und Neubewertung

391 Hähner: *Historische Biographik,* S. 65.

392 Wiggers Anthropologie liegt ein Begriff des menschlichen Wesens als Kern und Ursache seines Handelns zugrunde, wie er etwa bei Christian Wolff artikuliert wird: „Dasjenige, darinnen der Grund von dem übrigen zu finden, was einem Dinge zukommet, wird das Wesen genennet. Wer also das Wesen eines Dinges erkennet, der kan den Grund anzeigen von allem, was ihm zukommet. Man erkennet aber das Wesen eines Dinges, wenn man versteht, wodurch es in seiner Art determinieret wird". Christian Wolff: *Vernünfftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt*. In: *Gesammelte Werke, Materialien und Dokumente*. Hg. v. Jean École u.a. 1. Abteilung, Bd. 2.1. Hg. v. Charles A. Corr. 3. Nachdruck der Ausgabe Halle 1751. Hildesheim, Zürich, New York 2003, § 33, S. 18f.

von Kategorien, die vielfach von „Modebiograph[en]“ herangezogen wurden, um Qualität und Eigenheit künstlerischer und literarischer Schöpfung zu beschreiben. Als Beispiele nennt der Autor Begriffe wie „Groß, Fürtrefflich, Talent, Genie und Original“, die durch inflationären Gebrauch „ihre Bestimmtheit, wo nicht gar ihre Bedeutung“ verloren hätten (ebd.). Wiggers übt harsche Kritik an der zeitgenössischen Biographik, der er unterstellt, Flickwerk fragmentarischer Überlieferungen und Anekdoten zusammenzufügen, die den Kern der Persönlichkeit, von der sie berichte, nicht zu fassen vermag: „Je glücklicher man war, kleine Histörchen aufzutreiben, desto reicher und vollkommener hielt man das Werk, welches damit ausgestattet wurde“ (ebd., S. 124). Umso wichtiger erscheint es Wiggers, darzulegen, dass die Bedeutung einer Lebensgeschichte nicht allein aus sich heraus bestehen könne, sondern in dem Umfang begründet liege, mit dem eine Persönlichkeit auf andere bzw. auf den Gang der Geschichte gewirkt habe. In jedem Fall – hier öffnet Wiggers wieder die Perspektive von der Gelehrtenbiographie auf die allgemeine Lebensbeschreibung – sei es „der Geist“ eines Menschen, der in die „Geschichte […] dringt“, gleich ob „in Thaten […] oder in den Ideen“ (ebd.). Die Biographie habe ihr Objekt in einem umfassenden Wirkungszusammenhang[393] zu beschreiben, aus dem heraus erst die Bedeutung der dargestellten Persönlichkeit zu bewerten sei. Für Wiggers wie Herder sind es Handlungen und Werke, narrative Zeugnisse und schriftliche Hinterlassenschaften eines Menschen, die seinem Biographen als Quelle dienen. Die Lebensdarstellung könne sich nun aber nicht allein auf deren Darstellung und Dokumentation beschränken, sondern habe auf dieser Basis in einem Akt (re)konstruktiver Schöpfung ihren Lesern die Persönlichkeit des Verstorbenen in ihrer einzigartigen Ausformung als Individualität vorstellbar zu machen. Der Biograph ist nicht bloß der Archivar und Editor der Lebenszeugnisse, er ist in den Entwürfen Herders und Wiggers vor allem auch deren hermeneutischer Interpret.

Im Gegensatz zu den typologischen und chronikhaften Traditionssträngen der Biographik drückt sich in den Beispielen zur theoretischen Debatte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Wende zu einer verstehenden Form der Lebensbeschreibung aus, die, zumindest in ihrer methodischen Programmatik, behauptet, mit den starren, der Repräsentation weltlicher oder sakraler Macht verpflichteten Konventionen zu brechen. An deren Stelle bemühen sich die Protagonisten dieser Tendenz um die Konstituierung einer vom Prinzip der Einfühlung getragenen Biographik, die in ihrer Darstellungsleistung dem Konzept von Individualität gerecht werden könne, das im bürgerlichen Zeitalter zur Grundlage der Ordnung des Wissens avanciert. Sowohl die überlieferten Handlungen aus dem Leben eines Menschen als auch dessen intellektuelle Hinterlassenschaften, entwickelt am Leitmodell der Schriftsteller- und Gelehrtenbiographie, werden unter diesem Blickwinkel als Ausdrucksphänomene einer zugrunde liegenden, in sich geschlossenen geistigen Identität

393 Das Ineinanderspiel von äußeren Kräften, die das Individuum prägen, und den schöpferischen Akten des Subjekts, die schließlich wieder auf seine Umwelt einwirken, steht in der begrifflichen Fassung des Wirkungszusammenhangs im Kern von Diltheys Konzeption der Biographie. Vgl. Hemecker: „Zwischen Wissenschaft und Kunst“, S. 66. Die methodische Bedeutung eines solchen Zugangs erschließt sich allerdings bereits in Wiggers biographischem Modell.

verstanden, deren analytische Darlegung das biographische Unternehmen erst zu rechtfertigen vermag.[394]

Die skizzierte Neuformierung des biographischen Erkenntnisinteresses korrespondiert eng mit der Wende in der hermeneutischen Tradition von der Auslegung sprachlich-grammatischer Strukturen zum psychologisch-verstehenden Nachvollzug des sich äußernden Subjekts. Den Umschlag von der Hermeneutik als interpretativem Verfahren, das primär auf den schriftlichen Text gerichtet ist, zu einer umfassenden Wissenschaftskritik, die „den Autor selbst" zum „Gegenstand des Verstehens" macht, sieht Peter Szondi erstmals im Werk des Philologen Friedrich Ast und dessen Rezeption durch Friedrich Schleiermacher voll ausgebreitet.[395] Dabei geht es Szondi nicht darum, die Positionen Asts und Schleiermachers im Sinne von Dilthey als Weiterentwicklung einer Systematisierung der Hermeneutik zur Analyse des Verstehens zu beschreiben,[396] sondern einen Paradigmenwechsel zu dokumentieren, der sich auf der Grundlage der Erkenntniskritik Kants und Schellings als Abwendung von sensualistisch geprägten Sach- und Textbezügen der Hermeneutik vollzieht. Terminologisch festzumachen ist dieser Umbruch an dem Begriff des Geistes, der im Entwurf Asts sowohl als Voraussetzung als auch Ziel allen Verstehens fungiert und damit die bisherigen Probleme der hermeneutischen Fragestellungen aufhebt. In der Vorstellung einer geistigen Verbundenheit als Prinzip des Menschseins, moralisch erhöht im Leitgedanken der Humanität, ist der Rezipient mit seinem Objekt immer schon vereinigt und jede Entfremdung liegt nur in zeitgebundenen Akzidenzien begründet, die es im Verfahren des hermeneutischen Verstehens zu eliminieren gilt.[397] Die biographietheoretischen Entwürfe Herders und Wiggers thematisieren jedoch bereits mehr als dreißig Jahre vor dem maßgeblichen Werk Friedrich Asts, den 1808 veröffentlichten *Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik*[398], eine ähnliche, nicht mehr primär auf Textverständnis, sondern auf geistige Übereinkunft mit dem Autor zielende hermeneutische Biographik. In den zeitgenössischen Programmschriften der Schriftsteller- und Gelehrtenbiographie speist sich das Erkenntnisinteresse aus der „Synthese von Ästhetik und Ethik"[399], die den Gegenstand ihrer Untersuchung erst hervorbringt: die Vorstellung der individuellen Persönlichkeit, der Geist eines Autors, manifest im spezifischen Stil seines Denkens, der Sprache und dem Inhalt seines Werkes. Der Bildungs- und Entwicklungsgang, den eine solche Biographie beschreibt, erschöpft sich nun nicht mehr im

394 Christian von Zimmermann legt dar, wie sich Analysen biographischer Einzelfälle, verstanden als Ausdruck einer psycho-physischen Disposition spezifischer soziokultureller Gegebenheiten, mit grundsätzlichen Fragen zum Wesen des Menschen verbinden. Die Biographie liefert Antworten auf beide Aspekte, indem sie als analytisches Instrument den Lebenszusammenhang als Ursache-Wirkungsphänomen zu beschreiben vermag. Zimmermann: *Biographische Anthropologie,* grundlegend S. 47–53; Zimmermann: „Biographie und Anthropologie", v.a. S. 66.

395 Peter Szondi: *Einführung in die literarische Hermeneutik*. Frankfurt/M. 1975, S. 143.

396 Wilhelm Dilthey: „Die Entstehung der Hermeneutik". In: Wilhelm Dilthey: *Gesammelte Schriften*. Bd. 5. Leipzig, Berlin 1927, S. 317–338, hier S. 327.

397 Szondi: *Einführung in die literarische Hermeneutik,* S. 139.

398 Friedrich Ast: *Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik*. Landshut 1808.

399 Szondi: *Einführung in die literarische Hermeneutik,* S. 139.

äußeren Lebensvollzug der biographierten Person, sondern meint die intellektuelle Ausgestaltung eines verbindenden Prinzips, unter das sowohl der Autor als auch sein Werk zu subsumieren sind.[400] Die Biographie des Autors wird zur prozesshaften Entwicklungsgeschichte seiner Schriften und nimmt damit jene Haltung vorweg, die Friedrich Ast zu Beginn des 19. Jahrhunderts zur Grundlage seines Hermeneutikbegriffs machen sollte: „So ist das Verstehen und Erklären eines Werkes ein wahrhaftes Reproduzieren oder Nachbilden des schon Gebildeten."[401]

Wiggers zeigt sich allerdings skeptisch gegenüber einer ungebrochenen Rekonstruktion der Autorpersönlichkeit aus seinen Schriften. Einen Menschen „so, wie er ist," in seinen Texten zu erkennen, den „wahre[n] Ausdruck seines Herzens" zu finden, „das eigne Gefühl", unabhängig von regelgeleiteter literarischer Inszenierung, könne nur unter den günstigsten Umständen gelingen und keinesfalls an jedem Aspekt eines Werkes vollzogen werden (Wiggers, S. 140). Im Gegenteil: Im Bewusstsein der Wirkmächtigkeit rhetorischer Verfahrensweisen warnt Wiggers ausdrücklich davor, Texte in jedem Fall als authentischen Ausdruck ihres Verfassers zu verstehen:

> Sey behutsam, mein Leser, mehr zu bejahen, oder zu verneinen, als dir vor die Sinne gebracht wird. […] Woher weißt du"s, daß nicht Kunst diese Thränen in ein widerstrebendes Aug hineingearbeitet, daß nicht Nachahmung den Kaltsinn durch das Colorit der Zärtlichkeit vertuscht hat? (ebd., S. 140f.)[402]

Kunstfertigkeit vermag also durchaus den Eindruck von Authentizität zu vermitteln, wo es sich tatsächlich nur um den kalkulierten Einsatz rhetorischer Verfahrensweisen handelt. Jeder Interpret habe also achtsam zu sein, ob ein Kunstwerk tatsächlich das Innerste seines Schöp-

400 „Auf dem Gebiet der Textinterpretation ist der Begriff des *Lebens* derjenige, der seit Herder das literarische Werk des Schöpfers mit der ideellen und materiellen Welt verbindet: Leben und Werk erklären sich wechselseitig." Kindt u. Müller: „Was war eigentlich der *Biographismus?",* S. 358.

401 Friedrich Ast: *Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik*. Zit. nach Hans-Georg Gadamer u. Gottfried Boehm (Hgg.): *Seminar:* Philosophische Hermeneutik. Frankfurt/M. 1976, S. 120.

402 Eine Analyse der Bildmetaphorik, auf die Wiggers hier zurückgreift, macht deutlich, wie stark in der dargelegten Vorstellung Text und Person, reales Objekt und biographische Darstellung, Authentizität und Inszenierung verschwimmen und letztlich nur graduelle Abstufungen einer imaginären Projektion des Anderen darstellen. Rührung und Zärtlichkeit, die ein literarischer Text vermittle, können, so Wiggers, immer auch Zusätze und Übermalungen darstellen, die vom Autor in Hinblick auf eine spezifische Affektreaktion an seinem Werk angebracht wurden. Auf medialer Ebene handelt es sich dabei aber bloß um die Überlagerung einer spezifischen Zeichenstruktur durch eine weitere Ausdrucksschicht. Auch wenn Wiggers selbst wohl durchaus die Möglichkeit einer Reduktion des literarischen Kunstwerks auf einen geistigen Kern, der dem individuellen Ausdruck seines Urhebers entspricht, andeuten will, entlarvt die gewählte Formulierung ein solches Ansinnen als Trugbild, das sich in der endlosen und unhintergehbaren Rückbezüglichkeit der Schrift auf sich selbst verlieren muss. So wie sich hinter den unterschiedlichen Schichten eines übermalten Bildes immer nur die bildhafte Darstellung eines Gegenstandes und niemals der Gegenstand selbst verbirgt, kann auch die Rekonstruktion der Autorpersönlichkeit aus dem Werk nur die Figuration des Autors und niemals den Autor selbst erschließen.

fers widerspiegelt oder ob es sich dabei nur um eine gekonnte Form der Inszenierung handelt. Und dennoch teilt Wiggers den Optimismus Herders, wenn es um die grundsätzliche Möglichkeit geht, über das Werk die Persönlichkeit des Autors zu erschließen. Herder hatte für das Auffinden des Künstlers in seiner Schöpfung bzw. des Gelehrten in seinen Schriften das Motiv der erotischen Annäherung gewählt. Es gelte, so Herder, mit Blick auf den Autor, in der Lektüre eines Textes „die Augenblicke abzulauern, da sich die Seele entkleidet, und sich uns wie eine Schöne in bezaubernder Nacktheit darstellet" (Herder: Torso, S. 576). Die lustvolle Spannung ergibt sich in dieser voyeuristischen Konstellation den Konventionen der Empfindsamkeit gemäß aus der Distanz zwischen dem aktiv Begehrenden und dem Objekt der Begierde.[403] In der Imagination der Autorpersönlichkeit könne es dann gelingen, diese Distanz zu überbrücken, sich zärtlich „an die Denkart des andern an[zu]schmiegen", um schließlich „wie durch einen Kuß Weisheit [zu] lernen" (ebd.). So wie die Schrift im Kommunikationsgefüge der Aufklärung zum Fetisch stilisiert wird und der Autor in der biographischen Bearbeitung zur Romanfigur avanciert, löst sich die erotische Spannung des unverhüllten Blicks im Begriff der Weisheit auf und wird durch die pädagogische Rahmung domestiziert.

Während die soziale Interaktion des bürgerlichen Zeitalters mehr und mehr auf mediale Vermittlungsleistungen angewiesen ist, entwickelt sich, wie Albrecht Koschorke in seinem Projekt einer Mediologie des 18. Jahrhunderts zeigen konnte, parallel dazu ein breitgefächerter Diskurs der Sublimierung von Medialität. Das Menschenbild um 1800 gründet auf der impliziten Bezüglichkeit zum Medium Buch, aus dem sich die Vorstellung der intersubjektiven Verständigung als hermeneutischer Prozess, der Ausdeutung des Körpers als Zeichensystem in der Physiognomik, aber auch die Auffassung einer Analogie zwischen dem menschlichen Geist und der verbalen Struktur der Sprache speisen.[404] Die Anthropologie des 18. Jahrhunderts greift damit eine Verschränkung der Konzeption des Menschen und der medialen Verfasstheit der Schrift auf, die Christian Moser bereits in der Antike beobachtet und die bis in die Neuzeit vor allem hinsichtlich autobiographischer Schreibweisen ihre Wirksamkeit entfaltet. Doch erst in der Ablösung einer höfisch-feudalen durch eine bürgerliche Ordnung und der damit einhergehenden moralphilosophischen Neuordnung menschlicher Beziehungen steht der körperliche Aspekt des Daseins unter Generalverdacht,[405] so dass die Vorstellung von Individualität und Subjektivität nicht mehr an die physische Präsenz der

403 Vgl. Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr,* S. 143.

404 „[D]er Gedanke" habe, so lassen die Poetiken der Aufklärung erkennen, „dieselbe diskursive Beschaffenheit wie der Ausdruck; fragt man nach ihm, so ist er selbstverständlich ein Satz." Heinrich Bosse: „Der Autor als abwesender Redner". In: *Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich*. Hg. v. Paul Goetsch. Tübingen 1994, S. 277–290, hier S. 283. Eine solche anthropologische Position läuft jedoch Gefahr, die nonverbale Komponente der mündlichen Kommunikation zu vernachlässigen, die im Katalog rhetorischer Ausdrucksmittel bis Gottsched noch ihren fixen Platz eingenommen hatte und beispielsweise mit Blick auf deren affektbezogenen Gebrauch auch jene Bereiche der Empfindung zu integrieren vermag, die sich einer sprachlichen Einfassung verweigern. (ebd., S. 289f.)

405 Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr,* S. 31.

Person selbst, sondern in immer stärkerem Maße an Ersatzobjekte gebunden wird. Hatte die spezifische Rolle der Schrift in der abendländischen Kultur auch vor dem 18. Jahrhundert bereits die Idee der Lesbarkeit des Menschen geprägt, so entwickelte sich mit Ausbreitung einer umfassenden Schriftkultur ein Subjektbegriff, der ohne den impliziten Einfluss der Buchmetapher nicht mehr zu denken wäre.[406]

An den biographietheoretischen Erläuterungen Herders und Wiggers lässt sich der Übergang von der Rolle ablesen, die das Buch in seiner Einbettung in die frühneuzeitliche Gelehrtenkultur gespielt hatte, hin zu einem universalen Medium, das nicht nur den kommunikativen Austausch zwischen den Individuen regelt, sondern auch maßgeblich die Vorstellung beeinflusst, die der Mensch von sich selbst und seiner Beschaffenheit hat. Das Leben eines Gelehrten sei „in seinen Schriften" (Wiggers, S. 125) zitiert Wiggers Voltaire und auch Herders Darstellung Thomas Abbts geht davon aus, dass dieser sich in seinem Werk „selbst *geschildert*" (Herder: Torso, S. 574) habe. Die tragende Rolle der Schriftlichkeit für die biographischen Entwürfe Herders und Wiggers entfaltet sich aber erst bei Daniel Jenisch vollends über die Grenzen des gelehrten Diskurses hinaus, um zum leitenden Prinzip der biographischen Lebensdarstellung zu werden. In aller Deutlichkeit konnten Herder und Wiggers jedoch zeigen, wie die Vermittlungsfunktion der Biographie für die Ordnung des Wissens im 18. Jahrhundert eine allgemeine Bedeutung gewinnt.[407]

---

406 Lisa Jardine hat in einer wegweisenden Untersuchung dargelegt, wie bereits in der Frühzeit des Buchdrucks ein hohes Bewusstsein der Autoren für Möglichkeiten der Selbstinszenierung in dem neuen Medium besteht, die von den Zeitgenossen nicht oder nur teilweise als konstruierte Stilisierung dechiffriert werden kann. Über die biographische Parallelisierung des eigenen Gelehrtenlebens mit der Vita des Heiligen Hieronymus, in einer kollektiven Epistolarpolitik des Humanistenkreises und nicht zuletzt über die gezielte Distribution porträthafter (Selbst-)Darstellungen als Ergänzung und Kommentar des gedruckten Wortes ist es Erasmus gelungen, dass er und sein Leben bis heute als maßgebliches Modell einer europäischen Gelehrtenexistenz gelten. Lisa Jardine: *Erasmus, Man of Letters. The Construction of Charisma in Print*. Princeton, NJ 1993. Das 18. Jahrhundert ist von einer Entgrenzung dieses Phänomens gekennzeichnet. Selbstinszenierung und Selbsterkenntnis in der Schrift beginnen sich zu überlagern und die Biographie als Nachvollzug des Entstehungsprozesses ihrer schriftbasierten Quellen kann angesichts eines schwindenden Bewusstseins vom Konstruktionscharakter rhetorischer Ausdrucksformen einen umfassenden anthropologischen Anspruch vertreten. Die bewusste *simulatio* der Autorinszenierung und die komplementären Techniken der *dissimulatio artis* werden zur Vorstellung authentischer Selbstentäußerung in die Schrift.

407 In der Tat spielt die Person des Autors und dessen Biographie als Systemstelle in der abendländischen Geschichte des Wissens zu jeder Zeit eine bedeutende Rolle. Bereits in der Antike und im christlichen Mittelalter bürgt die Lebensgeschichte eines Verfassers mit Blick auf die diskursive Bedeutung eines Textes für dessen Autorität. Auch im Wissensgefüge der Frühen Neuzeit, das vom textuellen Universum der Bibliotheken bestimmt wird, steht die Gestalt des Gelehrten bibliographierend, exzerpierend und korrespondierend an jener Nahtstelle, die für die Zirkulation des Wissens zuständig ist. Im Zeitalter der Aufklärung kann der Biographie in ihrem exegetischen Anspruch jedoch erstmals eine anderen Gattungen übergeordnete Bedeutung zugesprochen werden, indem sie als synthetisierende und interpretierende Zusammenführung von Texten und ihren Entstehungsbedingungen betrachtet wird. Zur Bibliothek als Fundament des frühneuzeitlichen Wissenschaftsbegriffs: Helmut Zedelmaier: *Bibliotheca universalis und Bibliotheca selecta. Das Problem der Ordnung des gelehrten Wissens in der frühen Neuzeit*. Köln, Weimar,

So rekurriert Wiggers ausführlich auf die explikative Rolle der Biographie im Geflecht intertextueller Bezüge, die das Universum der Gelehrsamkeit bildet. Hinsichtlich eines literarischen Textes sei der „Geist des Verfassers" am klarsten zu erkennen, indem man überblicke, was vor ihm „geschehen[,] in der Sphäre, in welcher er arbeitete", auf welche Weise „er die Sphäre erweitert" und was ihm „dabey zu statten gekommen" sei (Wiggers, S. 144). Die Biographie eines Gelehrten könne ein „Leitfaden" (ebd., S. 145) sein, um dessen Werk in der kollektiven Produktion des Wissens einzuordnen. Individualität entsteht dabei an den Leerstellen und Auslassungen im Diskurs. Die „Geisteskraft" eines Schriftstellers ließe sich beurteilen, wenn man weiß, welche „Ideen" als originales „Eigenthum unsers Autors" anzusehen sind (ebd., S. 144).[408] Auf solche Weise könne das intellektuelle Unternehmen des Biographen „Licht und Ausweg […] finden, wo nur sonst finsterer Labyrinth" (ebd., S. 145). Die Biographisierung des Schriftstellers versteht sich damit zugleich als Historisierung von Wissenschaft und Literatur, die als Entwicklungsprozesse verstanden werden, in die sich ein Autor und sein Werk an einer je spezifischen Position einordnen lassen.[409] So muss dem Biographen die „Geschichte" der „Wissenschaft seines Manns" in „allen ihren Perioden vor Augen" sein, um beurteilen zu können, in welchem Verhältnis das vom Biographierten „Geleistete" mit den „offenbaren und vermuthlichen Bedürfnissen der vergangnen, gegenwärtigen und künftigen Zeit stehen mag" (ebd., S. 145f.).[410] Die Biographie beschreibt das Leben also nicht nur als Prozess der inneren Entwicklung, sondern dient bei Wiggers selbst auch wieder als Baustein zur Dokumentation einer Kulturgeschichte der Menschheit.

Wien 1992, S. 9–50; zu den Spezifika einer Systematisierung des Wissens im Zeitalter des Buchdrucks: Franz M. Eybl: „Typotopographie. Stelle und Stellvertretung in Buch, Bibliothek und Gelehrtenrepublik". In: *Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext.* Hg. v. Hartmut Böhme. Stuttgart, Weimar 2005, S. 224–243; zur Tradition der biobibliographischen Textverortung: Rudolf Blum: *Die Literaturverzeichnungen im Altertum und Mittelalter. Versuch einer Geschichte der Biobibliographie von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit*. Frankfurt/M. 1983.

408 Zum Zusammenhang zwischen dem modernen Begriff von Autorschaft und der Vorstellung geistigen Eigentums vgl. Bosse: *Autorschaft ist Werkherrschaft*.

409 Zum Übergang von einer topologischen zu einer historischen Ordnung des Wissens und den Bezügen zu Herder: Jürgen Fohrmann: *Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung zwischen Humanismus und Deutschem Kaiserreich.* Stuttgart 1989, v.a. S. 3–35.

410 Was Wiggers in diesem Zitat andeutet, findet sich in breiterem Rahmen bei Herder entwickelt, nämlich, dass die Biographie nicht nur der Dokumentation und Ordnung des Vergangenen dient, sondern auch den Brückenschlag in die Zukunft vollziehen soll, indem sie dem inhärenten Fragmentcharakter der wissenschaftlichen Tätigkeit gerecht wird und die Schriften eines verstorbenen Gelehrten als „verlassne Entwürfe" betrachtet, die es fortzuführen und weiter auszuarbeiten gelte (Herder: Torso, S. 569). Zum Konzept einer „offenen Zukunft" als Grundlage der Aufklärungsphilosophie vgl. Reinhart Koselleck: „‚Erfahrungsraum' und ‚Erwartungshorizont' – zwei historische Kategorien". In: *Vergangene Zukunft*. Hg. v. Koselleck, S. 349–375; sowie Daniel Fulda: „Wege ins Offene: Wie die moderne Zukunftsvorstellung entstand". In: *1712–2012. Das Werden eines Landes.* Hg. v. Rainer Vollkommer u. Donat Büchel. Vaduz 2012, S. 408–412.

Text, Autor und Diskurs werden in den biographischen Theorien des ausgehenden 18. Jahrhunderts als wechselseitig aufeinander bezogen erkannt und stehen in einem hermeneutischen Verhältnis. Man habe sich, so Wiggers, in der neueren Zeit „gewöhnt", in literarischen Werken „den Geist ihres Verfassers" und „in diesem [...] die Entstehungsart seiner Werke zu untersuchen", ein Umstand, durch den „das Studium der Schriftsteller" und „das Studium des Menschen überhaupt" einen großen Schritt vorangebracht wurde (ebd., S. 148). Während der literarische Text aber in der Schrift selbst gegeben ist, lässt sich der Geist des Schriftstellers abseits metaphysischer Überlegungen nicht fassen. Als Substitut tritt die Biographie an dessen Stelle, um die Verbindung zwischen dem einzelnen Text und einer globalen Wissensordnung zu stiften und den Ausgleich zwischen Präsenz der Schrift und Prozesshaftigkeit des Denkens zu erwirken. Der biographische Ansatz speist sich im Entwurf Wiggers aus der Synthese der historischen Lebensumstände eines Autors mit dem intellektuellen Gehalt seiner Schriften, die jeweils als ursächlich aufeinander bezogen betrachtet werden (ebd., S. 149).

Am Beispiel der Gelehrtenbiographie wird damit ein Modell der Lebensbeschreibung entwickelt, das von der kleinsten interpretationsfähigen Einheit, der biographischen Quelle, zum historischen Horizont ein narrativ vermittelbares Netz an Wirkungsverhältnissen aufspannt, von dem die Lebenserzählung getragen wird.[411] Das geschichtliche Bewusstsein der Aufklärung, das sich seit der *querelle des anciens et des modernes* an der Bedeutung zeit- und gesellschaftsspezifischer Entstehungsbedingungen für Kunst und Wissenschaften abarbeitet, macht ein Verständnis für den einzigartigen Lebensweg eines Individuums ohne Einbettung in einen historischen Zusammenhang undenkbar. So betont Herder im *Torso,* dass es für das Gelingen einer Lebensbeschreibung unabdingbar sei, die zeitliche Gebundenheit des Untersuchungsgegenstandes einzubeziehen. Ein jeder trage „die Fesseln seines Zeitalters" und so müsse der Biograph in seiner Beschreibung eines Schriftstellers berücksichtigen, „was *seiner Zeit* oder der *Vorwelt* zugehört" (Herder: Torso, S. 579). Der Mensch „steht in seinem Jahrhundert, wie ein Baum in dem Erdreich, in das er sich gewurzelt, aus welchem er Säfte ziehet, mit welchem er seine Gliedmaßen der Entstehung decket" (ebd.). Die Biographie vermittelt zwischen dem historischen Hintergrund des geschilderten Lebens und der Gegenwart ihrer Rezipienten. Herder warnt allerdings davor, die Geschichtlichkeit des Gewesenen in der Darstellung zum Verschwinden bringen zu wollen. Erst die Explikation der sozialen und kulturspezifischen Bedingungen eines Lebens ermöglicht dem Leser einen Zugang zu der biographierten Persönlichkeit, wenn sie die historische Distanz zwischen Objekt und Rezipient nicht verschweigt. Die Leistung des Biographen bestünde damit weniger in der Übersetzung des Vergangenen in die Gegenwart, sondern vielmehr in der Kommentarfunktion der Biographie, die darum bemüht wäre, die Vergangenheit aus gegenwärtiger Perspektive

411 Bernhard Fetz plädiert unter dem Begriff des „biographischen Zirkels" für eine Form der Lebensbeschreibung, die auch wieder zurückleitet auf ihre Quellen und deren Materialcharakter: „Die (Lebens-) Dokumente führen nicht nur zur Konstruktion eines Lebensganzen, sondern sie weisen auf sich selbst zurück, auf Qualitäten diesseits einer hergestellten Lebensordnung." Fetz: „Der Stoff aus dem das (Nach-)Leben ist", S. 149.

intelligibel zu machen. Herder intendiert einen Biographen, der sein Objekt „nicht […] nach seinem Jahrhundert *umbildet:* sondern ihn in allen Nüancen seiner Zeit erklärt, und alsdenn ergänzet“ (ebd.). Die Lebensbeschreibung hätte damit auch die Aufgabe, ihren Gegenstand historisch zu situieren und zu zeigen, wie das Tun und Handeln eines Menschen sich gerade aus den Zeitumständen, die sein Leben prägten, erklären ließe. Ein solches Modell von Biographie stellt Herder in den Kontext der umfassenden Historisierung des Wissens, die individuelle Erkenntnis aus ihrem spezifischen kulturellen Produktionshorizont heraus verstanden wissen will und damit die Existenz einer niemals vollständig überbrückbaren Differenz zwischen Vergangenheit und Gegenwart einräumt. Historische Erkenntnis wird zum kontinuierlichen Prozess der Aktualisierung und Reinterpretation von Vergangenem. Ein Ansatz, der das historisch Gegebene unkritisch als Ideal übernimmt, verkommt zur anachronistischen Nachahmung. Die Vergangenheit besitzt ihren Wert für das Bewusstsein der Gegenwart nur, wenn sie nicht in sich geschlossen betrachtet wird, sondern eingebettet in eine historische Entwicklunglinie, die sowohl aus epistemologischer Sicht, in der Produktion des Wissens, als auch für den praktisch-sittlichen Lebensentwurf jedes Menschen immer neue Rahmenbedingungen setzt.

5.3 Jenisch: Biographie als psychologische Entwicklungsgeschichte

Der hermeneutische Zugang der Schriftsteller- und Gelehrtenbiographie appliziert die Textauslegung als genuin schriftgebundene Kulturtechnik auf das Feld der Biographik und misst ihr damit psychologisch-anthropologische Bedeutung bei. Gleichzeitig wird das Menschenbild, das der Schriftstellerbiographie um 1800 zugrunde liegt, von Faktoren bestimmt, die bei genauerer Analyse ihren immanenten Bezug zur Schriftlichkeit erkennen lassen, darunter vor allem die begriffliche Erschließung einer geistigen Innenwelt, die niemals direkt, sondern nur durch mediale Vermittlung zugänglich erscheint. Sowohl bei Herder als auch bei Wiggers zeigt sich die epistemologische Affinität der hermeneutisch orientierten Biographik zum kulturellen Bedeutungsaufschwung der Schrift in der Fokussierung auf das Leben von Gelehrten und Schriftstellern. Herder und Wiggers richten ihr Augenmerk auf eine symptomatische Form der Biographie, die sich im Spannungsfeld von literarischer Produktion, schriftgebundener Überlieferung und Neubewertung rhetorischer Verfahrensweisen entfaltet und damit ihre Herkunft aus der frühneuzeitlichen Ordnung des Wissens explizit macht. Biographik als Lesen des Lebens ist hier vordringlich ein Lesen von Schrift, von gelehrten oder poetischen Texten. Dennoch konstatiert bereits Herder einen grundsätzlichen Unterschied zwischen der klassischen Biographie, die „ihren Mann in Taten und Handlungen“ zeigt, und der zeitgenössischen Lebensbeschreibung, die verstärkt darum bemüht sei, den „Charakter“ selbst darzustellen (Herder: Torso, S. 573). Konzeptionell ausgearbeitet und theoretisch fundiert wird diese Wende allerdings erst bei Daniel Jenisch, der den hermeneutisch-analytischen Ansatz damit ausdrücklich nicht mehr nur auf das Feld der Schriftstellerbiographie beschränkt, sondern zum umfassenden Leitgedanken einer Biographik machen möchte, deren

Darstellungsziel in einer „psychologische[n] Entwicklungsgeschichte des [...] menschlichen Individuums“ (Jenisch, S. 31) liegt.[412] Jenisch ordnet die Klassiker der Gattung, darunter auch Plutarch, der sonst meist als zeitloses Muster erscheint, dem zu Beginn seiner Schrift entwickelten Begriff der „schlicht-historischen Biographie“[413] zu, die sich in einer „bloßen *Erzählung* der Thatsachen eines Menschen=Lebens“ (ebd., S. 11) erschöpft. Durch ihren wissenschaftlichen Anspruch gilt ihm die „pragmatische Biographie“, die nun die Lebensumstände und Charakterzüge ihres Objekts „nach Ursache und Wirkung“ (ebd., S. 32) befragt, jedoch als *„Ideal“,* als *„Maximum* der *Kunst“* (ebd., S. 184). Die Parameter von Individualität, zu denen Jenisch sowohl die *„Talente“* als auch *„Gesinnungen“* und *„Handlungen“* eines Menschen zählt, versteht er bezogen auf ein gemeinsames Prinzip der Subjektivität als *„Kraft=Äußerungen“* des *„sinnlichen=vernünftigen Ichs“* (ebd., S. 32). Erneut erscheint hier das Motiv der Entäußerung einer inneren Substanz in den biographischen Gegebenheiten, diesmal aber in der Begrifflichkeit stärker physiologisch und psychologisch akzentuiert. Während bei den beiden älteren Biographietheoretikern schriftgebundene Zeugnisse als Ausdruck der Individualität im Vordergrund stehen, definiert Jenisch den gesamten Lebenszusammenhang und schließlich auch die abstrakten Konzepte der Gesinnung und des Charakters als Gegenstand biographischer Auslegung. In einem analytischen Ansatz, der all diese unterschiedlichen Momente einer Persönlichkeit zusammenfasst, sollen dabei übergreifende Prinzipien kenntlich werden, unter die sich ein Mensch und sein Lebensvollzug subsumieren lässt.[414]

Daniel Jenisch verweist in seinen Überlegungen zur Herausbildung einer psychologisch-hermeneutischen Biographik auf den Einfluss verwandter Gattungen wie Autobio-

412 Mit Blick auf die Rolle der Biographie bei Wilhelm Dilthey lässt sich anmerken, dass dem Paradigma der Lebensbeschreibung im 19. Jahrhundert auch dort, wo sie sich nicht explizit Schriftsteller- oder Künstlergestalten zuwendet, stets das Konzept der „schöpferische[n] Persönlichkeit“ zugrunde liegt. Wilhelm Hemecker: „Zwischen Wissenschaft und Kunst“, S. 71. Der biographischen Entgrenzung des Gelehrtenlebens korrespondiert eine räumliche Öffnung, die sich zeitgleich in der visuellen Darstellung des Gelehrten vollzieht. Die über Jahrhunderte konventionalisierte Porträtform des Gelehrten in seiner Stube wird nun durch den raum- und öffentlichkeitsgreifenden Anspruch eines landschaftlichen Panoramas abgelöst, paradigmatisch repräsentiert durch Tischbeins *Goethe in der Campagna* (1787). Vgl. Beyer: *Das Porträt in der Malerei,* S. 272ff.

413 Vgl. Kapitel 2.2.

414 Herder äußert sich zu einem solchen Unternehmen bereits drei Jahrzehnte vor dem Erscheinen von Jenischs Schrift kritisch. Er betont mehrmals den grundlegenden Unterschied zwischen einer Darstellung Thomas Abbts als „Schriftsteller“ oder als „Mensch“ (Herder: Torso, 575). Nur Ersteres ließe sich auf Basis der schriftlichen Zeugnisse erfüllen. Letzteres noch am ehesten in der klassischen Form der Lebensbeschreibung durch den Freund und Weggefährten. Herder verweist in diesem Zusammenhang auf den Nachruf Friedrich Nicolais (ebd.). Ein umfassendes Charakterbild, das sich nicht allein auf eine intellektuelle Darstellung des Biographierten beschränken würde, sondern intendiert, seine gesamte Persönlichkeit in allen Facetten vorzustellen, laufe Gefahr statt zu einer Biographie zu einem „Roman“ zu werden, als dessen Protagonist nicht selten der Biograph an die Stelle des Biographierten tritt (ebd., S. 573). Herder nimmt hier einen Einwand vorweg, der im Bewusstsein des Konstruktionscharakters biographischen Erzählens erst wieder im 20. Jahrhundert mit ähnlicher Schärfe formuliert wird. Vgl. Kapitel 2.3.

graphie und Roman. Getragen von den selbstanalytischen Praktiken des Pietismus war das Motiv der Introspektion zu einem produktiven narrativen Schema im literarischen Diskurs geworden. So setzt auch Jenisch in seiner Theorie der Lebensbeschreibung mit der autobiographischen Perspektive und der Fähigkeit des Menschen zur Reflexion der eigenen Lebensführung an.[415] Die Analyse der eigenen Handlungsantriebe und Verhaltensweisen beschreibt er als einen Akt bewusster Selbstentfremdung, in dessen Vollzug die eigene Persönlichkeit als äußerlich vorgestellt wird, um sie auf diese Weise schließlich einer kausalpsychologischen Prüfung zu unterziehen.

> Vermittelst der unserer vernünftigen Natur eigenthümlichen Abstractionsgabe können wir unser denkendes, empfindendes und handelndes Ich, von uns Selbst absondernd, vor uns hinstellen, und zum Gegenstande unserer Betrachtung machen […]. (Jenisch, S. 38)

Die Anlage zur Selbstbeobachtung versteht der Kant-Schüler Jenisch als anthropologische Konstante, begründet im inneren Sinn, der Fähigkeit zur Erkenntnis seiner selbst als handelndem Subjekt.[416] Jenisch nutzt die immanente Dichotomie von Innen und Außen, um das psychologische Denken und damit auch die analytische Biographik von dem traditionellen Gelehrtendiskurs, vor allem aber von den Naturwissenschaften abzugrenzen. So mache die „Gewohnheit“ großer „Natur=Beobachter, scharfsinnige[r] Physiker und genialische[r] Mathematiker […] ihre Aufmerksamkeit *nach außen* zu kehren, und sichtbare oder wenigstens darstellbare Gegenstände mit ihrem Geiste zu bearbeiten“, dass ihr „Blick für das Innere des Gemüths“ zumeist „abzustumpfen“ pflege (ebd., S. 40).

> [D]ie *Anschaulichkeit* und *Evidenz* der naturhistorischen, physischen, chemischen und mathematischen Wissenschaften sticht […] gar auffallend ab gegen die *Dunkelheit* und *Undarstellbarkeit* der *psychologischen* und *anthropologischen Kenntnisse,* so daß ein genialisches Interesse für die erste Gattung das Interesse für die andere sehr leicht schwächen, und in manchen Geistern ganz erlöschen kann. (ebd.)

Im Gegensatz dazu erschließen sich dem, der mit analytischem Interesse die Gespräche einfacher Menschen belausche, oft die bemerkenswertesten Einsichten in die eigene Natur:

---

415 Jenisch deutet damit auf die Position Diltheys voraus, der die Fremdbiographie ebenfalls in Analogie zur biographischen Selbstreflexion entwirft: „Der literarische Ausdruck [der] Besinnung des Individuums über seinen Lebensverlauf ist die Selbstbiographie. Indem aber diese Besinnung über den eigenen Lebensverlauf auf das Verständnis fremden Daseins übertragen wird, entsteht die Biographie als die literarische Form des Verstehens von fremden Leben.“ Dilthey: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt,* S. 247.

416 „Der innere Sinn, vermittelst dessen das Gemüt sich selbst, oder seinen inneren Zustand anschaut, gibt zwar keine Anschauung von der Seele selbst, als einem Objekt; allein es ist doch eine bestimmte Form, unter der die Anschauung ihres inneren Zustandes allein möglich ist, so daß alles, was zu den inneren Bestimmungen gehört, in Verhältnissen der Zeit vorgestellt wird“. Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft 1*. In: *Werkausgabe* Hg. v. Wilhelm Weischedel. Bd. 3. Frankfurt/M. 1974, S. 71.

> [M]an höre so manchen Säufer, Spieler, Schwelger aus der gemeinen Volksklasse seine eigne Geschichte erzählen: und man wird von so manchem treffenden Zuge, wie er ward, was er nun ist? überrascht werden. Denn diese in einem höchsteinförmigen Lebenskreise ihr Leben ablaufende[n] Menschen sind oft viel glücklichere Selbstbeobachter, als unsere Gelehrten, diese intellectuellen *Zerstreuten,* die, gleich den moralischen, überall eher, als *bey sich selbst wohnen.* (ebd., S. 43)

Jenisch verortet den Ursprung der psychologischen Selbstanalyse also in den narrativen Praktiken des spontanen Erzählens und Räsonierens. Die Praxis der selbst- und fremdbiographischen Darstellung gründet aus dieser Perspektive nicht in den geordneten und ritualisierten Strukturen kultureller Überlieferung, sondern im informellen Rahmen des Alltagsgesprächs. Wenn Jenisch in seinem Beispiel dazu rät, sich den „Säufern", „Spielern" und „Schwelgern" zu widmen, deutet er darüber hinaus auch eine Nähe der erzählenden, autobiographischen Selbstentäußerung zu den menschlichen Leidenschaften und Triebregungen an. Das Erzählen vom eigenen Ich lässt sich allem Anschein nach im Bereich nicht-formalisierter, der kommunikativen Domestizierung enthobener Gespräche am besten beobachten. Der Ursprung der Biographik in einer intuitiven Selbstreflexion stellt damit einen Gegenpol zu den systematisierten Formen der Weltbeschreibung im Aufklärungszeitalters dar. Wo die Selbstbeobachtung jedoch wissenschaftlich formalisierten Kriterien genüge, müsse sie sich strukturierter Verfahrensweisen und einer rationalen Reflexion bedienen: Voraussetzungen, die dann wiederum nur auf den geringsten Teil autobiographischer Äußerungen zutreffen.

> *Pragmatische Selbst=Biographien* sind daher freilich nicht wohl zu erwarten, als von geübten Denkern […]. Sie wissens, welche Eindrücke sich ihnen mit besonderer Tiefe ins Gemüth geheftet, welche Ideen ihnen ein eigenthümliches Licht in die Seele gestrahlt! Welche Empfindungen irgend eine *besondere herrschende Ansicht der Dinge* in ihnen begründet! welche Kraftäußerungen ihres Geistes oder ihres Gemüths sie eine besondere Anstrengung kosteten [...]. (ebd., S. 39)

Die analytische Methode, in der durch Selbstbeobachtung das eigene Handeln auf seine Antriebe und Motive hin befragt und lebensgeschichtliche Prägungen als Ursache eines späteren charakterlichen Wesenszugs begriffen werden, müsse der pragmatische Biograph kraft seines Einfühlungsvermögens in seinen Beobachtungen auf ein fremdes Dasein anwenden. Um diesen Vorgang zu illustrieren, greift Jenisch auf das performative Beispiel einer Theateraufführung zurück und versucht, anhand der mehrfach ineinander verschachtelten mimetischen Prozesse den Akt des intuitiven Nachvollzugs fremder psychischer Dispositionen zu verdeutlichen.

> Diese treffende Richtigkeit, mit welcher der dramatische Dichter verschiedene Charakter seines Stücks von Anfang bis zu Ende zu halten und sie, in den verschiedensten Situazionen, mit den Zügen ihrer eigenthümlichen Denk= und Handlungsart darzustellen weis; diese

> Richtigkeit der Pantomime, mit welcher der Schauspieler die Charakterzeichnungen des Dichters wiedergiebt; diese Richtigkeit des Gefühls, womit die Zuschauer die Darstellungen des Dichters, wie des Schauspielers nach=empfinden und beurtheilen; – dienen zum unwidersprechlichen Beweise, daß unser Gemüth sich aus seiner Lage in die verschiedenartigsten werfen, gleichsam aus sich selbst herausgehen, *sui desertor* seyn kann; daß es mit einer erstaunenswürdigen Schnellkraft die Umstände auf die Situazion, die Situazion auf den Charakter, den Charakter auf sich selbst zu beziehen, und das Verhältniß dieser verschiedenen Modificazionen eines und desselben fremden Seyns zu einander, zu beurtheilen versteht. (ebd., S. 45)

Jenisch zieht hier zur Darlegung der biographischen Einfühlung nicht mehr das zweigliedrige Modell der Buchlektüre heran,[417] sondern ein dreigliedriges Schema, in dem Schauspieler und Bühne zwischen Autor und Rezipienten treten. Er rekurriert damit indirekt auf die Bedeutung der Identifikation mit vorgestellten Charakteren und Handlungen in der Dramentheorie des 18. Jahrhunderts.[418] Es ist die Mitleidspoetik im Sinne Rousseaus und Lessings, die Jenisch nun als Vorlage der literarischen Lebensbeschreibung dient.

Die Biographie hat dabei eine doppelte Distanz zu überbrücken. Auf der einen Seite steht die Fremderfahrung, die im Gegensatz zur Selbstbeobachtung den Gegenstand des biographischen Unternehmens bildet. Wie ein Schauspieler sollte ein Biograph das Fremde als Eigenes empfinden und sich selbst an der Stelle des Anderen vorstellen können. Dabei muss es ihm aber auch gelingen, wie schon in der strukturierten Selbstanalyse, die Oberfläche der äußeren Begebenheiten zu durchdringen, um auf den „Grund der Seele" (ebd., S. 103) zu blicken. Nur so könne er „ihre dunkele[n] Ideen, feine[n] Gefühle und geheimsten Anschauungen" erforschen und damit „die *wahre Gestalt der Handlungen* und Gesinnungen" (ebd.) einer Person in der Biographie darlegen.[419] Der imaginäre Bruch zwischen einem äußeren Dasein und dem inneren Wesen des Menschen ist die zweite Hürde, die eine psychologisch-pragmatische Biographie zu überwinden hat. Der sichtbaren Außenwelt, den gegebenen Tatsachen, dem Gegenstandsbereich der „schlicht-historischen Biographie" wird eine opake Sphäre der Innerlichkeit gegenübergestellt, in die nur der analytisch-hermeneutische Blick einzudringen vermag. Im Motiv der Dunkelheit, als Kennzeichen einer Materie, die der Wahrnehmung verschlossen ist, rekurriert Jenisch auf ein Grundmotiv der abendländischen Hermeneutik. Die „Allegorese" des Philo von Alexandria hatte ihr Ziel in der interpretatorischen Erschließung eines verborgenen, „tieferen" Sinnes, der nur für ausgewählte und geschulte Leser verständlich wird.[420] Augustinus verwendet in seiner Schrift *De doctrina chris-*

417 Als Beispiele autobiographischer Introspektion hatte Jenisch zuvor Rousseaus *Confessiones* und Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser* genannt., S. 42.

418 Zur Einfühlungsthematik vgl. Kapitel 3.3.

419 Vgl. Adler: „Fundus Animae".

420 Philo orientiert sich dabei am hierarchisch strukturierten Erkenntnisschema Platons. Irmgard Christiansen: *Die Technik der allegorischen Auslegungswissenschaft bei Philon von Alexandrien*. Tübingen 1969, S. 160.

tiana den Begriff der „dunklen Stellen“,[421] um damit jene Passagen in den biblischen Texten zu beschreiben, die in der Lektüre nicht unmittelbar einsichtig sind und daher vorerst „dunkel“ erscheinen. Die Unterscheidung zwischen verständlichen Texten, die keiner spezifischen Interpretation bedürfen, und solchen, die ohne hermeneutischen Zugang undurchschaubar bleiben, wird also bereits in der Antike in die Metaphorik eines Hell-Dunkel-Kontrastes gefasst und damit analog zur visuellen Wahrnehmung gedacht. Diese Beziehung korrespondiert im 18. Jahrhundert mit den räumlichen Metaphern von Oberfläche und Tiefe sowie der Gegenüberstellung von toten Buchstaben und lebendigen Worten. Die Leseerfahrung der Aufklärungsepoche kann als Erschließung der Tiefendimension von Literatur beschrieben werden, in der die rhetorische Oberflächengestalt im Akt der Lektüre durchdrungen wird.[422] Die Bedeutungsebenen eines Textes überlagern sich und lassen sich nur schrittweise erschließen. Damit geht allerdings eine symbolische Belebung des Mediums einher: Die Schrift an sich wird als tot betrachtet, der Gehalt jedoch, den es zu bergen gilt, ist vital und lebendig. „[D]er Leser muß das schriftlich Niedergelegte jenseits dieser Todesschwelle durch sein Verständnis zum Leben erwecken“.[423]

Wenn Daniel Jenisch die Aufgabe des Biographen, das *„denkende, empfindende* und *handelnde* […] *Wesen* eines Menschen, sein *Seyn* und *Werden“* zu erforschen, als Vorgang beschreibt, in dem der Blick die Oberfläche der menschlichen Existenz durchdringt, um die dunkle Tiefe seiner Seele auszuloten, geschieht dies vor dem Hintergrund der Anwendung spezifisch hermeneutischer Praktiken der Schrifterschließung, die nun auf die psychische Seite des Menschen appliziert werden. Wie im Verlauf der sozialen Transformationen des bürgerlichen Zeitalters sich Individuen zunehmend als gegeneinander abgeschlossene, isolierte Geschöpfe wahrnehmen,[424] entwickeln sich kommunikative Konventionen und kulturelle Artefakte als Werkzeuge einer gegenläufigen Tendenz. Die anthropologischen Modelle der Aufklärung trennen den Menschen in eine äußere, körperliche Existenz und eine innere, geistige Welt, die der sinnlichen Wahrnehmung verschlossen bleibt. Im selben Moment bilden sich jedoch diskursive Verfahrensweisen aus, die den Anschein erwecken, in die Tiefenschichten der menschlichen Persönlichkeit vorzudringen und diese durch Techniken der Introspektion zu ergründen, um damit das Individuum wieder ganzheitlich fassbar zu machen. Parallel

---

421 Aurelius Augustinus: *Die christliche Bildung.* (De doctrina christiana). Stuttgart 2002, S. 49.

422 Gegenüber einer stilistisch-grammatischen Lektüre klassischer Texte, in der *„Inhalt* oder gar ein jenseits der Schrift verborgener Sinn kaum ein Thema“ ist, vermitteln die auf Lektüre zur Persönlichkeitsbildung ausgerichteten Lesedidaktiken um 1800 Techniken des Textverstehens, das in „Wörtern Worte und Gedanken lesen kann“ und im „Text als Ganzheit“ den Geist seines Autors entdeckt. „[P]rovokant verkürzt“ kann davon gesprochen werden, dass „der *Sinn* des Textes in die *Tiefe* eines sich in ihm aussprechenden *Geistes* herabsinkt“. Detlev Kopp u. Nikolaus Wegmann: „‚Wenige wissen noch, wie Leser lieset.‘ Anmerkungen zum Thema: Lesen und Geschwindigkeit“. In: Norbert Oellers: *Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie. Selbstbestimmung und Anpassung.* Tübingen 1988, S. 92–104, hier S. 100.

423 Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr,* S. 417.

424 Ebd., S. 35.

zur Entwicklung der Psychologie[425] hängt die Entstehung der modernen Biographie eng mit diesem dialektischen Prozess zusammen, indem mit ihr das Versprechen verbunden ist, die äußerliche Natur des Menschen im Medium der Schrift auf sein inneres Wesen hin transparent werden zu lassen. Die emphatische Aneignung dieses Theorems reicht so weit, dass Daniel Jenisch schließlich die vom Biographen vollzogene Auseinandersetzung mit seinem Gegenstand im Bild der gegenseitigen Durchdringung beschreibt. Autor und Gegenstand der Biographie gehen wechselseitig ineinander auf.

> So muß sich also der Biograph gewissermaßen *bis zur Geistesverwandtschaft mit seinem darzustellenden Individuum erheben,* um sich in desselben ganze Gesinnungs= und Handlungsweise hineinzufühlen. Denn nur alsdann wird er sie auch gehörig darstellen, und ein treues Bild davon aus seiner durchdrungenen Seele auf das Papier zurückstrahlen lassen können. (ebd., S. 105)

Ist es in der Poetik der Empfindsamkeit die Schrift, die transparent wird, um die Seele des Autors durchschimmern zu lassen, beschreibt Jenisch nun den Biographen selbst als durchlässige Hülle, als Medium. Durch ihn hindurch soll das Wesen der biographierten Person auf das Papier übertragen werden. Wie auch schon bei Herder erscheint der literarische Schöpfungsprozess des biographischen Schreibens als kongenialer Akt, in dessen Vollzug der Autor der Biographie und sein Gegenstand quasi miteinander verschmelzen. Ausgangs- und Endpunkt ist das beschriebene Blatt, durch das sich dem Biographen die individuelle Persönlichkeit seines Objekts erschließt und in dessen mediale Form er den Geist des Biographierten auch wieder zu bannen vermag.

425 Vgl. Georg Eckardt u.a.: *Anthropologie und empirische Psychologie um 1800. Ansätze einer Entwicklung zur Wissenschaft*. Köln, Weimar, Wien 2001, v.a. S. 189–223.

Resümee und Ausblick

In der vorliegenden Arbeit wurde versucht, aus fünf komplementären Blickwinkeln die vielschichtige Debatte zur Gattungskonstitution biographischer Schreibweisen um 1800 nachzuzeichnen. Dabei hat sich gezeigt, dass der Begriff der Biographie in unterschiedlichen Kontexten sowohl zur Differenzierung als auch zur Integration diskursiver Felder eingesetzt wird. So dient die Diskussion um die narrative Lebensbeschreibung als literarische Form der Abgrenzung von älteren Praktiken der Erinnerungskultur aber auch der Aufwertung historiographischer Kleinformen gegenüber der globalgeschichtlichen Perspektive. Das biographische Schreiben wird von seinen Theoretikern und Praktikern, wie Johann Gottfried Herder, Johann Matthias Schröckh, Johann Georg Wiggers und Daniel Jenisch, als hermeneutisches Verfahren beschrieben, das auf Basis einer intensiven Auseinandersetzung mit seinen Quellen die – vor allem intellektuelle – Entwicklung eines Menschen rekonstruieren will und dabei schließlich auch zu allgemeinen anthropologischen Erkenntnissen gelangen kann. Gleichzeitig ist die Biographie aber auch Vehikel und rhetorisches Ausdrucksmittel externer Interessen. Die Lebensbeschreibung kann der genealogischen Traditionsbildung oder der Selbstversicherung sozialkritischer Reformbewegungen dienen. Sie kann als memoriales Archiv und Instrument der Konstitution von Gemeinschaften betrachtet werden, aber auch der Emanzipation des autonomen Individuums gelten. Der aufklärerische Anspruch im *Nekrolog* Friedrich Schlichtegrolls muss so etwa als Ausdruck des zunehmenden bürgerlichen Selbstbewusstseins verstanden werden. Als Gegenmodell zum monarchischen Gedenkmonopol wird die Kollektivbiographie als genuine Form der Erinnerungskultur des dritten Standes entwickelt. Die didaktisch-exemplarische Qualität der Lebensbeschreibung, wie sie nicht nur von Friedrich Schlichtegroll, sondern auch von Johann Joachim Eschenburg und Johann Gottfried Herder ausdrücklich betont wird, macht wiederum deutlich, wie sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts vormals eng definierte Lebenskonzepte dynamisieren und wie drängend aus diesem Grund der Bedarf nach Leitbildern und Orientierungslinien für den eigenen Lebensentwurf wird – ein Anliegen, das bis in die Gegenwart ungebrochen weiterwirkt.

Gegenüber der argumentativen Heterogenität, die sich in den vorgestellten Ansätzen entfaltet, sollen an dieser Stelle aber noch einmal die verbindenden Elemente in der biographischen Theoriedebatte rekapituliert werden. Im Unterschied zur typologischen Biographik des Mittelalters und der Antike wird an die neuzeitliche Lebensbeschreibung der Anspruch herangetragen, eine systematische Darlegung der Einzigartigkeit ihres Gegenstandes zu unternehmen. Um 1800 ist die Rede über Form und Funktion der Biographie durchsetzt von diskursiven Versatzstücken, die die zeitgenössische Vorstellung von Individualität umkreisen. Die Semantik des Porträts, das rhetorische Vokabular der Stilkunde und das analytische Theorem der Pragmatik historischer Entwicklungsverläufe werden in Stellung gebracht, um die Biographie als prototypisches Gattungsdispositiv für den autonomen Selbstentwurf des Subjekts zu lancieren. Der Wandel von einer religiös fundierten, statischen Betrachtung der

Wirklichkeit zur epistemologischen Dominanz dynamischer Entwicklungsmodelle schlägt sich im Interesse für die menschliche Existenz als Lebensvollzug und Bildungsprozess nieder, der in der Biographie dokumentiert, diskursiviert und appliziert werden kann. Es sind nun nicht mehr einzelne Eigenschaften oder Charakteristika, Tugenden oder Laster, die anhand einer historischen Persönlichkeit exemplarisch dargestellt werden. Vielmehr sollen aus dem komplexen Erfahrungsgefüge eines Lebens und seiner biographischen Darstellung jene Kategorien überhaupt erst gewonnen werden, die der Rede über den Menschen als Grundlage dienen können. Gleichzeitig erkennt das 18. Jahrhundert die geistige und charakterliche Wandlungsfähigkeit des Menschen. Innere Dynamiken und äußere Einflüsse gestalten den Lebensweg eines Individuums, dessen Verlauf und Ziel nicht mehr als vorgegeben, sondern als variabel und veränderlich verstanden wird. Die Biographie hat ein Leben damit nicht als statisches Sein zu beschreiben, sondern als beständiges Werden.

Die biographische Ordnung des Wissens, wie sie sich in den untersuchten Positionen formiert, ist eng verbunden mit der Vorrangstellung schriftmedialer Kommunikation. Das anthropologische Modell eines Subjekts, das über den Umweg biographischer Narrativierungs- und Archivierungsstrategien zum Gegenstand psychologischer, soziologischer und hermeneutischer Erschließungsverfahren wird, baut auf einer impliziten Analogie von Buch und Menschen auf. Um einen Menschen zu verstehen, soll er im Sinne der Hermeneutik „gelesen" werden. Es gilt dabei, Tiefenstrukturen freizulegen, die in einem analytischen Prozess erst schrittweise erschlossen werden müssen. Während Georg Christoph Lichtenberg über visuelle Metaphoriken und Analogien zu Physiognomik und Pathognomik am konzeptionellen Gerüst arbeitet, entwickeln Johann Gottfried Herder und Johann Georg Wiggers anhand der Gelehrtenbiographie das konkrete Modell für einen solchen Ansatz. Das literarische Werk, die geistige Hinterlassenschaft, gilt hier als Schlüssel zum Wesen eines Autors. Dem poetischen Programm der Empfindsamkeit folgend geht eine solche Form der Biographik davon aus, dass ein Schriftsteller sich in sein Werk entäußere. In einem kongenialen, rekonstruktiven Akt gilt es nun für den Biographen das, was ein Autor von sich in seine Schriften übertragen hat, seinen Lesern zu vermitteln, sodass sich ihnen dessen Persönlichkeit erschließt. Daniel Jenisch weitet dieses Konzept sodann auf einen allgemeinen, psychologischen Ansatz aus, in dem nicht mehr nur Schriftsteller und Gelehrte, sondern potentiell das Leben jedes Menschen zum Gegenstand hermeneutischer Auslegung werden kann. Wilhelm Dilthey wird diese Auffassung der Biographik schließlich zur Grundlage seines Konzepts der Geisteswissenschaften als verstehender Wissenschaften machen, in denen die Hermeneutik zum Instrument der Auseinandersetzung mit dem gesamten Spektrum menschlicher Ausdrucksformen avanciert.

Metaphorisch wird die hermeneutische Erschließung des Subjekts als Enthüllung und Durchdringung beschrieben. In Analogie zum Diskurs der bildenden Kunst soll der Mensch „sichtbar" gemacht werden, gerade in jenen Aspekten seines Charakters und seiner seelischen Verfasstheit, die sich nicht unmittelbar, sondern erst in der einfühlenden Analyse eröffnen. In der Biographie wird somit ein Darstellungsverhältnis erzeugt, dessen Referent seltsam unbestimmt bleibt. Im Gegensatz zur visuellen Abbildung steht dem biographischen Subjekt

kein körperlicher Bezugspunkt gegenüber, sondern wiederum ein geistiges Konstrukt: der Lebenszusammenhang als Summe ineinander übergehender Einzelmomente. Wie das Porträt seine Formvorlage im Spiegelbild hat, ist der Lebensgang als Kontinuum den Rezipienten der Biographie sowohl retrospektiv, im Sinne eigener, biographischer Erinnerungen, als auch prospektiv im Akt der Lebensplanung, der bewussten Annahme oder Zurückweisung von Lebensmodellen, präsent. Die Fremdbiographie wird lesbar, indem sie implizit auf das eigene Leben und damit auf die eigene Erfahrung bezogen werden kann. Gerade in ihrer Pluralität, in der im 18. Jahrhundert vorherrschenden Form der Kollektiv- und Sammelbiographien, bilden Lebensbeschreibungen eine Fülle möglicher Lebensentwürfe ab. Individualität wird auf diese Weise als Vielfalt erfahrbar, im stetigen Konflikt mit gesellschaftlichen Homogenisierungstendenzen nach Kriterien des Standes, der Nation oder des Geschlechts.

Mit der Wende zu einer hermeneutischen Biographik gehen aber auch eine Reihe von Problemfeldern einher, die im Verlauf seiner historischen Entwicklung mehr und mehr ins Zentrum des Diskurses rücken. So ist der „lesbare" Mensch zugleich auch „beschriebener", „geschriebener", ein „erschriebener" also konstruierter Mensch. Die Anthropologie der modernen Biographik orientiert sich an den Strukturgesetzen der Erzählung: an Linearität und Finalität, sowie an dem Gegensatz zwischen extradiegetischem Autor und intradiegetischen Figuren. Biographien, die auf diese Weise konstruiert sind, tendieren dazu, das Leben als konsequente Aufeinanderfolge von Kausalitäten zu beschreiben und Kontingenz systematisch zu verdrängen. Berichtenswert erscheinen aus der Perspektive des Biographen vor allem jene Momente, die auf das vorausdeuten, was die biographierte Persönlichkeit außergewöhnlich und damit überhaupt erst biographiewürdig macht. Die lebensgeschichtliche Episode gewinnt ihre Bedeutung erst im größeren Zusammenhang und verliert jenen Eigenwert, der ihr im Kontext der Alltagserfahrung zukommt. Wird also nicht die Essenz dessen, was Leben bedeutet, verkannt, wenn die Biographie den Lebenszusammenhang auf eine Anzahl prägender Momente reduziert? Wie sich gezeigt hat, situieren sich Biographien der hermeneutischen Tradition außerdem im Spannungsverhältnis von beschriebener Persönlichkeit und Biographen. Daniel Jenisch legt etwa ausführlich dar, dass der Autor einer Biographie sein Objekt beständig mit sich selbst vergleichen muss, um dessen Handeln und Denken verstehen zu können. Bewusst oder unbewusst schreibt sich der Biograph dadurch immer schon selbst in seinen Gegenstand ein. Die Stärke avancierter biographischer Ansätze der jüngeren Vergangenheit liegt nun genau darin, diesen Umstand nicht zu verschleiern, sondern ihn explizit hervorzuheben und damit als notwendigen Bestandteil des eigenen Verfahrens anzunehmen und den Lesern gegenüber kenntlich zu machen.

Das bedeutsamste Problem hermeneutischer Biographik muss aber letztlich in der Differenz von Hermeneutik und Präsenz verortet werden. Die vielfältigen historischen Formen der Erinnerungskultur können als Bewältigungsstrategien gegen den grundlegenden Präsenzverlust des Todes betrachtet werden. Wenn wir Johann Gottfried Herder folgen, sind Gedenkpraktiken, die selbst wieder Präsenz erzeugen, wie das kollektiv begangene Ritual oder das Setzen eines plastischen Denkmals, von jenen Formen zu unterscheiden, die vordringlich hermeneutisch operieren. Der Grabstein legt Zeugnis ab von der Existenz des Verstorbe-

nen, aber er will diesen nicht *verstehen*. Genau das strebt aber die moderne Biographie an. Sie erzeugt Wissen und damit Bedeutung. Und dennoch hält der biographische Diskurs der Sattelzeit auch am Versprechen fest, die verlorengegangene Präsenz der Verstorbenen kompensieren zu können. Dieses Begehren drückt sich etwa im durchgängigen Einsatz einer Metaphorik der Belebung, der Vitalität und Resurrektion aus. Die Biographie insinuiert die Möglichkeit intellektueller Auferstehung der Verstorbenen. Dabei handelt es sich jedoch um einen rhetorischen Topos, der nicht am realen Anspruch von Präsenzkulturen zu messen ist. Die verloren gegangene Existenz des Toten vermag die Biographie zu erinnern, aber nicht wiederherzustellen. In seiner Ausleuchtung kann der Gegenstand der Lebensbeschreibung als Denkfigur konstituiert, nicht aber als reales Wesen wiedererweckt werden. Die von der Biographie erzeugten Wirklichkeiten betreffen andere Subjekte. So kann es der Lebensbeschreibung gelingen, das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit sozialer Gruppen zu stärken und damit kollektive Identitäten zu etablieren. Die Biographik schöpft hier aus ihrer Möglichkeit, zwischen der Heterogenität des Individuellen und den Kohäsionskräften des Kollektivs zu vermitteln. Im Sinne der Spiegelmetapher verschafft die Biographie ihren Lesern aber auch Bewusstsein der eigenen Existenz. Das Leben, das wir selbst immer nur im partialen Vollzug erfahren, ist im biographischen Text als Ganzes zugänglich. Im Bild des Anderen können wir unser eigenes Sein in dessen Potentialität, aber auch in seiner Endlichkeit erkennen. Präsenz verleiht die Biographie aber letztlich vor allem der Stimme des Biographen. Wie sich bereits eingangs in Herders Rede auf Maria Margaretha Kanter gezeigt hat, legitimiert sich das Sprechen über den Tod gerade durch die Absenz dessen, dem das Interesse und das Andenken des Publikums gilt. Auch wenn der Biograph vorgibt, gegen den Präsenzverlust anzuschreiben, ist es am Ende doch die eigene Autorschaft, die überdauert. So folgt die biographische Rede, obwohl sie von einem Dritten, dem abwesenden Bezugspunkt des Diskurses, inspiriert ist, den Gesetzen der literarischen Rede, als impliziter Dialog zwischen Autoren und Lesern.

Während die Biographietheorie des ausgehenden 18. Jahrhunderts in ihrer Analogie von Mensch und Schrift bzw. Leben und Buch stilbildend für die weitere Geschichte der Biographik wirkt, artikulieren sich in den hier untersuchten Gattungsentwürfen der Lebensbeschreibung auch Gegenpositionen zu den dominierenden ästhetischen, historiographischen und pädagogischen Paradigmen ihrer Zeit. Die konsequente Referenz auf visuelle Darstellungsformen unterläuft für den Gegenstand der Biographie die auf Lessing zurückgehende Differenzierung bildender und erzählender Repräsentationsbereiche. Vielmehr deutet sich das Bedürfnis nach intermedialen Darstellungsformaten an, das erst durch die technischen Möglichkeiten der heutigen Gegenwart in vollem Umfang zum Standard subjektbezogener Ausdrucksformen werden kann. In der ungebrochenen Funktionalisierung biographischer Narrative zur exemplarisch-didaktischen Verhaltensmoderation manifestiert sich die Kontinuität der *historia magistra vitae,* die in der Geschichtsphilosophie des 18. Jahrhunderts von der Vorstellung der Inkommensurabilität historischer Differenzbereiche abgelöst worden war. Über das Identifikationstheorem wird also eine scheinbar überkommene Positionen aktualisiert. Nicht mehr *die* Geschichte tritt als Lehrmeisterin auf, sondern das Leben der Anderen – in Form der biographischen Erzählung. Bedeutsam ist dabei vor allem der von Schlichte-

groll und Herder vorgebrachte Gedanke biographischer Emulatio. Erst in der individuellen Aktualisierung historischen Wissens kann dieses seine Wirkmächtigkeit entfalten. Aus der Biographie können wir lernen, wenn wir die aus ihr gewonnen Erkenntnisse in unseren eigenen Lebenszusammenhang integrieren.

Abschließend seien einige Desiderate benannt, die sich aus den gewonnen Ergebnissen ablesen lassen. Ein in der Forschung vielfach belegtes Bewusstsein frühneuzeitlicher Autoren für die Möglichkeiten der Selbstinszenierung im Druck[426] wandelt sich um 1800 in das empfindsame Ideal authentischer Selbstentäußerung der Schreibenden. Aus der Perspektive hermeneutischer Biographietheorien, die ihr Objekt als Ergebnis eines Lektüreprozesses erstehen lassen, wäre in einer historischen Rückwärtsbewegung dem Zusammenspiel von Autorfiguration und biographischer Darstellung für die Zeit der Renaissance, des Humanismus und der Barockliteratur nachzugehen. Im Anschluss an die jüngere Forschung zu den epistemologischen Grenzbereichen der Aufklärung[427] gelte es außerdem, das Zustandekommen biographischen Wissens nachzuzeichnen. Mit welchen argumentativen Strategien begründet die Biographie ihre Einblicke in das Seelenleben des Menschen, insofern es der sinnlichen Wahrnehmung und den empirischen Wissenschaften verschlossen ist? Gewinnbringend erschiene darüber hinaus die Ausweitung der hier nur in Ansätzen entwickelten rezeptionsästhetischen Perspektive. Während in der vorliegenden Studie vor allem die von den Autoren ausgehenden Projektionen biographischer Lektüre zur Sprache kamen, mithin also nur von den intendierten Lesern die Rede war, müsste eine weitergehende Untersuchung etwa anhand der Dokumentation konkreter Leseerfahrungen die Tragfähigkeit des von Eschenburg und Schlichtegroll entwickelten Programms einer biographischen Didaktik prüfen. Was bedeutet biographische Erfahrung aus Sicht der Rezipienten und wie lässt sich die Integration biographischen Wissens als Lernvorgang kognitiv und empirisch beschreiben? Zuletzt wäre die Publikationspraxis der Biographie auf die intermediale Bezüglichkeit von bildhafter und biographischer Subjektdarstellung zu untersuchen. Inwiefern vermögen der biographische Film, durch Video- und Audioquellen bereicherte digitale Texte, aber auch kollektive Publikationsformen im Rahmen sozialer Online-Medien die Gegensätze unterschiedlicher Darstellungsformen zu überwinden? Mit Blick auf Kommunikationsformate, die sich den technischen Errungenschaften der jüngsten Vergangenheit verdanken, ließe sich damit auch aus einer diachronen Perspektive das Projekt einer mediologischen Biographieforschung weiterführen.

---

426 Vgl. neben Jardine: *Erasmus* auch Eybl: „Die Konstruktion des Autors“.

427 Adler u. Godel: *Formen des Nichtwissens der Aufklärung;* grundlegend auch: Hans Adler: *Die Prägnanz des Dunklen. Gnoseologie, Ästhetik, Geschichtsphilosophie bei Johann Gottfried Herder*. Hamburg 1990.

Literaturverzeichnis

SIGLEN

Abbt: Briefe = Gotthold Ephraim Lessing, Moses Mendelssohn, u.a. (Hgg.): *Briefe die neueste Litteratur betreffend*. 10. Theil. Berlin 1761.

Der Biograph = „An die Leser des Biographen". In: *Der Biograph. Darstellungen merkwürdiger Menschen der drey letzten Jahrhunderte* 1 (1802), S. III-VIII.

Eschenburg = Johann Joachim Eschenburg: *Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. Zur Grundlage bey Vorlesungen*. Berlin, Stettin 1783.

Herder: Entwurf zu einer Denkschrift = Johann Gottfried Herder: „Entwurf zu einer Denkschrift auf A. G. Baumgarten, J. D. Heilmann und Th. Abbt". In: Herder FA 1, S. 677–681.

Herder: Torso = Johann Gottfried Herder: „Über Thomas Abbts Schriften. Der Torso zu einem Denkmal, an seinem Grabe errichtet". In: FA 2, S. 565–608.

Herder FA = Johann Gottfried Herder: *Werke in zehn Bänden*. Hg. v. Martin Bollacher u.a. Frankfurt/M. 1985–2000.

Herder SWS = Johann Gottfried Herder: *Herders sämmtliche Werke*. Hg. v. Bernhard Suphan. Nachdr. der Ausg. Berlin 1877–1913. Hildesheim 1967–1968.

HWPh = *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Hg. v. Joachim Ritter, Karlfried Gründer u. Gottfried Gabriel. Darmstadt 1971–2007.

HWR = *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hg. v. Gert Ueding. Darmstadt 1992–2012.

Jenisch = Daniel Jenisch: *Theorie der Lebens-Beschreibung. Nebst einer Lebens-Beschreibung Karls des Großen: einer Preisschrift*. Berlin 1802.

Lichtenberg = Georg Christoph Lichtenberg: „Von den Charakteren in der Geschichte". In: *Schriften und Briefe*. Bd. 2. Hg. v. Wolfgang Promies, Frankfurt/M. 1992, S. 9–13.

LTK = *Lexikon für Theologie und Kirche*. Hg. v. Josef Höfer u. Karl Rahner. Begr. v. Michael Buchberger. 2., völlig neu bearbeitete Auflage. Freiburg/Br. 1957–1968.

Schlichtegroll 1791 = Friedrich Schlichtegroll: *Nekrolog auf das Jahr 1790.* Bd. 1. Gotha 1791.

Schlichtegroll 1792 = Friedrich Schlichtegroll: *Nekrolog auf das Jahr 1791*. Zweytes Jahr. Bd. 1. Gotha 1792.

Schlichtegroll 1793 = Friedrich Schlichtegroll: *Nekrolog auf das Jahr 1791*. Zweyter Jahrgang. Bd. 2. Gotha 1793.

Schlichtegroll 1794 = Friedrich Schlichtegroll: *Nekrolog auf das Jahr 1793*. Vierter Jahrgang. Bd. 1. Gotha 1794.

Schlichtegroll 1796 = Friedrich Schlichtegroll: *Nekrolog auf das Jahr 1795.* Sechster Jahrgang. Bd. 1. Gotha 1796.

Schlichtegroll 1802 = Friedrich Schlichtegroll: *Nekrolog der Teutschen für das neunzehnte Jahrhundert*. Bd. 1. Gotha 1802.

Schlichtegroll 1805/2 = Friedrich Schlichtegroll: *Nekrolog auf das Jahr 1799. Enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahr verstorbener Deutschen*. Bd. 2. Gotha 1805.
Schröckh 1767 = Johann Matthias Schröckh: *Allgemeine Biographie*. Erster Theil. Berlin 1767.
Schröckh 1769 = Johann Matthias Schröckh: *Allgemeine Biographie*. Zweyter Theil. Berlin 1769.
Wiggers = Johann Georg Wiggers: *Ueber die Biographie*. Mitau 1777.

PRIMÄRLITERATUR

Adelung, Johann Christoph: *Gallerie der neuen Propheten, apokalyptischen Träumer, Geisterseher und Revolutionsprediger. Ein Beytrag zur Geschichte der menschlichen Narrheit.* Leipzig 1799.
Adelung, Johann Christoph: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders der Oberdeutschen*. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Nachdr. der Ausgabe Leipzig 1793–1801. Hildesheim, Zürich, New York 1990.
Aristoteles: *Poetik*. In: *Werke in deutscher Übersetzung*. Bd 5. Begr. v. Ernst Grumach. Hg. v. Hellmut Flashar. Übers. u. erl. v. Arbogast Schmitt. Berlin 2008.
Aristoteles: *Rhetorik*. In: *Werke in deutscher Übersetzung*. Bd 4. Begr. v. Ernst Grumach. Hg. v. Hellmut Flashar. Übers. u. erl. v. Christof Rapp. Berlin 2002.
Ast, Friedrich: *Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik*. Landshut 1808.
Augustinus, Aurelius: *Die christliche Bildung.* (De doctrina christiana). Stuttgart 2002.
Bodmer, Jacob: *Kritische Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter*. Faksimiledruck der Ausgabe Zürich 1741. Frankfurt/M. 1971.
Breitinger, Johann Jacob: *Critische Dichtkunst*. Faks.-Dr. nach der Ausgabe von 1740. Bd. 1. Stuttgart 1966.
Chladenius, Johann Martin: *Einleitung zur richtigen Auslegung vernünftiger Reden und Schriften*. Leipzig 1742.
Cicero, Marcus Tullius: *De Oratore. Über den Redner.* Lateinisch-Deutsch. Hg. u. übers. v. Theodor Nüßlein. Düsseldorf 2007.
Dilthey, Wilhelm: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*. In: Wilhelm Dilthey: *Gesammelte Schriften*. Bd. 7. Leipzig, Berlin 1927.
Dilthey, Wilhelm: „Die Entstehung der Hermeneutik". In: Wilhelm Dilthey: *Gesammelte Schriften*. Bd. 5. Leipzig, Berlin 1924, S. 317–338.
Gottsched, Johann Christoph: *Critische Dichtkunst.* 4. Auflage. Nachdr. der Ausgabe Leipzig 1751. Darmstadt 1962.
von Hagen, Johann Jost Anton [Pseudonym: Abraham Peipa]: *Gallerie von Teutschen Schauspielern und Schauspielerinnen der älteren und neuern Zeit.* Wien 1783.
Herder, Johann Gottfried: „Am Sarge der Jungfer Maria Margaretha Kanter". In: SWS XXXI. Berlin 1889, S. 1–11.
Herder, Johann Gottfried: *Briefe Gesamtausgabe*. Unter Leitung von Karl-Heinz Hahn. Hg. v. d. Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar

(Goethe- und Schiller-Archiv). Bd. 1. Hg. v. Wilhelm Dobbek u. Günter Arnold. Weimar 1977.

Hoffmann, Otto (Hg.): *Herder's Briefwechsel mit Nicolai*. Berlin 1887.

Johnson, Samuel: „The Dignity and Usefulness of Biography" *[The Rambler* 60 (13.10.1750)]. In: Ders.: *The Rambler*. Hg v. W. J. Bate u. Albrecht B. Strauss. New Haven, London 1969, S. 318–323.

Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft 1*. In: *Werkausgabe.* Hg. v. Wilhelm Weischedel. Bd. 3. Frankfurt/M. 1974.

Kracauer, Siegfried: *Jacques Offenbach und das Paris seiner Zeit*. In: *Werke,* Bd. 8. Hg. v. Ingrid Belke unter Mitarbeit v. Mirjam Wenzel. Frankfurt/M. 2005.

Lessing, Gotthold Ephraim: „Fabeln. Drei Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts". In: *Werke*. Bd. 5, S. 352–419.

Lessing, Gotthold Ephraim: *Hamburgische Dramaturgie*. In: *Werke*. Bd. 4.

Lessing, Gotthold Ephraim: „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie". In: *Werke.* Hg. v. Göpfert. Bd. 6, S. 7–187.

Lessing, Gotthold Ephraim: *Werke*. Hg. v. Herbert G. Göpfert. In Zusammenarbeit mit Karl Eibl u.a. München 1970–1979.

Lessing, Gotthold Ephraim: „Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Untersuchung." In: *Werke*. Hg. v. Göpfert. Bd. 6, S. 405–462.

Müller, Friedhelm L. (Hg.): *Rhetorica ad Herennium – Rhetorik an Herennius. Incerti auctoris libri IV de arte dicendi – eines Unbekannten 4 Bücher über Redekunst*. Aachen 1994.

Möser, Justus: „Aufmunterung und Vorschlag zu einer westphälischen Biographie". In: *Sämtliche Werke*. Historisch-kritische Ausgabe in 14 Bänden. Bd. 4: *Patriotische Phantasien 1*. Bearbeitet v. Ludwig Schermeyer unter Mitwirkung v. Werner Kohlschmidt. Oldenburg 1943, S. 297–300.

Nicolai, Friedrich: „Ehrengedächtnis Herrn Thomas Abbt". In: *Nicolai Gesammelte Werke*. Bd. 12. Hg. v. Bernhard Fabian und Marie-Luise Speickermann. Hildesheim, Zürich, New York 1995, S. 1–34.

Pauli, Karl Friedrich: *Leben grosser Helden des gegenwärtigen Krieges*. Halle 1758–1764.

Pezzl, Johann: *Charakteristik Josephs II*. Wien 1790.

Plutarch: *Alexander. Caesar.* Übersetzt und herausgegeben von Marion Giebel. Stuttgart 1980.

Platon: *Politeia*. In: *Sämtliche Werke in zehn Bänden*. Griechisch und Deutsch. Nach der Übers. Friedrich Schleiermachers. Erg. durch Übers. von Franz Susemihl. Hg. v. Karlheinz Hülser. Bd. 5. Frankfurt/M., Leipzig 1991.

Quintilianus, Marcus Fabius: *Ausbildung des Redners*. *Zwölf Bücher*. Hg. u. übers. v. Helmut Rahn. Zweiter Teil: Buch VII-XII. Darmstadt 1975.

Rousseau, Jean-Jacques: *Diskurs über die Ungleichheit. Discours sur l'inégalité*. Übers. u. komm. v. Heinrich Meier. Paderborn [3]1999.

Schiller, Karl August: *Gallerie interessanter Personen oder Schilderung des Lebens und Charakters der Thaten und Schicksale berühmter und berüchtigter Menschen der ältern und neuern Zeit*. Berlin u.a. 1798.

Schröckh, Johann Matthias: *Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten*. Leipzig 1764.

Schröckh, Johann Matthias: „Johann Matthias Schröckh, Professor der Geschichte zu Wittenberg". In: *Allgemeines Magazin für Prediger nach den Bedürfnissen unsrer Zeit*. Hg. v. Johann Rudolph Gottlieb Beyer. Bd. 5. Leipzig 1791, S. 209–218.

Thomas, Antoine Léonard: *Eloge de René Descartes. Discours qui a remporté le prix de l'Academié Françoise en 1765.* Amsterdam 1765.

Thomas, Antoine Léonard: *Essai sur les Eloges*. Amsterdam 1773.

Wolff, Christian: *Vernünfftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt*. In: *Gesammelte Werke, Materialien und Dokumente.* Hg. v. Jean École u.a. 1. Abteilung, Bd. 2.1. Hg. v. Charles A. Corr. 3. Nachdr. der Ausgabe Halle 1751. Hildesheim, Zürich, New York 2003.

Zedler, Johann Heinrich (Hg.): *Großes vollständiges Universal-Lexikon*. Vollst., photomechan. Nachdr. der Ausgabe Halle und Leipzig 1732–1754. Graz 1995.

Sekundärliteratur

Adler, Hans u. Wulf Köpke (Hgg.): *A Companion to the Works of Johann Gottfried Herder*. Rochester, NY 2009.

Adler, Hans: *Die Prägnanz des Dunklen. Gnoseologie, Ästhetik, Geschichtsphilosophie bei Johann Gottfried Herder*. Hamburg 1990.

Adler, Hans u. Rainer Godel (Hgg.): *Formen des Nichtwissens der Aufklärung*. München 2010.

Adler, Hans: „Fundus Animae – der Grund der Seele. Zur Gnoseologie des Dunklen in der Aufklärung". In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 62 (1988), S. 197–220.

Adler, Hans: „Nation. Herders Umgang mit Konzept und Begriff". In: *Unerledigte Geschichten. Der literarische Umgang mit Nationalität und Internationalität*. Hg. v. Gesa von Essen u. Horst Turk. Göttingen 2000, S. 39–56.

Adler, Hans: „Wunschzettel der Aufklärung. Wissenschafts-Desiderata in Herders *Ideen*". In: *Vom Selbstdenken: Aufklärung und Aufklärungskritik in Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Beiträge zur Konferenz der International Herder Society Weimar 2000.* Hg. v. Regine Otto u. John H. Zammito. Heidelberg 2001, S. 99–104.

Alheit, Peter und Morten Brandt: *Autobiographie und ästhetische Erfahrung. Entstehung und Wandel des Selbst in der Moderne*. Frankfurt/M., New York 2006.

Alheit, Peter: „‚Individuelle Modernisierung' – Zur Logik biographischer Konstruktion in modernisierten modernen Gesellschaften". In: *Differenzen und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses für Soziologie 1996 in Dresden*. Frankfurt/M., New York 1997.

Al-Quadi, Wadad: „Biographical Dictionaries: Inner Structure and Cultural Significance". In: *The Book in the Islamic World. The Written Word and Communication in the Middle East*. Hg. v. George N. Atiyeh. Albany, NY 1995, S. 93–122.

Anderson, Benedict: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London 1983.

Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 1997.

Assmann, Jan: „Schrift, Tod und Identität. Das Grab als Vorschule der Literatur im alten Ägypten". In: *Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation*. Hg. v. Aleida Assmann, Jan Assmann u. Christof Hardmeier. München 1983, S. 64–93.

Auchterlonie, Paul: *Arabic Biographical Dictionaries: A Summary Guide and Bibliography*. Durham 1987.

Averintsev, Sergei: „From Biography to Hagiography". In: *Mapping Lives*. The Uses of Biography. Hg. v. Peter France u. William St Clair. Oxford 2002, S. 19–36.

Backus, Irena: *Life Writing in Reformation Europe. Lives of Reformers by Friends, Disciples and Foes.* Aldershot 2008.

Baisheng, Zhao: „Sima Quian". In: *Encyclopedia of Life Writing*. Bd. 2. Hg. v. Margaretta Jolly. London, Chicago 2001, S. 813–814.

Baudy, Dorothea: „Parentalia". In: *Der Neue Pauly*. *Enzyklopädie der Antike*. Hg. v. Hubert Cancik. Bd. 9: Altertum. Or-Poi. Stuttgart 2000, Sp. 330–331.

Belting, Hans: *Bild-Anthropologie. Entwürfe einer Bildwissenschaft*. München 2001.

Belting, Hans: *Florenz und Bagdad. Eine westöstliche Geschichte des Blicks*. München 2008.

Gunhild Berg: „Wissenwollen trotz Nichtwissenkönnens. Von den Erkenntnisgrenzen der psychologischen und pädagogischen Wissenschaften des späten 18. Jahrhunderts". In: *Formen des Nichtwissens der Aufklärung*. Hg. v. Hans Adler u. Rainer Godel. Paderborn 2010, S.191–212.

Bergmann, Birgit: *Der Kranz des Kaisers. Genese und Bedeutung einer römischen Insignie*. Berlin, New York 2010.

Beyer, Andreas: *Das Porträt in der Malerei*. München 2002.

Blitz, Hans-Martin: *Aus Liebe zum Vaterland. Die deutsche Nation im 18. Jahrhundert.* Hamburg 2000.

Blum, Gerd: *Giorgio Vasari. Der Erfinder der Renaissance*. München 2011.

Blum, Rudolf: *Die Literaturverzeichnungen im Altertum und Mittelalter. Versuch einer Geschichte der Biobibliographie von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit*. Frankfurt/M. 1983.

Blumenberg, Hans: *Die Lesbarkeit der Welt*. Frankfurt/M. 1986.

Boehm, Gottfried: *Bildnis und Individuum. Über den Ursprung der Porträtmalerei in der italienischen Renaissance*. München 1985.

Bogner, Ralf Georg: *Der Autor im Nachruf. Formen und Funktionen der literarischen Memorialkultur von der Reformation bis zum Vormärz.* Tübingen 2006.

Bogner, Ralf Georg: „Geistliches Totengedenken? Einige Thesen zu den mehr oder weniger erbaulichen Gebrauchsfunktionen frühneuzeitlicher Nachrufe". In: *Aedificatio. Erbauung im interkulturellen Kontext der Frühen Neuzeit*. Hg. v. Andreas Solbach. Tübingen 2005, S. 35–47.

Böhme, Hartmut: „Aufgaben und Perspektiven der Kulturwissenschaft". In: *Kulturwissenschaften. Konzepte, Theorien, Autoren*. Hg. v. Iris Därmann u. Christoph Jamme. München 2007, S. 35–52.

Böning, Holger: „Popularaufklärung – Volksaufklärung“. In: *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*. Hg. v. Richard van Dülmen u. Sina Rauschenbach. Köln, Weimar, Wien 2004, S. 563–581.

Bosse, Heinrich: „Der Autor als abwesender Redner“. In: *Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich*. Hg. v. Paul Goetsch. Tübingen 1994, S. 277–290.

Bosse, Heinrich: „Die gelehrte Republik“. In: *„Öffentlichkeit“ im 18. Jahrhundert*. Hg. v. Hans-Wolf Jäger. Göttingen 1997, S. 51–76.

Bosse, Heinrich: *Autorschaft ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit*. Paderborn u.a. 1981.

Bourdieu, Pierre: „Die biographische Illusion“. In: *Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* (1990) H.1, S. 75–81.

Breuer, Ulrich: „Lebendige Erkenntnis. August Hermann Franckes Lebenslauf“. In: *Aedificatio. Erbauung im interkulturellen Kontext der Frühen Neuzeit*. Hg. v. Andreas Solbach. Tübingen 2005, S. 49–63.

August Buck (Hg.): *Biographie und Autobiographie in der Renaissance. Arbeitsgespräch in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel vom 1. bis 3. November 1982.* Wiesbaden 1983.

Burckhardt, Jacob: *Beiträge zur Kunstgeschichte in Italien. Das Altarbild – Das Porträt in der Malerei – Die Sammler*. Basel 1898.

Burioni, Matteo: „Vasari’s *Rinascita*: History, Anthropology or Art Criticism?“ In: *Renaissance? Perceptions of Continuity and Discontinuity in Europe, c. 1300 – c. 1550*. Leiden 2010, S. 115–127.

Campe, Rüdiger: *Affekt und Ausdruck. Zur Umwandlung der literarischen Rede im 17. und 18. Jahrhundert*. Tübingen 1990.

Christiansen, Irmgard: *Die Technik der allegorischen Auslegungswissenschaft bei Philon von Alexandrien*. Tübingen 1969.

Daxelmüller, Christoph: „Exempelsammlung“. In: *HWR* Bd. 3, Sp 55–60.

De Rentiis, Dina: „Für eine neue Geschichte der Nachahmungskategorie. Imitatio morum und lectio auctorum in Policraticus VII, 10. In: *Artes im Mittelalter*. Hg. v. Ursula Schäfer. Berlin 1999, S. 161–173.

De Rentiis, Dina: „Zum Rückgriff auf Grundprinzipien der klassisch-römischen imitatio auctorum und zur Bedeutung des imitatio-Begriffs im 12./13. Jahrhundert“. In: *Das Mittelalter* 2 (1997), S. 83–92.

Dekker, Rudolf u. Lotte van de Pol: *Frauen in Männerkleidern. Weibliche Transvestiten und ihre Geschichte*. Berlin 1990.

Dörner, Andreas: „Medienunterhaltung als politische Kommunikation“. In: *Siegener Periodicum zur Internationalen Empirischen Literaturwissenschaft* 17 (1998) H. 1, S. 33–47.

Dülmen, Richard van u. Sina Rauschenbach (Hgg.): *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*. Köln, Weimar, Wien 2004.

Dusini, Arno: *Tagebuch. Möglichkeiten einer Gattung*. München 2005.

Eckardt, Georg u.a.: *Anthropologie und empirische Psychologie um 1800. Ansätze einer Entwicklung zur Wissenschaft*. Köln, Weimar, Wien 2001.

Engelberg, Ernst u. Hans Schleier: „Zu Geschichte und Theorie der historischen Biographie“. In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 38 (1990), S. 195–217.

Erll, Astrid: „Biographie und Gedächtnis“. In: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Hg. v. Christian Klein. Stuttgart, Weimar 2009, S. 79–86.

Ess, Hans van: „Sima Quian und die Anfänge der chinesischen Biographik“. In: *Biographie – „So der Westen wie der Osten“? Zwölf Studien.* Hg. v. Walter Berschin u. Wolfgang Schamoni. Heidelberg 2003, S. 15–32.

Eybl, Franz M.: „Die Konstruktion des Autors durch den Druck: Grimmelshausen“. In: *Barock. Neue Sichtweisen einer Epoche*. Hg. v. Peter J. Burgard. Wien, Köln, Weimar 2001, S. 145–160.

Eybl, Franz M.: „Einleitung. Unterhaltung zwischen Barock und Aufklärung“. In: *Delectatio. Unterhaltung und Vergnügen zwischen Grimmelshausen und Schnabel*. Hg. v. Franz M. Eybl u. Irmgard M. Wirtz. Bern u.a. 2009, S. 9–24.

Eybl, Franz M.: „Leichenpredigt“. In: *HWR* Bd. 5, Sp. 124–145.

Eybl, Franz M.: „Leichenrede“. In: *HWR* Bd. 5, Sp. 145–151.

Eybl, Franz M.: „Predigt/Erbauungsliteratur“. In: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Begr. v. Rolf Grimminger. Bd. 2: *Die Literatur des 17. Jahrhunderts*. Hg. v. Albert Meier. München, Wien 1999, S. 401–419.

Eybl, Franz M.: „Typotopographie. Stelle und Stellvertretung in Buch, Bibliothek und Gelehrtenrepublik“. In: *Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext.* Hg. v. Hartmut Böhme. Stuttgart, Weimar 2005, S. 224–243.

Eybl, Franz M.: „Typus, Temperament, Tabelle. Zur anthropologischen und medientheoretischen Systematik der Völkerstereotypen“. In: *Frühneuzeitliche Stereotype. Zur Produktivität und Restriktivität sozialer Vorstellungsmuster.* Hg. v. Miroslawa Czarnecka, Thomas Borgstedt u. Tomasz Jablecki. Bern u.a. 2010, S. 29–43.

Eybl, Franz M.: „Vom Verzehr des Textes. Thesen zur Performanz des Erbaulichen“. In: *Aedificatio. Erbauung im interkulturellen Kontext der Frühen Neuzeit*. Hg. v. Andreas Solbach. Tübingen 2005, S. 95–112.

Fauser, Markus: „Wissen als Unterhaltung“. In: *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*. Hg. v. Richard van Dülmen u. Sina Rauschenbach. Köln, Weimar, Wien 2004, S. 491–514.

Fetz, Bernhard: „Biographisches Erzählen zwischen Wahrheit und Lüge, Inszenierung und Authentizität“. In: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Hg. v. Christian Klein. Stuttgart, Weimar 2009, S. 54–60.

Fetz, Bernhard: „Der Stoff, aus dem das (Nach-)Leben ist. Zum Status biographischer Quellen“. In: *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Hg. v. Bernhard Fetz. Unter Mitarbeit von Hannes Schweiger. Berlin, New York 2009, S. 103–154.

Fetz, Bernhard (Hg.): *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Unter Mitarbeit von Hannes Schweiger. Berlin, New York 2009.

Fetz, Bernhard: „Die vielen Leben der Biographie. Interdisziplinäre Aspekte einer Theorie der Biographie“. In: *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Hg. v. Bernhard Fetz. Unter Mitarbeit von Hannes Schweiger. Berlin, New York 2009, S. 3–66.

Fetz, Bernhard und Wilhelm Hemecker (Hgg.): *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Unter Mitarbeit von Georg Huemer und Katharina J. Schneider. Berlin, New York 2011.

Fleischer, Dirk: „Der Strukturwandel der evangelischen Kirchengeschichtsschreibung im 18. Jahrhundert". In: *Aufklärung und Historik. Aufsätze zur Entwicklung der Geschichtswissenschaft, Kirchengeschichte und Geschichtstheorie in der deutschen Aufklärung*. Hg. v. Horst Walter Blanke u. Dirk Fleischer. Waltrop 1991, S. 173–201.

Fleischer, Dirk: „Urchristentum, Reformation und Aufklärung. Zum Selbstverständnis des Wittenberger Historikers Johann Matthias Schroeckh". In: *Christentum im Übergang. Neue Studien zu Kirche und Religion in der Aufklärungszeit*. Hg. v. Albrecht Beutel, Volker Leppin u. Udo Sträter. Leipzig 2006, S. 269–281.

Florack, Ruth: *Bekannte Fremde. Zu Herkunft und Funktion nationaler Stereotype in der Literatur*. Tübingen 2007.

Fohrmann, Jürgen: *Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung zwischen Humanismus und Deutschem Kaiserreich.* Stuttgart 1989.

Foucault, Michel: „Das Leben der infamen Menschen". In: Michel Foucault: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*. Bd. 3. Hg. v. Daniel Defert u. François Ewald unter Mitarbeit v. Jacques Lagrange. Frankfurt/M. 2003, S. 309–332.

Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt/M. 1974.

Foucault, Michel: „Was ist ein Autor?" In: Michel Foucault: *Schriften zur Literatur*. Frankfurt/M. 2003, S. 234–270.

France, Peter: „From Eulogy to Biography: The French Academic *Eloge*". In: *Mapping Lives. The Uses of Biography*. Hg. v. Peter France u. William St Clair. Oxford 2002, S. 83–101.

France, Peter und William St Clair (Hgg.): *Mapping Lives. The Uses of Biography*. Oxford 2002.

Frangenberg, Thomas: „The Image and the Moving Eye: Jean Pélerin (Viator) to Gudobaldo del Monte". In: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 49 (1986), S. 150–171.

Fulda, Daniel: „‚Formationsphase 1800'. Historisch-hermeneutisch-literarische Diskurse in der Rekonstruktion." In: *Scientia Poetica* 6 (2002), S. 153–171.

Fulda, Daniel: „Wege ins Offene: Wie die moderne Zukunftsvorstellung entstand". In: *1712–2012. Das Werden eines Landes.* Hg. v. Rainer Vollkommer u. Donat Büchel. Vaduz 2012, S. 408–412.

Fürstenwald, Maria: „Zur Theorie und Funktion der Barockabdankung". In: *Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften*. Hg. v. Rudolf Lenz. Wien, Köln 1975, S. 372–389.

Füssel, Marian: „Frauen in die Schlacht? Weibliche Soldaten im 17. und 18. Jahrhundert zwischen Dissimulation und Sensation". In: *Soldatinnen. Gewalt und Geschlecht im Krieg vom Mittelalter bis heute*. Hg. v. Klaus Latzel, Franka Maubach u. Silke Satjukow. Paderborn u.a. 2011, S. 159–178.

Gadamer, Hans-Georg u. Gottfried Boehm (Hgg.): *Seminar: Philosophische Hermeneutik*. Frankfurt/M. 1976.

Gaier, Ulrich: „‚...ein Empfindungssystem, der ganze Mensch'. Grundlagen von Hölderlins poe-

tologischer Anthropologie im 18. Jahrhundert". In: *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*. Hg. v. Hans-Jürgen Schings. Stuttgart, Weimar 1994, S.724–746.

Genette, Gérard: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*. Frankfurt/M. 2001.

Gleixner, Ulrike: *Pietismus und Bürgertum. Eine historische Anthropologie der Frömmigkeit*. Göttingen 2005.

Gleixner, Ulrike: „Pietistische Erinnerungskultur im württembergischen Bürgertum des 18. und 19. Jahrhunderts". In: *Leonberger Symposion. Paradigmen der Familienforschung im Spannungsfeld zwischen Natur- und Geisteswissenschaften.* Hg. v. d. Werner-Zeller-Stiftung. Göttingen 2008, S. 25–42.

Goetz, Thomas: *Poetik des Nachrufs. Zur Kultur der Nekrologie und zur Nachrufszene auf dem Theater.* Wien, Köln, Weimar 2008.

Gombrich, Ernst: „Vasari's Lives and Cicero's Brutus". In: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 23 (1960), S. 309–311.

Graf, Ruedi: „Utopie und Theater. Physiognomik, Pathognomik, Mimik und die Reform von Schauspielkunst und Drama im 18. Jahrhundert". In: *Physiognomie und Pathognomie. Zur literarischen Darstellung von Individualität*. Festschrift für Karl Pestalozzi zum 65. Geburtstag. Hg. v. Wolfram Groddeck u. Ulrich Stadler. Berlin, New York 1994, S. 16–33.

Greyerz, Kaspar von: „Spuren eines vormodernen Individualismus in englischen Selbstzeugnissen des 16. und 17. Jahrhunderts". In: *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte*. Hg. v. Winfried Schulze. Berlin 1996, S. 131–145.

Grimm, Gunter E.: *Literatur und Gelehrtentum in Deutschland. Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus bis zur Frühaufklärung*. Tübingen 1983.

Grimm, Jacob u. Wilhelm (Hgg): *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig 1854–1971.

Grimm, Jürgen: *Französische Klassik.* Stuttgart, Weimar 2005.

Gumbrecht, Hans Ulrich: *Die Macht der Philologie. Über einen verborgenen Impuls im wissenschaftlichen Umgang mit Texten.* Frankfurt/M. 2003.

Gumbrecht, Hans Ulrich: *Diesseits der Hermeneutik: die Produktion von Präsenz*. Frankfurt/M. 2004.

Gumbrecht, Hans Ulrich: *Unsere breite Gegenwart*. Berlin 2010.

Hahn, Alois: „Soziologische Relevanzen des Stilbegriffs". In: *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements*. Hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht und Karl Ludwig Pfeiffer. Unter Mitarbeit von Armin Biermann u.a. Frankfurt/M. 1986, S. 603–611.

Hähner, Olaf: *Historische Biographik. Die Entwicklung einer geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*. Frankfurt/M. u.a. 1999.

Hamilton, Nigel: *Biography: A Brief History*. Cambridge, London 2007.

Hanuschek, Sven: „Referentialität". In: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Hg. v. Christian Klein. Stuttgart, Weimar 2009, S. 12–16.

Hardy, Grant: „Can an Ancient Chinese Historian Contribute to Modern Western Theory? The Multiple Narratives of Ssu-Ma Ch'ein". In: *History and Theory* 33 (1994), S. 20–38.

Harth, Dietrich: „Christian Wolffs Begründung des Exempel- und Fabelgebrauchs im Rahmen der Praktischen Philosophie". In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 52 (1978), S. 43–62.

Hausen, Karin: „Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen“. In: *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte*. Hg. v. Karin Hausen u. Heide Wunder. Frankfurt/M., New York 1992, S. 81–88.

Heinrich, Tobias: „Biographie als Hermeneutik. Johann Gottfried Herders biographischer Essay *Über Thomas Abbts Schriften*“. In: *Die Biographie – Beiträge zu ihrer Geschichte*. Hg. v. Wilhelm Hemecker. Unter Mitarbeit von Wolfgang Kreutzer. Berlin, New York 2009, S. 13–41.

Heinrich, Tobias: „Das lebendige Gedächtnis der Biographie. Johann Gottfried Herders „Fünfter Brief zur Beförderung der Humanität““. In: *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Hg. v. Bernhard Fetz u. Wilhelm Hemecker. Unter Mitarbeit von Georg Huemer u. Katharina J. Schneider. Berlin, New York 2011, S. 23–27.

Heinrich, Tobias: „Porträts, Denkmäler, Galerien. Zur Genese bildhafter Denkfiguren in der Biographik um 1800“. In: *Wissenstexturen. Literarische Gattungen als Organisationsformen von Wissen.* Hg. v. Gunhild Berg. Frankfurt/M. 2014, S. 105–124.

Heinrich, Tobias: „‚This, I believe, is the only means of defying death‘: Johann Gottfried Herder's Concept of Intellectual Biography“. In: *Lumen. Selected Proceedings from the Canadian Society for Eighteenth-Century Studies* 28 (2009), S. 51–67.

Hemecker, Wilhelm (Hg.): *Die Biographie – Beiträge zu ihrer Geschichte.* Unter Mitarbeit von Wolfgang Kreutzer. Berlin, New York 2009.

Hemecker, Wilhelm u. Manfred Mittermayer (Hgg.): *Mythos Bachmann. Zwischen Inszenierung und Selbstinszenierung*. Wien 2011.

Hemecker, Wilhelm: „Zwischen Wissenschaft und Kunst. Diltheys Theorie der Biographie“. In: *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Hg. v. Bernhard Fetz u. Wilhelm Hemecker. Unter Mitarbeit von Georg Huemer u. Katharina J. Schneider. Berlin, New York 2011, S. 65–71.

Herbe, Sarah: „‚And every day new Authors doe appeare…‘: Labelling the Author in the Front Matter of Thomas Beedome's *Poems Divine, and Humane* (1641)“. In: *Authorship* 3.1 (2014), 1–16.

Herrmann, Hans Peter: „‚Ich bin fürs Vaterland zu sterben auch bereit‘. Patriotismus oder Nationalismus im 18. Jahrhundert? Lesenotizen zu den deutschen Arminiusdramen. 1740–1808“. In: *Machtphantasie Deutschland. Nationalismus, Männlichkeit und Fremdenhaß im Vaterlandsdiskurs deutscher Schriftsteller des 18. Jahrhunderts.* Hg. v. Hans Peter Herrmann, Hans-Martin Blitz u. Susanna Moßmann. Frankfurt/M. 1996, S. 32–65.

Herrmann, Hans Peter: „‚Mein Arm wird stark und groß mein Muth […]‘. Wandlungen des deutschen Nationalismus im 18. Jahrhundert“. In: *Die Ordnung der Kulturen. Zur Konstruktion ethnischer, nationaler und zivilisatorischer Differenzen 1750–1850*. Hg. v. Hansjörg Bay und Kai Merten. Würzburg 2006, S. 53–78.

Herrmann, Ulrich (Hg.): *Die Bildung des Bürgers. Die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft und die Gebildeten im 18. Jahrhundert.* Weinheim, Basel 1982.

Hermanns, Fritz: „Identität und Mentalitätsgeschichte“. In: *Nation – Europa – Welt. Identitätsentwürfe vom Mittelalter bis 1800*. Hg. v. Ingrid Baumgärtner u.a. Frankfurt/M. 2007, S. 296–317.

Holdenried, Michaela: „Biographie vs. Autobiographie“. In: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Hg. v. Christian Klein. Stuttgart, Weimar 2009, S. 37–43.

Holdenried, Michaela: „Biographie, Autobiographie – Annäherungen, Abgrenzungen". In: *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Hg. v. Michaela Holdenried. Berlin 1995, S. 390–401.

Höller, Hans: „Sigrid Weigels anti-biographische Biographie. Eine kritische Lektüre". In: *Mythos Bachmann. Zwischen Inszenierung und Selbstinszenierung*. Hg. v. Wilhelm Hemecker u. Manfred Mittermayer. Wien 2011, S. 37–53.

Horn, Eva: *Trauer schreiben. Die Toten im Text der Goethezeit*. München 1998.

Howard, Martha Walling: *The Influence of Plutarch in the Major European Literatures of the Eighteenth Century*. Chapel Hill 1970.

Ijsewijn, Jozef: „Die humanistische Biographie". In: *Biographie und Autobiographie in der Renaissance. Arbeitsgespräch in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel vom 1. bis 3. November 1982*. Hg. v. August Buck. Wiesbaden 1983, S. 1–19.

Immenkötter, Herbert: „Von Engeln und Teufeln. Über Luther-Biographien des 16. Jahrhunderts". In: *Biographie und Autobiographie in der Renaissance. Arbeitsgespräch in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel vom 1. bis 3. November 1982*. Hg. v. August Buck. Wiesbaden 1983, S. 91–102.

Irmscher, Hans Dietrich: „Beobachtungen zur Funktion der Analogie im Denken Herders". In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 55 (1981), S. 64–97.

Irmscher, Hans Dietrich: „Grundzüge der Hermeneutik Herders". In: *Bückeburger Gespräche über J. G. Herder 1971*. Hg. v. Johann Gottfried Maltus. Bückeburg 1973, S. 17–57.

Iser, Wolfgang: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München 1976.

Iserloh, Erwin: „Nachfolge Christi". In: *LTK* Bd. 7, Sp. 758–764.

Jander, Eckhart: *Untersuchungen zu Theorie und Praxis der deutschen historischen Biographie im neunzehnten Jahrhundert. (Ist die Biographie eine mögliche Form legitimer Geschichtsschreibung?)* Diss. Freiburg i. Br. 1965.

Jardine, Lisa: *Erasmus, Man of Letters. The Construction of Charisma in Print*. Princeton, NJ 1993.

Johannsen, Jochen: „Der Erfahrungswandel der Moderne und die Ästhetisierung der Geschichte: Aspekte der historischen Erfahrung bei J. G. Herder". In: *Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur* 45 (2003), S. 250–272.

Johnston, Sarah Iles: *Restless Dead. Encounters Beteween the Living and the Dead in Ancient Greece*. Berkeley, Los Angeles, London 1999.

Kaminski, Nicole: „Imitatio" In: *HWR* Bd. 4, Sp. 235–285.

Kazmaier, Martin: „Denkmaale von Papier erbauet". In: *Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften*. Hg. v. Rudolf Lenz. Wien, Köln 1975, S. 390–407.

Kazmaier, Martin: *Die deutsche Grabrede im 19. Jahrhundert. Aspekte ihrer Funktion innerhalb der bürgerlichen Bestattungsfeierlichkeiten*. Pfullingen 1974.

Kindt, Tom u. Hans-Harald Müller: „Was war eigentlich der *Biographismus* – und was ist aus ihm geworden? Eine Untersuchung". In: *Autorschaft. Positionen und Revisionen*. Hg. v. Heinrich Detering. Stuttgart 2002, S. 355–375.

Klein, Christian (Hg.): *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien.* Stuttgart, Weimar 2009.

Klein, Josef: „Beispiel“. In: *HWR* Bd. 1, Sp. 1430–1435.

Klein, Josef: „Exemplum“. In: *HWR* Bd. 3, Sp. 60–70.

Kleisner, Friederike: *Körper und Seele bei Georg Christoph Lichtenberg*. Würzburg 1998.

Kluge, Alexander: *Gelegenheitsarbeit einer Sklavin. Zur realistischen Methode*. Frankfurt/M. 1975.

Knispel, Wolfgang „Gelehrtenrepublik“, *HWPh* Bd. 3, Sp. 226–232.

Köpke, Wulf: „Herder's Views on the Germans and Their Future Literature“. In: *A Companion to the Works of Johann Gottfried Herder*. Hg. v. Hans Adler u. Wulf Köpke. Rochester, NY 2009, S. 215–232.

Kolesch, Doris: „Biographie und Performanz – Problematisierung von Identitäts- und Subjektkonstruktionen“. In: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Hg. v. Christian Klein. Stuttgart, Weimar 2009, S. 43–53.

Kopp, Detlev u. Nikolaus Wegmann: „‚Wenige wissen noch, wie Leser lieset.‘ Anmerkungen zum Thema: Lesen und Geschwindigkeit“. In: Norbert Oellers: *Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie. Selbstbestimmung und Anpassung.* Tübingen 1988, S. 92–104.

Koschorke, Albrecht: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*. München 1999.

Koschorke, Albrecht: „Wissenschaften des Arbiträren. Die Revolutionierung der Sinnesphysiologie und die Entstehung der modernen Hermeneutik um 1800“. In: *Poetologien des Wissens um 1800*. Hg. v. Joseph Vogl. München 1999, S. 19–52.

Koselleck, Reinhart: „‚Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ – zwei historische Kategorien“. In: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten.* Hg. v. Reinhart Koselleck. Frankfurt/M. 1979, S. 349–375.

Koselleck, Reinhart: „Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte“. In: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten.* Hg. v. Reinhart Koselleck. Frankfurt/M. 1979, S. 38–66.

Koselleck, Reinhart: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt/M. 1979.

Kötting, Bernhard: „Hagiographie“. In: *LTK* Bd. 4, Sp. 1316–1321.

Kretschmann, Carsten: „Biographie und Wissen“. In: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Hg. v. Christian Klein. Stuttgart, Weimar 2009, S. 71–78.

Krummacher, Hans-Henrik: „Das barocke Epicedium. Rhetorische Tradition und deutsche Gelegenheitsdichtung im 17. Jahrhundert“. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 18 (1974), S. 89–147.

Kruckis, Hans-Martin: *„Ein potenziertes Abbild der Menschheit“. Biographischer Diskurs und Etablierung der Neugermanistik in der Goethe-Biographik bis Gundolf*. Heidelberg 1995.

Kühne-Bertram, Gudrun: „Aspekte der Geschichte und der Bedeutung des Begriffs ‚pragmatisch‘ in den philosophischen Wissenschaften des 18. und des 19. Jahrhunderts“. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 27 (1983), S. 158–186.

Kühnert, Wilhelm: „Johann Matthias Schroeckh. Ein Beitrag zum Problem Kirchengeschichte und Diaspora“. In: *Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich* 74 (1958), S. 71–106.

Leahy, Caitriona: „Ingeborg Bachmann: Biographische Porträts“. In: *Mythos Bachmann. Zwischen*

Inszenierung und Selbstinszenierung. Hg. v. Wilhelm Hemecker u. Manfred Mittermayer. Wien 2011, S. 17–36.

Lee, Hermione: *Biography. A Very Short Introduction*. Oxford 2009.

Lejeune, Philippe: *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt/M. 1994.

Lenz, Rudolf (Hg.): *Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften*. Bd. 1. Köln, Wien 1975

Lichtenberg, Heinz Otto: *Unterhaltsame Bauernaufklärung. Ein Kapitel Volksbildungsgeschichte*. Tübingen 1970.

Luhmann, Niklas: *Die Realität der Massenmedien*. Wiesbaden [3]2004.

MacLean, Ian: *The Renaissance Notion of Woman. A Study in the Fortunes of Scholasticism and Medical Science in European Intellectual Life*. Cambridge 1980.

Marian, Esther: „Individuum und Gesellschaft in Siegfried Kracauers *Jacques Offenbach und das Paris seiner Zeit*". In: *Die Biographie – Beiträge zu ihrer Geschichte*. Hg. v. Wilhelm Hemecker. Unter Mitarbeit von Wolfgang Kreutzer. Berlin, New York 2009, S. 205–250.

Markworth, Tino: *Unsterblichkeit und Identität beim frühen Herder*. Paderborn u.a. 2005.

Matthew, Colin: „Dictionaries of National Biography". In: *National Biographies & National Identity. A Critical Approach to Theory and Editorial Practice.* Hg. v. Iain McCalman. Canberra 1996, S. 1–18.

Maurer, Michael: *Die Biographie des Bürgers. Lebensformen und Denkweisen in der formativen Phase des deutschen Bürgertums (1680–1815)*. Göttingen 1996.

Maurer, Michael: „‚Nationalcharakter' in der frühen Neuzeit. Ein mentalitätsgeschichtlicher Versuch." In: *Transformationen des Wir-Gefühls. Studien zum nationalen Habitus*. Hg. v. Reinhard Blomert, Helmut Kuzmics u. Annette Treibel. Frankfurt/M. 1993, S. 45–81.

Maurer, Michael: „Zur Theorie der Biographie im 18. Jahrhundert". In: *Biographie und Kunst als historiographisches Problem*. Hg. v. Joachim Kremer, Wolf Hobohm u. Wolfgang Ruf. Hildesheim, New York, Zürich 2004, S. 40–45.

Mause, Michael: „Panegyrik". In: *HWR* Bd. 6, Sp. 495–502.

Mautner, Franz: „Lichtenbergs Vortrag über die Charaktere in der Geschichte und sein Gesamtwerk". In: *Modern Language Notes* 55 (1940) H. 2, S. 123–129.

McLaughlin, Martin: „Biography and Autobiography in the Italian Renaissance". In: *Mapping Lives*. The Uses of Biography. Hg. v. Peter France u. William St Clair. Oxford 2002, S. 37–65.

Menges, Karl: „Was leistet ‚Pragmatische Geschichtsschreibung'? Zur Aktualisierung der Historiographie bei Abbt und Herder". In: *Humanität in einer pluralistischen Welt? Themengeschichtliche und formanalytische Studien zur deutschsprachigen Literatur.* Festschrift Martin Bollacher. Hg. v. Christian Kluwe u. Jost Schneider. Würzburg 2000, S. 185–201.

Merleau-Ponty, Maurice: *Das Auge und der Geist. Philosophische Essays*. Hamburg 1984.

Moore, Cornelia Niekus: „Die Biographie als Erbauung in der lutherischen Leichenpredigt". In: *Aedificatio. Erbauung im interkulturellen Kontext der Frühen Neuzeit*. Hg. v. Andreas Solbach. Tübingen 2005, S. 193–206.

Moser, Christian: *Buchgestützte Subjektivität. Literarische Formen der Selbstsorge und der Selbsthermeneutik von Platon bis Montaigne*. Berlin, New York 2006.

Nerling-Pietsch, Ingeborg: *Herders literarische Denkmale. Formen der Charakteristik vor Friedrich Schlegel.* Münster 1997.

Neuber, Wolfgang: „Memoria“. In: *HWR* Bd. 5, Sp. 1037–1078.

Ní Dhuíll, Caitríona: „Intermediale Biographik (Bild und Biographie)“. In: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Hg. v. Christian Klein. Stuttgart, Weimar 2009, S. 190–193.

Ní Dhúill, Caitríona: „Lebensbilder. Biographie und die Sprache der bildenden Künste“. In: *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Hg. v. Bernhard Fetz. Unter Mitarbeit von Hannes Schweiger. Berlin, New York 2009, S. 473–499.

Ní Dhúill, Caitríona: „Widerstand gegen die Biographie: Sigrid Weigels Ingeborg-Bachmann-Studie“. In: *Die Biographie – Beiträge zu ihrer Geschichte*. Hg. v. Wilhelm Hemecker. Unter Mitarbeit von Wolfgang Kreutzer. Berlin, New York 2009, S. 43–68.

Niggl, Günter: *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung*. Stuttgart 1977.

Nitsch, Carl Ludwig: „Ueber Schröckh's Studienweise und Maximen“. In: *Der Neue Teutsche Merkur vom Jahr 1809*. Hg. v. Christoph Martin Wieland. Bd. 1. Weimar 1809, S. 228–282.

Nünning, Ansgar: „Von der fiktionalen Biographie zur biographischen Metafiktion“. In: Christian von Zimmermann (Hg.): *Fakten und Fiktionen: Strategien fiktionalbiographischer Dichterdarstellungen in Roman, Drama und Film seit 1970*. Tübingen 2000, S. 15–36.

Oesterle, Günter: „‚Kunstwerk der Kritik‘ oder ‚Vorübung zur Geschichtsschreibung‘? Form- und Funktionswandel der Charakteristik in Romantik und Vormärz“. In: *Literaturkritik – Anspruch und Wirklichkeit*. Hg. v. Wilfried Barner. Stuttgart 1990, S. 64–86.

Opitz, Claudia u. Ulrike Weckel (Hgg.): „Einleitung“. In: *Ordnung, Politik und Geselligkeit der Geschlechter im 18. Jahrhundert*. Hg. v. Ulrike Weckel, Claudia Opitz, Brigitte Tolkemitt u. Olivia Hochstrasser. Göttingen 1998, S. 7–21.

Pompe, Hedwig: „Natürlichkeitsideal“. In: *HWR* Bd. 6, Sp. 182–203.

Popelka, Liselotte: „Trauer-Prunk und Rede-Prunk. Der frühneuzeitliche Trauerapparat als rhetorische Leistung auf dem Weg zur virtuellen Realität“. In: *Oratio Funebris. Die katholische Leichenpredigt der frühen Neuzeit.* Hg. v. Birgit Boge u. Ralf Georg Bogner. Amsterdam, Atlanta, GA 1999, S. 9–80.

Porombka, Stephan: „Biographie und Buchmarkt“. In: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Hg. v. Christian Klein. Stuttgart, Weimar 2009, S. 444–450.

Prinz, Wolfram: *Die Entstehung der Galerie in Frankreich und Italien*. Berlin 1970.

Rang, Brita: „‚Jus fasque esse in rempublicam litterariam foeminas adscribi‘: Gelehrt(inn)en-Enzyklopädien des 17. und 18. Jahrhunderts“. In: *Paedagogica Historica. International Journal of the History of Education* 28 (1992) H. 3, S. 511–549.

Reisinger, Klaus: „Frauen und Militär in der Neuzeit. Francesca Scanagatta: Die militärische Karriere einer Frau im ausgehenden 18. Jahrhundert“. In: *Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts* 16 (2001), S. 59–73.

Reulecke, Anne-Kathrin: „‚Die Nase der Lady Hester‘. Überlegungen zum Verhältnis von Biographie und Geschlechterdifferenz“. In: *Biographie als Geschichte*. Hg. v. Hedwig Röckelein. Tübingen 1993, S. 117–142.

Reulecke, Anne-Kathrin: *Geschriebene Bilder. Zum Kunst- und Mediendiskurs in der Gegenwartsliteratur*. München 2002.

Riedel, Manfred: „Bürgerlichkeit und Humanität“. In: *Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung*. Hg. v. Rudolf Vierhaus. Heidelberg 1981, S. 13–34.

Runge, Anita: „Gender Studies“. In: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Hg. v. Christian Klein. Stuttgart, Weimar 2009, S. 402–407.

Runge, Anita: „Geschlechterdifferenz in der literaturwissenschaftlichen Biographik. Ein Forschungsprogramm“. In: *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens.* Hg. v. Christian Klein. Stuttgart, Weimar 2002, S. 113–128.

Ruppert, Wolfgang: „Bürgertum im 18. Jahrhundert“. In: *Die Bildung des Bürgers. Die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft und die Gebildeten im 18. Jahrhundert*. Hg. v. Ulrich Herrmann. Weinheim, Basel 1982, S. 59–80.

Russell, Donald Andrew: „On Reading Plutarch's *Lives*“. In: *Essays on Plutarch's* Lives. Hg. v. Barbara Scardigli. Oxford 1995, S. 75–94.

Sauder, Gerhard: „Moralische Wochenschriften“. In: *Hanser Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Hg. v. Rolf Grimmiger. Bd. 3/1. München, Wien 1980, S. 267–279.

Scheuer, Helmut: „Biographie“. In: *HWR* Bd. 2, Sp. 30–43.

Scheuer, Helmut: *Biographie. Studien zur Funktion und zum Wandel einer literarischen Gattung vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Stuttgart 1979.

Scheuer, Helmut: „Lebenszeit(en). Biographisches Erzählen oder ‚eine Art perspektivischer Verkürzung des Verstandes'“. In: *Die Zeit im Wandel der Zeit*. Hg. v. Hans-Joachim Bieber. Kassel 2002, S. 335–355.

Schimank, Uwe: „Biographie als Autopoiesis – Eine systemtheoretische Rekonstruktion von Individualität“. In: *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*. Hg. v. Hanns-Georg Brose u. Bruno Hildenbrand. Opladen 1988, S. 55–72.

Schmale, Wolfgang: *Das 18. Jahrhundert*. Wien, Köln, Weimar 2012.

Schneider, Manfred: „Politik der Lebensgeschichte um 1800 und das autobiographische Wissen im Theoriedesign des 20. Jahrhunderts“. In: *Poetologien des Wissens um 1800*. Hg. v. Joseph Vogl. München 1999, S. 267–288.

Schnicke, Falko: „Begriffsgeschichte: Biographie und verwandte Termini“. In: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Hg. v. Christian Klein. Stuttgart, Weimar 2009, S. 1–6.

Schnicke, Falko: „Transgressive Semantiken. Zur erkenntnistheoretischen Umwertung von ‚Biographie' im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert (Abbt, Wiggers, Droysen)“. In: *Wissenschaftsgeschichte als Begriffsgeschichte. Terminologische Umbrüche im Entstehungsprozess der modernen Wissenschaften*. Hg. v. Michael Eggers u. Matthias Rothe. Bielefeld 2009, S. 235–266.

Schoenbaum, Samuel: *Shakespeare's Lives*. Oxford, New York 1970.

Schön, Erich: *Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlung des Lesers. Mentalitätswandel um 1800*. Stuttgart 1987.

Schultz, Heiner: „Begriffsgeschichte und Argumentationsgeschichte“. In: *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*. Hg. v. Reinhart Koselleck. Stuttgart 1979, S. 43–74.

Schweiger, Hannes: „Biographiewürdigkeit“. In: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Hg. v. Christian Klein. Stuttgart, Weimar 2009, S. 32–36.

Schweiger, Hannes: „Die Macht der Archive. Zu Michel Foucault: ‚Das Leben der infamen Menschen'". In: *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Hg. v. Bernhard Fetz u. Wilhelm Hemecker. Unter Mitarbeit von Georg Huemer u. Katharina J. Schneider. Berlin, New York 2011, S. 277–283.

Schweiger, Hannes und Deborah Holmes: „Nationale Grenzen und ihre biographischen Überschreitungen". In: *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Hg. v. Bernhard Fetz. Unter Mitarbeit von Hannes Schweiger. Berlin, New York 2009, S. 385–418.

Segeberg, Harro: „Nationalismus als Literatur. Literarisches Leben, nationale Tendenzen und Frühformen eines literarischen Nationalismus in Deutschland (1770–1805)". In: *Polyperspektivik in der literarischen Moderne. Studien zur Theorie, Geschichte und Wirkung der Literatur.* Hg. v. Jörg Schönert u. Harro Segeberg. Frankfurt/M. u.a. 1988, S. 298–326.

Selbmann, Rolf: *Dichterdenkmäler in Deutschland. Literaturgeschichte in Erz und Stein*. Stuttgart 1988.

Simon, Ralf: *Das Gedächtnis der Interpretation: Gedächtnistheorie als Fundament für Hermeneutik, Ästhetik und Interpretation bei Johann Gottfried Herder*. Hamburg 1998.

Simon, Ralf: „Herders exegetische Autorschaft". In: *Der frühe und der späte Herder. Kontinuität und/oder Korrektur*. Hg. v. Sabine Gross u. Gerhard Sauder. Söchtenau 2007, S. 307–320.

Solbach, Andreas (Hg.): *Aedificatio. Erbauung im interkulturellen Kontext in der Frühen Neuzeit*. Tübingen 2005.

Sonnabend, Holger: *Geschichte der Antiken Biographie. Von Isokrates bis zur Historia Augusta*. Stuttgart 2002.

Sparn Walter: „Unsterblichkeit. IV. Neuzeit". In: *HWPh* Bd. 11, 275–294.

Stichweh, Rudolf: „Lebenslauf und Individualität". In: *Lebensläufe um 1800*. Hg. v. Jürgen Fohrmann. Tübingen 1998, S. 223–234.

Stumm, Mascha-Maria: *Unterhaltungstheoreme bei Platon und Aristoteles. Eine Rückkehr zu den Ursprüngen der Diskussion um Funktionen und Wirkungen von Unterhaltung und der Versuch einer Auswertung fachfremder Literatur als Beitrag zur Klärung des kommunikationswissenschaftlichen Unterhaltungsbegriffs.* Berlin 1996.

Szondi, Peter: *Einführung in die literarische Hermeneutik*. Frankfurt/M. 1975.

Thomé, Horst: „Werk". In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. 3., von Grund auf neu erarbeitete Auflage. Hg. v. Jan-Dirk Müller. Berlin, New York 2007, S. 832–834.

Vierhaus, Rudolf: „‚Patriotismus' – Begriff und Realität einer moralisch-politischen Haltung". In: *Die Bildung des Bürgers. Die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft und die Gebildeten im 18. Jahrhundert*. Hg. v. Ulrich Herrmann. Weinheim, Basel 1982, S. 119–131.

Vogl, Joseph: „Einleitung". In: *Poetologien des Wissens um 1800*. Hg. v. Joseph Vogl. München 1999, S. 7–16.

Vogl, Joseph (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*. München 1999.

Wagner, Christoph: „Porträt und Selbstbildnis". In: *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hg. v. Richard van Dülmen. Köln, Weimar, Wien 2001, S. 79–106.

Walter, James: „Seven Questions about National Biography". In: *National Biographies & National*

Identity. A Critical Approach to Theory and Editorial Practice. Hg. v. Iain McCalman. Canberra 1996, S. 19–34.

Weigel, Sigrid: „Hinterlassenschaften, Archiv, Biographie. Am Beispiel von Susan Taubes“. In: *Spiegel und Maske. Konstruktionen biographischer Wahrheit*. Hg. v. Bernhard Fetz und Hannes Schweiger. Wien 2006, S. 33–48.

Weigel, Sigrid: *Ingeborg Bachmann. Hinterlassenschaften unter Wahrung des Briefgeheimnisses*. Wien 1999.

Weigel, Sigrid: „Korrespondenzen und Konstellationen. Zum postalischen Prinzip biographischer Darstellungen“. In: *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens.* Hg. v. Christian Klein. Stuttgart, Weimar 2002, S. 113–128.

Weiss, Wolfgang: „Die Gelehrtengemeinschaft: Ihre literarische Diskussion und ihre Verwirklichung“. In: *Res Publica Litteraria. Die Institution der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit*. Teil I. Hg. v. Sebastian Neumeister u. Conrad Wiedemann. Wiesbaden 1987, S. 133–151.

White, Hayden V.: *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses.* Stuttgart 1986.

Wiedemann, Conrad: „Bestrittene Individualität. Beobachtungen zur Funktion der Barockallegorie“. In: *Formen und Funktionen der Allegorie*. Hg. v. Walter Haug. Stuttgart 1979, S. 574–591.

Willems, Gottfried: *Anschaulichkeit. Zu Theorie und Geschichte der Wort-Bild-Beziehungen und des literarischen Darstellungsstils*. Tübingen 1989.

Willems, Marianne: „Individualität – ein bürgerliches Orientierungsmuster. Zur Epochencharakteristik von Empfindsamkeit und Sturm und Drang“. In: *Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert.* Hg. v. Hans-Edwin Friedrich, Fotis Jannidis u. Marianne Willems. Tübingen 2006, S. 171-200.

Wittmann, Reinhard: „Der lesende Landmann. Zur Rezeption aufklärerischer Bemühungen durch die bäuerliche Bevölkerung im 18. Jahrhundert“. In: *Der Bauer Mittel- und Osteuropas im sozioökonomischen Wandel des 18. und 19. Jahrhunderts. Beiträge zu seiner Lage und deren Widerspiegelung in der zeitgenössischen Publizistik und Literatur*. Hg. v. Dan Berindei u.a. Köln, Wien 1973, S. 142–196.

Wolgast Eike: „Biographie als Autoritätsstiftung: Die ersten evangelischen Lutherbiographien“. In: *Biographie zwischen Renaissance und Barock. Zwölf Studien.* Hg. v. Walter Berschin. Heidelberg 1993, S. 41–71.

Woods, Jean M.: „Das ‚gelahrte Frauenzimmer‘ und die deutschen Frauenlexika. 1631–1743“. In: *Res Publica Litteraria. Die Institution der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit*. Teil II. Hg. v. Sebastian Neumeister und Conrad Wiedemann. Wiesbaden 1987, S. 577–587.

Zedelmaier, Helmut: *Bibliotheca universalis und Bibliothca selecta. Das Problem der Ordnung des gelehrten Wissens in der frühen Neuzeit*. Köln, Weimar, Wien 1992.

Zimmermann, Christian von: „Biographie und Anthropologie“. In: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Hg. v. Christian Klein. Stuttgart, Weimar 2009, S. 61–70.

Zimmermann, Christian von: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830–1940)*. Berlin, New York 2006.

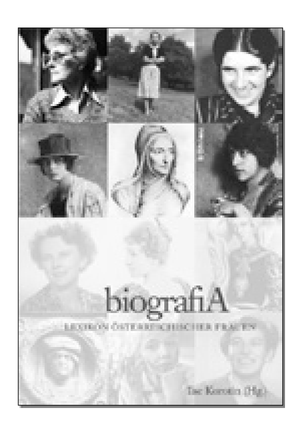
Zimmermann, Christian von u. Nina von Zimmermann (Hgg.): *Frauenbiographik. Lebensbeschreibungen und Porträts*. Tübingen 2005.

Zimmermann, Christian von: „Verinnerlichung der Trauer – Publizität des Leids. Gefühlskultur, Privatheit und Öffentlichkeit in Trauertexten der bürgerlichen Aufklärung". In: *Gefühlskultur in der bürgerlichen Aufklärung*. Hg. v. Achim Aurnhammer, Dieter Martin u. Robert Seidel. Berlin, New York 2004, S. 47–74.

Onlinequellen

Alheit, Peter: „‚Biografizität' als Schlüsselkompetenz in der Moderne". http://freiealtenarbeitgoettingen.de/cms/upload/2_LERNEN/pdf-Dateien/Alheit_Biographizitaet_2006.pdf (Zugriff: 24.7.2015).

Personenregister



ILSE KOROTIN (HG.)

biografiA

LEXIKON ÖSTERREICHISCHER FRAUEN

Das vierbändige Lexikon beinhaltet rund 6.500 Biografien österreichischer Frauen bzw. Hinweise auf frauenbiografische Spuren von der RömerInnenzeit bis zur Gegenwart – einschließlich Geburtsjahr 1938 – und ist auf einen Wirkungsbereich in den geografischen Grenzen des heutigen Österreich bezogen. Es zeigt eindrucksvoll das Wirken von Frauen in Politik, Gesellschaft, Kultur und Geschichte, betritt dadurch in vielen Bereichen biografisches Neuland und eröffnet neue Forschungsperspektiven.
Die Konzeption des Lexikons orientiert sich an den theoretischen Überlegungen einer feministischen Biografieforschung, welche es erlaubt, weibliche Lebensläufe in deren genderspezifischer Bedeutung zu reflektieren und zu würdigen.
Das Lexikon ist Teil des multimodularen Dokumentations-, Forschungs- und Vernetzungsprojekts „biografiA. Biografische Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen“ am Wiener Institut für Wissenschaft und Kunst.

2016. 4248 S. 128 S/W-ABB. 4 BDE. GB. IM SCHUBER. 170 X 240 MM.
ISBN 978-3-205-79590-2

Bei diesem Band handelt es sich um die erste umfassende Studie zur theoretischen Reflexion biographischen Schreibens am Ende des 18. Jahrhunderts. Anhand einschlägiger Schriften namhafter Protagonisten der deutschsprachigen Aufklärung wie Thomas Abbt, Johann Gottfried Herder, Friedrich Schlichtegroll und Daniel Jenisch wird der Versuch nachgezeichnet, die Biographie als Leitgattung einer universalen hermeneutischen Weltsicht zu etablieren.



ISBN 978-3-205-20290-5 | WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM